

II



SVEN HEDIN.

**ZU LAND NACH
INDIEN**

Hedin, S.A.

Author.....

DS 9 (2)

Class. No.....

Accession No..... 122143

THIS BOOK
WAS PRESENTED
TO
WESTFIELD COLLEGE
LIBRARY
BY

his daughter
from the library
of
Dr. Hans Kimmel
1977

QMW Library



23 1066215 X

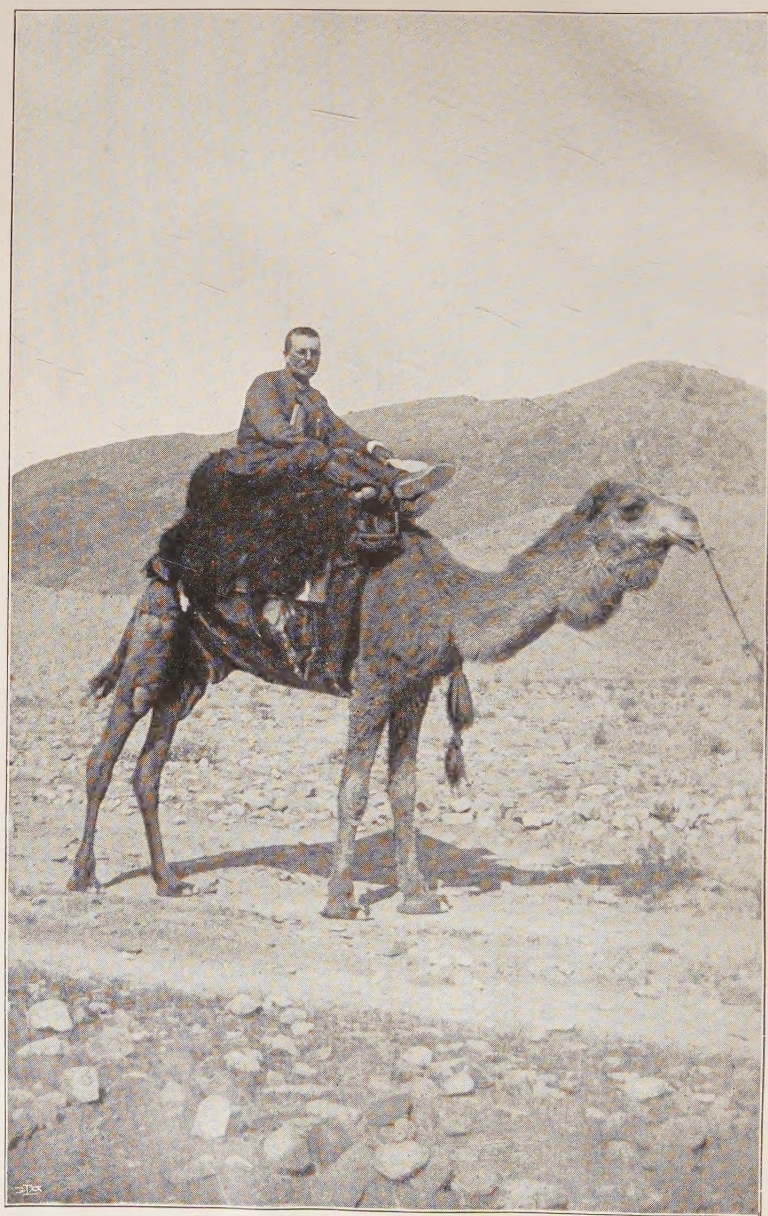
Zu Land nach Indien.

Zweiter Band.



Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KV-514-133



Der Verfasser auf dem Weg nach Belufschistan. (S. 344.)
Aufgenommen von dem Afghanen Muhammed Ahdref Chan.

2243
16/2/77

Zu Land nach Indien

durch Persien, Seistan, Belutschistan.

Von

Sven Hedin.

Mit 308 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen,
Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit
2 Karten.

Zweiter Band.



Leipzig:
S. A. Brockhaus.

1910.



Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Vierunddreißigstes Kapitel. Eine Oase an der Küste der Kewir	1— 14
Fünfunddreißigstes Kapitel. An der Grenze zwischen Sand- und Salzwüste.	15— 29
Sechsenddreißigstes Kapitel. Karavanenleben	30— 41
Siebenunddreißigstes Kapitel. Rasttage unter Palmen. . . .	42— 54
Achtunddreißigstes Kapitel. Blutige Religionschauspiele . . .	55— 71
Neununddreißigstes Kapitel. Die Dattelpalmen von Tebbes. .	72— 82
Vierzigstes Kapitel. Marco Polo.	83— 94
Einundvierzigstes Kapitel. Ein Wüstensee	95—104
Zweiundvierzigstes Kapitel. Die Wüste von Baahad.	105—117
Dreiundvierzigstes Kapitel. Die Wüste Alexanders und Naders Thron	118—130
Vierundvierzigstes Kapitel. Im toten Land	131—141
Fünfundvierzigstes Kapitel. Den Palmen entgegen	142—153
Sechsendvierzigstes Kapitel. Reisen in der Kewir.	154—186
Siebenundvierzigstes Kapitel. Persische Senken.	187—199
Achtundvierzigstes Kapitel. Alexanders Heerzug durch Südbelu- tschistan.	200—224
Neunundvierzigstes Kapitel. Postglaziale Klimaänderungen in Persien.	225—255
Fünfzigstes Kapitel. Die Verbreitung der persischen Sandwüsten	256—267
Einundfünfzigstes Kapitel. Abschied von meinen Kamelen. . .	268—280
Zweiundfünfzigstes Kapitel. An das Ufer des Hamunsees . .	281—293
Dreiundfünfzigstes Kapitel. Eine Seefahrt.	294—302
Vierundfünfzigstes Kapitel. Im verpesteten Lande.	303—320
Fünfundfünfzigstes Kapitel. Der Hil'neudfluß	321—331
Sechsendfünfzigstes Kapitel. Zwischen Persien und Afghanistan	332—346
Siebenundfünfzigstes Kapitel. Ein Ausflug auf afghanisches Gebiet	347—360
Achtundfünfzigstes Kapitel. Durch Belutschistan.	361—374
Neunundfünfzigstes Kapitel. Am Ziel der Reise	375—381
Register	382—394

Abbildungen.

	Seite
Der Verfasser auf dem Weg nach Belutschistan. Aufgenommen von dem Afghanen Muhamed Achref Chan	Titelbild
110. Oase Thur	8

	Seite
111. Bewohner von Chur	9
112. Straße in Chur. 113. Von Regenwasser überschwemmte Straße . .	16
114. Alter Mann und Knabe aus Chur. 115. Knaben in Chur. Zeich- nungen des Verfassers	17
116. 117. Bewohner von Chur. Zeichnungen des Verfassers	24
118. 119. Sechzehnjährige Jünglinge. Zeichnungen des Verfassers	25
120. 121. Siebzugsjährlge Greise aus Chur. Zeichnungen des Verfassers .	32
122. Junger Mann. 123. Der junge Taghi. Zeichnungen des Verfassers	33
Bunte Tafel. Karawanseiai in Rabat-gur	34
124. An der Grenze zwischen Sandwüste und Rewir. 125. Im Sand . .	44
126. 127. Aufmarsch der Kamele in Tschengert vor dem Photographen . .	45
128. Die Karawane in den Dünen. 129. Bei Tschamedsch.	48
130. Einer der Brunnen bei Tschamedsch.	49
131. Lager Nr. 36 bei Haus-i-Sultan-sar. 132. Dorf Dschaffaru	52
133. Der achtzugsjährlge Gulam Hussein. 134. Ein Bewohner von Dschaffaru. Zeichnungen des Verfassers	53
135. Ali Mehemet, ein Hirt aus Dschaffaru. 136. Hamide, vierzugsjährlge Frau aus Dschaffaru. Zeichnungen des Verfassers	60
137. Die widerspenstigen Modelle	61
Bunte Tafel. In der Dase Tebbes. Endlich wieder unter Palmen! . .	65
Bunte Tafel. Im Harem des Seiden	66
138. Handelskarawane beim Aufbruch in Rabat-gur	72
139. Hof des Karawanseiai in Tschahrdeh. 140. Neugierige vor dem Karawanseiai in Tschahrdeh	73
Panorama V. 1. Aussicht auf den Kuh-i-schuturi von einem Palmengarten in Tebbes. 2. Kuh-i-schuturi und Kuh-i-bischemal von Perwadeh aus. 3. Aussicht vom Haus-i-hatam nach Südosten (Kuh-i-deh-no) und Süden (Schah-kuh). 4. Aussicht von Mal nach Norden. Zeichnungen des Verfassers	76
141. Dorf Tschahrdeh	80
142. Ein märchenhafter Anblid	81
143. Die Stadt Tebbes	84
144. Neugierige beim Einzug in Tebbes	85
145. Die Halle des Gouverneurpalastes in Tebbes	88
146. Ein idyllischer Plaz im Garten des Gouverneurs	89
147. Straße zur Hauptmoschee. 148. Westschid-i-Dschuma mit ihrem Minaret	92
149. Das alte Minaret	93
150. Hochschule von Tebbes	96
151. Straßenjungen	97
152. Tekieh in Teheran. Von einem Armenier aufgenommen	104
153. Die Bühne im Tekiehgarten in Tebbes	105
154. Marktplaz von Tebbes. 155. Nomadenzelt auf dem Marktplaz . . .	112
156. Eine Schuhmacherverfstatt unter freiem Himmel	113
157. 158. Typen von Tebbes. Zeichnungen des Verfassers	120
159. Festung von Tebbes. 160. Das Grab des heiligen Sultan Hussein Riza	121
161. Zmamfades Sultan Hussein Riza	124
162. Westtor von Tebbes	125

Bunte Tafel. Die Dase Raibend	128
163. Zuschauer am Westtor von Tebbes	132
164. Basar in Tebbes	133
165. Malerische Straße in Tebbes	144
166. Über den Mauern schwanen die Kronen stattlicher Palmen.	145
167. Die Tochter des Seiden. 168. Im Haremshof des Seiden	152
169. Sie stellten sich längs der Wände auf, wo sie regungslos wie Nonnen stehenblieben.	153
170. Eine stille Gasse. 171. Der Festspielhof	156
172. Die Teilnehmer an den blutigen religiösen Schauspielen zerfleischen sich	157
173. Die wilderregte Menge	160
174. Der Katastroph in Hussains Leichenzug	161
175. Ein verfallenes Tor	168
176. Tor in der Stadtmauer. 177. Opfer des Photographen	169
178. Palmengruppen in meinem Garten. 179. Am Rande der Stadt	176
180. Dorf Fahanuntich. 181. Lager Nr. 41	177
182. Muessinabad. 183. An der Festungsmauer in Muessinabad.	184
184. Schlamm und Kewirboden am Ufer des Ab-i-Kewir	185
185. Dorf Perwadeh	192
186. Palmen spiegeln sich in einem kleinen Teiche	193
187. Gärten in Perwadeh. 188. Eines der gemieteten Kamele	200
189. Auf dem Wege nach Toroscho. 190. Durch eine flache Talsfurche	201
191. Thal im Toroschogebirge. 192. Lager in der wasserlosen Baabadwüste	208
193. Raft in der Kewir. 194. Scharf und grell heben sich die Kamele ab	209
195. In der schneeweißen Salzwüste. 196. Nadirs Thron	216
197. Wir füllen unsere Wasserschlänche	217
198. Die Dase Raibend	220
199. Die Häuser kleben wie Vogelnester an den Hängen	221
Bigarette im Text. Alexander der Große	224
200. Im Schatten der Palmen von Raibend	224
201. Aussicht von der Burg. 202. Blick auf Raibend	225
203. Neugierige auf der Mauer über meinem Lager	228
204. Junge Tageiebe	229
205. Alter Mann. Zeichnung des Verfassers	236
206. Der junge Hussein Ali. Zeichnung des Verfassers	237
207. 208. Männer aus Raibend. Zeichnungen des Verfassers	240
209. 210. Knaben aus Raibend. Zeichnungen des Verfassers	241
211. 212. Junge Modelle. Zeichnungen des Verfassers	248
213. Schwarze Nomadenzelle. 214. Nomadenfrauen und Kinder.	249
215. Die schöne Masume. Zeichnung des Verfassers	252
216. Die zwölfjährige Rogié. Zeichnung des Verfassers	253
217. In Gedanken versunken. Zeichnung des Verfassers	260
218. 219. Fünfzehnjährige Mädchen. Zeichnungen des Verfassers	261
220. 221. Typen aus Ser-i-tscha. Zeichnungen des Verfassers	264
222. Nomadenlager. 223. Brunnen Haus-i-Mi-Schah	265
224. Die Kamele werden getränkt	272

	Seite
225. In den Bergen bei Neh.	273
226. Festung Neh	280
227. Die Stadt Neh	281
228. Windmühlen in Neh	284
229. Der Jäger Abbas.	285
230. Windmühlen.	292
231. 232. Kindertypen. Zeichnungen des Verfassers	293
233. 234. Landschaft am Vandanfluß.	296
235. Mein Reitkamel beim Abschied. Zeichnung des Verfassers	297
236. Am Ufer des Hamunsees.	300
237. Nachbarschaft in der Nähe meines Lagers am Hamun	301
238. Familienleben am Hamun	304
239. Eingeborene vor ihren Schilfhütten	305
240. Ein primitives Fahrzeug.	312
241. Auf offenem See	313
242. Ein Teil meiner Flottille.	320
243. Durch einen Schilfskanal.	321
244. Dem Ostufer zu.	328
245. Asfelabad	329
246. Das englische Konsulat in Nasretabad.	332
247. Auf dem Weg zum Hilmenä	333
248. Ein eigenfinniges Dromedar wird über den Hilmenä bugsiert.	340
249. Am Ufer des Hilmenä	341
250. Meine Diener schöpfen Wasser aus dem Hilmenä.	346
251. Grenzpyramide zwischen Persien und Afghanistan	352
252. Zwischen Lehmrückten.	353
253. Windfurchen in der Lehmwüste	359
254. Horizontal gelagerter Lehm.	361
255. Die „schwarze Wüste“	369
256. Landenge im Bett des Schela.	376
257. Salzwasser im Schela.	377
258. Beim Ausbruch von Kuh-i-Malek-Siah.	380
Aufnahme von Muhammed Achref Chan	381
259. Vor dem Stationshaus in Rabat.	381
260. Siaret-i-Malek-Siah-Kuh	381
261. Reindromedare in Rabat	381
262. Einige meiner Leute im Doppelsattel.	381
263. Im Sargaulbisch	381
Bunte Tafel. Belutsch auf Reindromedaren	381
264. Ein schöner Sargaulstrauch.	381
265. Weidendes Dschambaz	381
266. Ein Dünenmeer.	381
267. Zerfallenes Haus in Sirre	381
268. Der Schela zwischen Steppe und niedern Sanddünen.	381
269. Salzwasser im Bett des Schela	381
270. Bungalow auf dem Wege nach Muschi.	381
271. Belutsch	381
272. Belutschhirten.	381
273. Auf dem Weg nach Muschi	381
274. Ein magerer Steppengürtel.	381
275. Nomadenzelt.	381
276. Mustafa Chan und meine Belutschleibwache	381
277. 278. Nomadenlager	381
279. Landschaft in Belutschistan.	381
280. Lager im Schatten der Tamarisken	381
281. Belutschknabe. Zeichnung des Verfassers	381
Vignette im Text. Ein treuer Begleiter. Zeichnung des Verfassers	381

Karte.

Hedins Reise durch die Kewir bis nach Afghanistan und Belutschistan. Gezeichnet von Oberstleutnant N. S. Byström. Maßstab 1:1 500 000.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Eine Oase an der Küste der Rewir.

So de, kahl und gelb wie die Wüste, wird Abbajabad mit seinen vier mit Kuppeln geschmückten Hütten durch etwa tausend Dattelpalmen verschönt, von denen etwa sechshundert Frucht tragen. Sonst baut man hier nur Weizen, Gerste und Baumwolle, und die Dorfbewohner besitzen 60 Kamele und 50 Schafe. Das Berieselungswasser, das durch einen Kanat gewöhnlicher Art hierhergeleitet wird, ist salzig und untrinkbar, aber ein Quellbach in der Nachbarschaft liefert dem Dorfe süßes Wasser. Man freute sich hier über den Regen; jetzt mußten alle Zisternen sich füllen und das Steppengras auf den Weiden draußen üppig gedeihen. Bis in den April kann man noch Regen erwarten, dann aber bleibt der Himmel stets klar. Selten regnet es zwei oder drei Tage hintereinander; in manchen Jahren sind die Niederschläge sehr unbedeutend. Es schneit hier nur selten, der Sommer ist sehr heiß, und der Winter ist die Jahreszeit der Winde. Von Abbajabad führen Wege nach Chur-i-ges, Arusun, Dschandak, Ferruchi und Chur.

Als ich mich um 10 Uhr schlafen legte, plätscherte es noch immer vom Himmel, und der alte Mann, der uns beherbergte, bat mich eindringlich, mich möglichst nahe an die Wand zu legen, da er nicht dafür einstehen könne, daß die Kuppel nicht unversehens einstürze.

Gegen 7 Uhr morgens am 14. Februar hörte der Regen endlich auf, nachdem er zwanzig Stunden ohne jegliche Pause herabgeströmt

war; aber der Himmel blieb den ganzen Tag hindurch drohend und düster, und um 2 Uhr begann es abermals leicht zu regnen. Wir sagten Abbasabad Lebewohl, ließen im Osten den Kuh-i-kuddelau hinter uns zurück und zogen am Kuh-i-hamsau vorüber. Fünf oder sechs Farsach weit nach Westen hin erhebt sich der Kuh-i-gumbi, an dessen Fuß Ferruchi liegt und der jetzt vom Gipfel bis an den Fuß mit Schnee bedeckt war. Man ist erstaunt, in einem Gernsirr beschneite Berge zu finden; aber dies kann nur den gestrigen Regengüssen zugeschrieben werden, die auf der Höhe des Gebirges als Schnee gefallen waren; die weiße Decke wird bald wieder verschwunden sein.

Nachdem wir die Straße, die von Dschandak über Tschano nach Chur führt, gekreuzt haben, gelangen wir an den Mil-i-dirun, einen Fluß, der in der Sekunde 3 Kubikmeter sehr trübes, scharfsalziges Wasser führte, das weiter flussaufwärts süß sein soll. Dies ist auch beim Rudchaneh-i-gohugun der Fall; beide werden salzig, sobald sie mit dem Kewirboden in Berührung kommen. Sie heißen dann auch nicht mehr Rudchaneh, sondern Schur-ab. Es geht über einen ersten Kewirarm und dann über einen Gürtel festen Bodens, wo inmitten einer größeren Schlammfläche die Zisterne Haus-i-hiser liegt; am südlichen Ende sehen wir die Ruinen des vor kurzem verlassenen Dorfes Hiser.

Dann folgt wieder ein Kewirarm, dessen Breite wohl einen Farsach beträgt und dessen glatter Schlammboden durch den letzten Regen so aufgeweicht und durchnäßt worden war, daß man beim Durchwaten tiefer als einen Fuß einsank und bis an die Knie voll Lehm wurde. In einiger Entfernung westwärts von unserer Route erweitert sich der Arm und ist dort drei- oder viermal so breit wie an der Stelle, wo wir ihn durchwateten. Diese Erweiterung dient möglicherweise als Sammelbecken; das Becken spielt dann dieselbe Rolle wie ein Firnbecken im Verhältnis zu einer Gletscherzunge. Wenn man die Kewir als einen großen Schlammsee betrachtet, ist der Arm, den wir hier überschreiten, nichts anderes als ein Schlammfluß, der sich in den See ergießt.

Der Schlammbrei nimmt schließlich auch ein Ende, und es beginnt grober Sand. Auf dem kurzen Ritt habe ich schon von Abbasad an

die Oase von Chur stets vor mir gesehen. Ihre dunkeln Palmen bilden dichte Haine inmitten niedriger, grauer Lehmmauern, an deren Außenseite sich kleine Dünen angehäuft haben. Das Dorf ist scharf abgegrenzt durch seine Lehmmauern und die äußern Lehmhäuser, bis an deren Fuß die Wüste sich erstreckt (Abb. 110). Erst als ich seine westliche Ecke erreichte, erblickte ich das Lager der Meinen und wurde auch von ihnen gesehen. Sie schlugen schnell mein Zelt auf, so daß es bereitstand, als ich im Lager Nr. 30 anlangte.

Nach den üblichen Begrüßungszeremonien mußte Abbas Kuli Bef mir Bericht erstatten. Sie waren 4 Tage in Dschandaf geblieben und hatten Chur in 4 Tagen erreicht, waren also vor 8 Tagen dort angekommen. Allen ging es gut, und die Kamele waren während der langen Ruhezeit dick und fett geworden. Das erste, was ich tat, war, ein gründliches Bad zu nehmen, um alles Kewirsalz, das mir auf der Haut flete, abzuwaschen. Es war herrlich, wieder in seinem schönen Bett schlafen zu können und nicht draußen im Freien unter der Burcha auf der Erde liegen zu müssen.

Der 15. Februar wurde in Chur der Ruhe gewidmet. Ich zeichnete ein Panorama der Gegend sowie einige Charaktertypen aus der Bevölkerung und machte photographische Aufnahmen (Abb. 111). Hierauf unternahm ich einen Spaziergang durch die malerischen, originellen Gassen des großen Dorfes (Abb. 112), die bisweilen durch kleine gewölbte Bogen ganz unmotiviert überspannt sind. Es gibt hier zwei Moscheen, ein Hammam und einen Turm, der auf einem kleinen, aus Sand bestehenden Hügel steht. Dort oben hat man eine gut orientierende Aussicht über Chur und seine Umgebung, die Palmenhaine und die vor seinen Toren liegende Wüste. Zwei Marktplätze unterbrechen das Labyrinth der Gassen. Einen Bazar gibt es nicht, wohl aber ein Karawanenrai, und draußen vor dem Dorfe liegen die Ruinen eines zweiten. Eine warme Quelle, deren Temperatur jetzt 20 Grad betrug, bildet einen kleinen Bach, und der Kanat des Dorfes geht mit seinen Verzweigungen durch Chur hindurch. Eine wahre Sturzflut des Regenwassers hatte sich gestern durch eine der Straßen ergossen, deren Boden nach den

Ich hatte gedacht, am 16. Februar aufbrechen zu können. Aber nachdem Mirza mich daran erinnert hatte, daß dieser Tag ein Freitag und als solcher ein „fengin rus“, ein Unglückstag für den Antritt einer Reise sei, beschloß ich, noch einen Tag zu opfern und in Chur zu bleiben. Ich erhielt dadurch Gelegenheit, meine Porträtgalerie zu vervollständigen. Vier Stunden saß ich inmitten eines unerschöpflichen Vorrats bereitwilliger Modelle, unter denen ich die Wahl hatte (Abb. 114—122). Die Sitzungen gewährten mir angenehme Erholung und große Befriedigung, und dadurch, daß ich der Unterhaltung der Zuschauer zuhörte, erhielt ich auch noch kostenlosen Unterricht in ihrer Sprache. Ein Zuschauer, der sehr großes Interesse zeigte, machte über ein Porträt die mir sehr schmeichelhafte Bemerkung, daß das Bild ähnlicher sei als das Original selbst. Ein zweiter sagte, daß meine Hand nur den Bleistift halte und seinen Bewegungen folge, daß es aber der Stift sei, der die Züge des Originals zu Papier bringe — eine außergewöhnlich geistreiche Bemerkung, zumal wenn man sie in einem Orte wie Chur zu hören bekommt. Manchmal nimmt die Geschichte aber auch ein plötzliches Ende. So hatte ich hier bereits mehrere Männer gezeichnet und wollte nun auch ein paar Damen von Chur in meinem Skizzenbuch verewigen. Gulam Hussein hatte versprochen, mir die dazu nötigen Modelle zu besorgen. Das erste Modell war ein neunjähriges kleines Mädchen, das Chanum hieß. Das Kind saß ganz still, und das Bild war beinahe fertig, als die Mama, in einen langen Schleier gehüllt, wie ein Gespenst heranschwebte und mit lautem Geheul darüber jammerte, daß ein „Frengei“, ein Europäer, ihre Tochter mit seinem bösen Blick verzaubere. Das Kind stimmte natürlich in den lauten Jammer ein; aber das Konterfei war schon fertig, und die Tränen kamen nicht mehr mit auf das Bild. Nach dieser unerwarteten Störung konnte ich keine der Damen von Chur mehr dazu bewegen, mir Modell zu stehen. Aber mich angaffen konnten sie; wie die Elstern saßen sie auf einem benachbarten Dach und plauderten, schnatterten und lachten unter ihren schmutzigweißen Schleiern.

In das Skizzenbuch kam auch ein zwanzigjähriger Jüngling namens Taghi (Abb. 123). Er hatte scharf ausgeprägte arische Züge, ein ovales, hübsches Gesicht, geradeliegende Augen und Augenbrauen, eine kräftig gezeichnete Adlernase, feingeschwungene, nicht zu dicke Lippen, eine hohe Stirn und, wie es in Ostpersien Sitte ist, den Scheitel gerade in der Mitte, so daß sein langes dunkles Haar wie Gardinen an den Seiten des Kopfes herabhing. Auf dem Kopfe trug er eine zylinderförmige Filzmütze; er ging in Pantoffeln und war in ein leichtes, lästiges, blauweißes Gewand gekleidet, das schon recht zerrissen und schmutzig war.

Die Frauen der Dase waren ebenso sorgfältig verschleiert wie ihre Schwestern in Teheran. Je größer ein Ort ist, desto gewissenhafter wird diese Sitte beobachtet. In kleinen Dörfern, wie Kerim Chan und Alem, brauchen sich die Frauen nicht immer zu verschleiern. Um die Frauen zu verstecken und ein ungestörtes Familienleben führen zu können, sperrt man die Häuser und Höfe nach der Straße hin durch Mauern ab. Gulam Hussein hatte seinen Vater, seinen Bruder, seine Gattin und einen fünfjährigen Sohn in Chur, und die ganze Gesellschaft wohnte in drei dunkeln Zimmern mit Lehmwänden, unter Bienenkorbkuppeln, die ebenfalls aus Lehm aufgeführt waren. Damit er sich den Seinen ganz widmen konnte, beurlaubte ich meinen redlichen Gulam während meines Aufenthalts in Chur, und als wir abzogen, bat er mich, ihn noch einen Tag hierzulassen, er werde mich leicht wieder einholen und zwei Tagemärsche auf einmal machen. Er hatte seine Familie sehr lange nicht gesehen und keine Nachrichten von ihr erhalten, hatte aber gar keine Erregung gezeigt, als wir uns seinem Heimatdorte näherten. Wie ein Zugvogel begrüßte er die Seinen im Vorbeiziehen und schied dann wieder von ihnen ohne die geringste Wehmut. Für zartere Gefühle hat die Brust eines persischen Kamelreiders keinen Raum; er kann nicht lieben und Sehnsucht empfinden — in einer Hinsicht muß dies ein recht angenehmes, beruhigendes Gefühl sein.

Gründlich ausgeruht, dick und fett, ließen sich die Kamele am Morgen des 17. Februar wieder ihre Lasten aufbürden. Wir bedurften

zum Tragen der Lasten nicht mehr der Hilfe genteteter Kamele; die zehn Tagemärsche, die uns noch von Tebbes trennten, würden sie ohne Schwierigkeit zurücklegen können. Wie gewöhnlich schauten Männer und Buben unserer Abreise zu, während neugierige Weiber, in ihre schmutzigweißen Babelaken, genannt Schleier, gehüllt, die Dächer der Häuser zierten. Ich freute mich, wieder den Klang der Glocken meiner eigenen Kamele zu hören und ebenso sicher wie bequem auf meinem hochbeinigen Träger zu sitzen, als wir aus Chur abzogen und sein Labyrinth von Lehmhäusern schnell hinter uns verschwand. Ebenso plötzlich hörten gleich darauf die Palmen auf, und wir überschritten eine Reihe ausgetrockneter Betten, Rinnen, Gruben und Löcher, die alle vom Regenwasser ausgewaschen waren und von denen einige noch mit Wasser gefüllt waren.

Mezre=i=neru heißt ein kleines Dorf mit eigenem Palmenhain, das unmittelbar am Rande der weißen Kewir liegt, gleich einem Fischerdorfe an einer Küste. Nach Norden hin erhebt sich aus der Wüste das kleine Kewirgebirge Kuh=i=kuddelau, das mir, als ich es auf dem Wege nach Abbasabad zuerst durch den Regennebel erblickte, viel größer erschien als jetzt. Im Süden des Weges treten neue Partien der Bergkette Kuh=i=iretsch hervor, deren höhere Spitzen mit Schnee bedeckt sind. Im Norden sieht man kaum einen Kilometer entfernt die sehr deutliche, außerordentlich scharf gezogene Grenze der Kewir. An ihr entlang zieht sich ein anderer Weg, der schneller zum nächsten Lagerplatz führen soll, aber jetzt nach dem Regen ist er unsicher.

Beim Rudchaneh=i=ambar haben wir den ersten Farfack zurückgelegt. Auf der rechten Seite unserer Straße, wo Steppengras wächst, weidet eine Kamelherde; bei ihrem Anblick werden unsere Hengste wild. Der Schaum fällt ihnen in Flocken von den fleischigen Lippen, sie gurgeln und röcheln dumpf, werfen den Kopf hintenüber und reiben den Nacken am Vorderhocker, wobei sie mit dem Schweife umfischschlagen. Der schwarze Hund ist noch immer unser Begleiter; er hat sich in der Karawane durch die ausgezeichneten Dienste, die er ihr als Nachtwächter leistet, eine gewisse Beliebtheit erworben. Newent humpelt

sehr und hat von dem heißen Salz in der Kewir wunde Vorderpfoten. Abdul Kasim reibt sie ihm jetzt mit Henna ein; wenn dies helfen sollte, würde es mich freuen.

Wir sind wieder draußen in der Wüste und beginnen ein neues Kapitel, den Weg nach Tebbes. Tebbes ist einer der Hauptpunkte dieser weiten Reise; nach allem, was ich bereits von der Dase gehört habe, erwarte ich dort ein wahres Paradies im Herzen der Wüste. Thur ist der letzte ständig bewohnte Ort, den wir auf Tage hinaus berührt haben, und als die ersten Hügel seine dunkeln Palmen verdeckten, war mir zumute, als ob ich eine Insel verließ, um wieder ins offene Meer hinauszusteuern.

Unser kurzer Besuch hatte in das eintönige Leben der Eingeborenen ein wenig Abwechslung gebracht. Sie werden sich zwar über den Grund der Visite und noch mehr über den des Porträtierens den Kopf zerbrechen, aber sie werden auch noch lange daran denken, daß meine Kasse bei ihnen um 68 Toman leichter geworden war. Ja, es war wirklich nicht viel anders gewesen, als wenn ein Schiff auf einen oder zwei Tage eine der Inseln des Weltmeers anläuft und mit den Eingeborenen Tauschhandel treibt. Die einsame Wildnis breitet ihre Arme aus, um mich zu empfangen; eine Stunde nach der andern habe ich die Kewir zur Linken und den ungleichmäßigen, schwarzen Gebirgskamm zur Rechten. „Herr, hier haben wir 3 Farsach zurückgelegt“, sagt der Führer, der neben meinem Kamele geht, und weckt mich damit aus meinen Träumen.

Der weiße Salzgürtel, der sich bisher längs der „Küste“ hingezogen hat, verschmälert sich und läuft in einen Keil aus. Die Kewir nimmt eine schmutziggrobraune unbestimmte Farbe an, obgleich man weiter hinten, nach ihrem Innern zu, noch immer weiße Streifen erblickt. In Thur sagte man geradezu, daß die Kewir ein See sei, ein See, der unter einer Decke von Salz, Schlamm und Ton verborgen liege. Haue man das Salz auf, das stellenweise bis $1\frac{1}{2}$ Meter mächtig sein könne, so sinke die Hacke auf den Grund des Kewirsees; wie tief dieser Grund liege, wisse kein Mensch.

Der Pfad, auf dem wir ziehen, der große Karawanenweg nach Tebbes, ist weniger ausgetreten, als man hätte erwarten sollen, und es begegnete uns während des ganzen Tages kein Mensch. Aber die Karawanen, die von Tebbes nach Chur ziehen und von dort nach Schahrud weitergehen, begeben sich meist erst im Frühling und im Vorsummer auf die Reise. Sie marschieren auch stets bei Nacht — daher ist der Weg durch eine Reihe Steinmale bezeichnet. Irgendwie erwähnenswerten Lokalverkehr soll es hier nicht geben, da jede der beiden Oasen sich selbst genug ist. Der Nichtweg, der von Chur-i-ges quer durch die Kewir nach der Oase Tebbes führt, also die große südliche Bucht der Salzwüste abschneidet, wird im Winter nie benutzt. Auch im Frühling und Sommer, wenn keine Regengefahr droht, gilt er als recht unangenehm, weil er durch seine Salzschollen und harten Lehmböcker uneben ist; er erinnert an Schlacken und Lava.

Unser Weg, dessen Richtung anfangs ost-südöstlich gewesen ist, biegt jetzt nach Südosten ab und nähert sich dem Fuße des Gebirges. Der Haus-i-teschtab war mit süßem, trübem Regenwasser gefüllt, in dem die Kamele sich satt trinken durften, worauf wir zwischen Geröllhügeln an der Quelle gleichen Namens in 919 Meter Höhe das Lager Nr. 31 aufschlugen. Ihr Wasser ist salzhaltig, aber die Zisterne lag in der Nähe, und wir hatten überdies einen kalbledernen Schlauch voll Trinkwasser mitgenommen. Fliegen, Mücken, Spinnen und Ameisen zeigen sich jetzt; am Abend bleibt das Zelt offen, damit es nicht drinnen durch das Kohlenbecken zu warm wird.

Mein Arbeitstag ist ziemlich lang; 16 Stunden bin ich in Tätigkeit, und davon gehen nur $2\frac{1}{2}$ Stunden für Frühstück, Mittagessen, Ausbruch und Lagern ab. Aber meine Arbeit, der Tagemarsch, die Karte, Beobachtungen, Zeichnungen und Notizen, füllen ihre 13 Stunden reichlich aus. Daher ist mir die Ruhe sehr erwünscht, wenn die Nacht freundlich und still sich herabsenkt.

Ich legte mich um 10 Uhr nieder und konnte 8 Stunden des mir sehr notwendigen Schlafes entgegensehen. Aber diesmal wurde

nichts daraus, denn um 11 Uhr fuhr ein außergewöhnlich heftiger Windstoß aus Westen über die Gegend hin. Er hätte mein Zelt umgerissen, wenn ich nicht rechtzeitig aufgesprungen wäre und die Zeltstangen festgehalten hätte, bis Awul Kasim erschien und die flatternde Zeltleimwand wieder befestigte. Der so plötzlich auftretende Wind dauerte nur eine halbe Stunde; aber bevor er wieder aufhörte, trommelten schon die ersten schweren Regentropfen auf mein Zelt Dach, und ihnen folgte bald ein geradezu tropischer Regen von unbeschreiblicher Heftigkeit, daß man glaubte, das Wasser werde das Zelt plattdrücken. Alle umherliegenden Sachen wurden schnell in die Kisten gepackt, die wir in die Mitte des Zeltes stellten; nachdem ich dann in meinem Bett gut zugedeckt worden war, konnte ich es ruhig weiter regnen lassen. Aber ich lag noch lange wach und hörte zu, wie der dichte Regen aus der einen Wolke gleichsam die Melodie spielte, während große, schwere, vereinzelte Tropfen aus einer andern die Begleitung ausführten. Und dann merkte ich, wie es durch das Zelt Dach und die Wände tropfte und leckte und wie sich drinnen bei mir hier und dort kleine Seen bildeten. Zum Glück hatten wir das Lager auf einer kleinen Anhöhe aufgeschlagen, sonst hätte uns wohl gar noch ein reißender Bach überrascht.

Der Regen hielt die ganze Nacht an, und als Awul Kasim mich am Morgen weckte, brachte er mir die Nachricht, daß es noch immer regne und schwarze Wolken den Himmel bedeckten. Doch schon vor 7 Uhr wurde es besseres Wetter, und wir konnten unsern Tagesritt in trocknen Kleidern antreten. Aber die Kamele sahen aus, als ob sie direkt vom Bade kämen, und ihre Packsättel waren ganz mit Wasser durchzogen. Infolgedessen haben die Tiere eine bedeutend schwerere Last zu tragen, und auch die Zelte sind heute doppelt so schwer wie sonst.

Die Kewir, deren Rand wir 2 Farsach weit im Norden unserer Route sehen, hat einen dunkleren Farbenton angenommen, als sie gestern hatte, und der Führer sagt mir, daß sich ihr Boden in losen, weichen Schlamm verwandelt habe. Die Rinne des Tschatabgebirges, an dessen Fuß unser Lager gelegen hatte, war am frühen Morgen bis an den Rand mit Wasser gefüllt gewesen: jetzt floß in dem Bett

nur noch ein Drittel Kubikmeter dicken, trübroten Wassers. Hier und dort hat seine Oberfläche noch Schaumflocken, die anzeigen, daß eine gehörige Wasserflut von den Abhängen heruntergeströmt ist. Den ganzen Weg entlang und besonders in der ausgetretenen Furche des Pfades stehen überall Lachen süßen Wassers für Durstige bereit, und der nasse Boden ist durch diesen heftigen Regen aufgeweicht; aber ein kalter, feuchter Chorassanwind tut, was er kann, um all dieses Wasser zu beseitigen.

Das Land ist ein wenig hügelig, und in der Nähe des Lagers dehnt sich ein Sandgürtel mit zahlreichen Sargaulstauden aus. In unserer Nähe schillert die Wüste graugelb, geht dann aber in Dunkelrotbraun über und erscheint weit hinten, nach ihrem Innern zu, fast schwarz, was auf vermehrte Feuchtigkeit in den tieferliegenden Teilen der Depression schließen läßt. Die weißen, aus Salzkristallen bestehenden Streifen, die wir gestern erblickten, waren jetzt verschwunden, doch gewiß nur, um wieder hervorzutreten, sobald die Oberschichten des Bodens trocken waren.

Der Weg führt über feinen Grus und Sand auf gelbem Lehmuntergrund. Auf der linken Seite ziehen sich helle Sargaulgürtel hin, rechts wachsen niedrige Steppengrasbüschel. Der relativ hohe Bergkamm, den wir im Süden vor uns haben, ist leicht beschneit, und um seine Gipfel ballen sich von neuem schwere Wolken drohend zusammen. Doch das Wetter klärt sich wieder auf; die Sonne tritt hin und wieder aus den Wolken hervor, und man hört deutlich, wie das Wasser in dem Boden, der einem vollgesogenen Schwamme gleicht, gluckst, brodelnd und quillt. Die kleinen isolierten Berge und Kämme treten wieder klarer hervor, und die im Nordwesten aufragenden schillern hellblau und blafrosa; sie scheinen wie leichte Schleier über dem dunkeln Boden der Kewir zu schweben.

Am Rudchaneh-i-Kundeher hat man 2 Farsach hinter sich; hier beginnen die Wassertachen auf der Bodenoberfläche bereits spärlicher zu werden, um allmählich ganz aufzuhören. Der Führer meint, dies komme daher, weil es im Osten weniger geeignet habe; aber ich bin

der Ansicht, daß es an der im Laufe des Tages zunehmenden Verdunstung liegen muß. Das Bett, dessen Lauf wir in südöstlicher Richtung aufwärtsfolgen, ist zwischen roten Hügeln in den Boden eingeschnitten, und als wir wieder in offenes Gelände hinausgelangen, reiten wir durch mehrere Gürtel üppiger, prächtiger Sazale. Das Gestein ist hier roter Sandstein.

Wir nähern uns wieder dem Ufer der Kewir, das jetzt nur noch einen halben Farsach entfernt liegt. Im Norden, Nordosten und Ostnordosten ist der Horizont der Wüste absolut gerade. Infolgedessen macht sie hier mehr als je zuvor den Eindruck eines gewaltigen Sees, besonders, da sie nach dieser Seite hin auch durch die vielen Salzstreifen weiß glänzt — es sieht aus, als schwimme Eisschlamm auf dem Spiegel dieses phantastischen Sees. Je mehr man von der Kewir an den verschiedenen Teilen ihres Randes und in ihrem Innern, von dem Lande rings umher und von dem hier herrschenden Wetter sieht, desto klarer wird die Vorstellung, die man sich schon beim ersten Anblick von ihrer Entstehung machte. Wie mir die Perser versicherten, war dieses Jahr ein außergewöhnlich regnerisches, aber ein solcher Sturzregen, wie wir ihn diese letzte Nacht erlebt hatten, war unter allen Umständen eine große Seltenheit. Die eigentliche Regenzeit tritt in der zweiten Hälfte des Winters ein. In der übrigen Zeit des Jahres ist der Himmel gewöhnlich klar, und im Sommer ist es glühend heiß. Es ist klar, daß die Verwitterung unter solchen Verhältnissen hier, wo obendrein eine schützende Vegetationsdecke fehlt, mit großer Energie fortschreiten muß. Da ist es das Regenwetter, das während der Wintermonate das feine, im Sommer pulverisierte Material nach der Kewir hinunterschwenmt und im Laufe der Jahrtausende ihre Depression mit festem Material ausfüllt. Alle diese Regenbäche lassen ihre Fluten in der Kewir und tragen dadurch zur Erhaltung der Feuchtigkeit in diesem unterirdischen See bei.

Vom Haus=i-patil, an dem wir in 827 Meter Höhe im Lager Nr. 32 uns niedergelassen hatten, war es nicht mehr weit nach dem Rande der Kewir. Es handelte sich jetzt darum, ob wir es

wagen sollten, die sich hier nach Süden vorschiebende große Bucht der Salzwüste zu durchqueren. Könnten wir geraden Weges über diese Bucht hinüberziehen, so würde ich sehr viel Zeit ersparen, war aber ihr Boden zu aufgeweicht, so blieb keine andere Wahl, als die Bucht zu umgehen.

Neben unserem Lager gab es zwei Zisternen, die gelbes Regenwasser jetzt bis an den Rand füllte. Sie seien, behauptete der Führer, bereits durch den Regen gefüllt worden, der uns auf dem Weg nach Abbasabad überfallen, und der Regen der letzten Nacht habe ihrem Vorrat nichts hinzugefügt, wie man an den nach ihnen führenden Rinne sehen könne. Es erschien mir auch, als seien die Niederschläge hier im Osten wirklich weniger kräftig gewesen als am Teshab, und Gulam Hussein, der sich am Abend rechtzeitig wieder zu uns gesellte, konnte diese Annahme bestätigen. Er erzählte, daß es in Chur wie toll geregnet habe, und meinte, in der Kewirbucht sei vielleicht nur sehr wenig Regen gefallen und wir könnten es immerhin mit dem näheren Wege versuchen.

Gulam Hussein berichtete auch, daß am folgenden Tag eine mit Dattelsaft beladene Karawane von Chur über Darin und Halwan nach Turschis ziehen werde, wo sie Weizen, Gerste, Zucker und Rosinen holen solle; sie benutzt also den am Südrande der Kewir entlang führenden Weg und erreicht Turschis in 15 Tagereisen.

Haus-i-patil ist eine öde Gegend, aber Wasser und Brennholz hatten wir im Überfluß. Der endlose Kewirhorizont beherrscht die Landschaft, und fern im Osten sieht man die bei Darin und Halwan liegenden Gebirge, die jetzt miteinander in einen hellblauen Anriß verschwimmen; man unterscheidet sie kaum von den ewigen Wolken, die sich anscheinend nicht entschließen können, diesen Himmel zu verlassen (Panorama III, Abb. 1, f. erster Band, S. 302).

Stinfunddreißigstes Kapitel.

An der Grenze zwischen Sand- und Salzwüste.

Als wir am 19. Februar gerade aufbrechen wollten, kam eine kleine Karawane aus Ghur, die nach Ticha-medjschi wollte. Ihr Führer warnte uns aufs nachdrücklichste davor, jetzt die große Kewir zu durchqueren, da sie ganz gewiß teilweise unter Wasser stehe und wir dort jedenfalls unsere Kamele ganz zuschanden reiten würden.

Schön, dachte ich, das werden wir ja sehen, wenn wir erst in ihrer Nähe sind. Wir brachen bei gutem, aber kühlem Wetter und klarem Himmel auf. Jenseits des östlichen Vorsprunges des Bergkammes, den wir bisher zur Rechten gehabt haben, tritt eine neue, höhere Kette mit beschneitem Kamm hervor, die Kuh-i-puscht-i-badam heißt; im Südosten ist das Land völlig flach und offen, und im Südosten zeigt sich ein neuer Bergstock namens Kuh-i-rabat-i-dhan.

Unser Marsch wird durch eine 300 Meter breite Bucht der abgeknürten Kewir aufgehalten. Es hätte ein paar Minuten länger gedauert, wenn wir um sie herumgezogen wären, aber Habibullah, der voranging, marschierte unbekümmert geradeaus, und die Karawane folgte ihm. Doch je weiter man sich vom Ufer entfernte, desto weicher wurde der Boden; die Kamele traten ein richtiges Moor- und Schlammbett aus und sanken bald bis an die Kniegelenke ein. Nachdem es erst so weit war, sanken sie bei jedem Schritt tiefer in den Morast. In der ersten Abteilung fiel ein Kamel, richtete sich aber ohne Hilfe

wieder auf; dann stürzte das zweite, der große schwarze Hengst, der vier Säckselsäcke, zusammen 100 Batman, trug. Trotz dieser Last nahm er den Kampf mit dem türkischen Schlamm mutig und ruhig auf, wurde mit Geschrei und Schlägen vorwärtsgetrieben und marschierte mit langen, eiligen Schritten weiter, bis er auf einmal auf alle Viere niedersank und wie in eine Form gegossen dalag.

Allgemeine Aufregung! Alle eilen herbei, die Last wird abgenommen, um von den Männern ans „Land“ getragen zu werden. Mit vereinten Kräften, wobei die eigene Klugheit und Energie des Tieres nicht die kleinste Rolle spielte, glückte es, den Hengst aus diesem greulichen Moorbad herauszuziehen, in welchem er sonst gewiß umgekommen wäre. Ruhig und vornehm ließ er sich auf einem Umwege nach dem festen Boden führen, während ihm der Schlamm am Rücken und an den Beinen klebte und in großen Tropfen herabfiel. Auf dem festen Boden wurde er, so gut es sich machen ließ, rein gepuht und wieder beladen, während die andern Kamele auf einem sicherern Weg über diesen türkischen Boden geführt wurden. Nicht einmal mitten in der großen Kewir hatten wir eine solche Schlamm-suppe wie diese durchziehen müssen, aber ich hatte jetzt von der Bodenart, die die Perser Kewir nennen, einen neuen Eindruck erhalten. Die letzten heftigen Regengüsse hatten den kleinen Arm, den wir jetzt überschritten, aufgeweicht und ungangbar gemacht. Nach acht Tagen Sonnenschein würde sein Boden wieder hart und tragfähig sein und eine zähe Kruste über dem Moor bilden. Unter solchen Umständen ist es leicht zu verstehen, daß eine Karawane, die bei gutem Wetter in die Kewir hineinzieht und in der Mitte der Salzwüste von heftigem Regen überfallen wird, verloren ist. Auf solchem Boden, wie wir ihn hier erprobt hatten, mußte auch das stärkste Kamel nach einigen hundert Metern zusammenbrechen, selbst dann, wenn man es von seiner Last befreite.

Ich hatte jedenfalls eine nützliche Lehre erhalten und sah ein, daß wir die große Kewirbucht, von der uns nur noch eine sandige Landzunge trennte, umgehen mußten. Es ist sicherer, auf dem Trocknen



112. Straße in Chur. (S. 3.)



113. Von Regenwasser überschwemmte Straße. (S. 4.)



114. Alter Mann und Knabe aus Chur. (S. 6.)



115. Knaben in Chur. (S. 6.)
Zeichnungen des Verfassers.

zu bleiben, als es so mit großem Risiko zu versuchen, lumpige 6 Farsach zu sparen!

In südöstlicher Richtung durchziehen wir die erwähnte Landzunge mit festem Boden, den grober Sand bedeckt, auf dem auch kleine Dünen liegen und der teils mit Saxaulstauden und Steppengräsbüscheln bestanden, teils unbewachsen ist. Dann gelangen wir an den Westrand der großen Kewirbucht und erblicken die Konturen der auf ihrer Ostseite sich erhebenden Berge in leichten, aber scharfen Farbtönen. Wie ein gewaltiges freies Fahrwasser dehnt sich die Bucht zwischen ihnen und uns aus, und man braucht nur einen Blick auf sie werfen, um einzusehen, daß an eine Durchquerung nicht zu denken war. Wie gewöhnlich konnte man in ihr verschiedenfarbige Gürtel unterscheiden. Die gelben sind halbtrocken, die weißen sind mit einer Salzhaut überzogen, die dunkelbraunen, fast schwarzen sind fast flatschnaß und tragen das Gewicht eines Kamels nicht, am allererschlimmsten aber sind die blauen Felder, die leichtes Regenwasser bezeichnen, das noch auf dem Boden stehengeblieben ist; sie waren etwa 3 bis 4 Kilometer vom festen Ufer entfernt.

Ein ebenso eigentümliches und ungewöhnliches, wie zeitraubendes und anstrengendes Gelände erwartete uns auf dem noch übrigen Teil des Tagemarsches. Wir gehen nach Südosten; links breitet sich die Kewir aus, rechts zieht sich ein Gürtel mehr oder weniger gebundenen Fluglandes hin. Die Grenze zwischen beiden (Abb. 124) ist so scharf, daß sie sich gewöhnlich bis fast auf einen Dezimeter bestimmen läßt. Aber diese Grenze beschreibt keine gerade oder wenig geschweifte Linie, sie ist im Gegenteil gezähnt wie ein Sägeblatt und rollt sich vor uns auf in einer ununterbrochenen Reihe vorspringender Dünen, die ebenso scharfe Kewireinschnitte voneinander trennen. Die Sandvorsprünge sind ziemlich flach und löffelförmig, und ihre Spitzen, die nach Norden und Nordnordosten zeigen, sind abgerundet. Die Dünen sind oft durch Saxaul und Gräsbüschel befestigt, und man kann ihre Lee- und Luiseiten nicht voneinander unterscheiden. Bisweilen erblickt man in ihren Seiten stufenförmige Abfälle, und in den Kewireinschnitten sieht

man verschieden schattierte konzentrische Gürtel, die wahrscheinlich Linien verschieden weit vorgeschrittener Austrocknung bezeichnen. Die kuppelförmigen Sandvorsprünge heben sich von dem vor ihnen liegenden ebenen, dunkelbraunen Kewirboden grell ab.

Die Gebirge im Südwesten, Kuh=i-chontsche-datkin, der Kuh=i-jarch und der Kuh=i-iretsch verschmelzen immer mehr miteinander und gleichen jetzt einem einzigen fortlaufenden Kamm, der ein wenig beschneit ist. Vor uns aber verändert sich der Anblick der Landschaft nicht; die scharfgezogene, gezähnte Küstenlinie zieht sich in gleicher Weise nach Südosten weiter, während der Sand immer höher und immer steriler wird. Die Dünen sind jetzt wohl 30 Meter hoch, und manchmal können wir auf dem Gipfel einer solchen Sandanhäufung wie auf dem Boden eines umgekehrten Brahms 10 Minuten weit gehen. Ein kleines, abgeschnürtes Kewirstück, das auf allen Seiten hohe Dünen umgeben, bleibt rechts liegen. Ein zweites ist größer; aus seiner Mitte ragen einige isolierte Dünen wie Inseln in einem See empor. Wir passieren noch drei solcher sandfreien Kewirflächen. Sie scheinen anzudeuten, daß der Sand sich auf einer Kewirunterlage aufgetürmt hat, obgleich deren Konsistenz in solchem Falle fester als sonst sein muß, um eine solche Belastung aushalten zu können. Vielleicht schützt die Sandhülle das Kewirmaterial vor der atmosphärischen Feuchtigkeit und wirkt bis in größere Tiefe hinab austrocknend.

Die letzte abgeschnürte Kewirfläche, die wir passieren, zieht sich von Westsüdwest nach Ostnordost hin; auf ihrem ebenen Boden erheben sich zwei Steinpyramiden, durch die der Weg von Tezd nach Tebbes, dessen nächste Station von hier aus Mehridschan ist, angegeben wird. Fünf solche „Nischan“ oder Wegzeichen sind im nördlichen Sandgürtel von Parsis aus Tezd errichtet worden, damit Reisende bei Nebelwetter sich danach richten können. Vom Wege selbst sieht man keine Spur; nach Regen muß man die ganze Strecke im Sand zurücklegen, sonst aber sucht man möglichst die ebenen Kewirflächen zu benutzen, die hier dieselbe Rolle spielen wie die „Bajire“ in der Wüste zwischen Tschertschen und Tatra in Ostturkestan.

Der Sand schillert in zwei Tönen, einem hellgelben und einem dunklern. Der hellgelbe, der namentlich auf freiern, konvergen Flächen liegt, ist trocken; wenn der Wind darüber hinfährt, sieht man, wie der trockne helle Sand sich über den dunkeln legt. Die Dünen werden jetzt niedriger und sind bewachsen. Wir versuchen, eine Kewirbucht zu überschreiten; sie trägt uns, die nächste ebenfalls, und wir können den Rest des Tagemarsches außerhalb der Sandvorsprünge zurücklegen. Es stellt sich heraus, daß die Kewir hier zu sehr großem Teil aus Sand besteht und daher tragfähiger ist, wodurch sie uns eine vorzügliche Marschbahn bietet, auf der wir nicht mehr nötig haben, in Bogen zu ziehen (Abb. 125). Hier herrscht zwischen Kewir und Flugsand derselbe Kampf wie in Ostturkestan zwischen Flugsand und Wasser; aber in Persien ist es der Sand, der Terrain gewinnt, und die ebenen Kewirflächen werden von ihm erobert und verkleinert. Wenn man die Verhältnisse in der Kewir mit denen in der Takla-makan vergleicht, so muß man unwillkürlich zu der Überzeugung gelangen, daß in beiden Fällen dieselbe durchgreifende Umgestaltungsarbeit stattfindet, deren Ursache Verwitterung, Klimaänderungen und die Transportkraft des Windes sind. Aber in den beiden Ländern befindet sich die Umgestaltung des Erdbodens in verschiedenen Stadien. In Ostturkestan hat der Flugsand sich in so ungeheuerem Umfang ausgebreitet und angehäuft, daß nur ein verschwindend kleiner Teil des unter ihm liegenden Bodens frei bleibt. In Persien ist der Grund, d. h. der Kewirboden, noch unvergleichlich viel umfangreicher als die Sandgürtel an seinem Rande. Wenn die Klimaänderung in Persien in derselben Richtung wie jetzt fortschreitet, nämlich einer immer größern Trockenheit entgegengeht, kann man es als sicher ansehen, daß der Kewirschlammsumpf seine Feuchtigkeit und seine Wasserzufuhr immer mehr einbüßen und mit der Zeit immer fester werden wird, während zugleich der Flugsand mit größerer Leichtigkeit an Ausdehnung gewinnen und festen Fuß fassen muß. Ohne Zweifel ist das Endziel der jetzt vorsichgehenden physisch-geographischen Veränderung die Verwandlung der Kewir in eine Sandwüste derselben Art wie in Ostturkestan. Daraus

kann man andererseits den Schluß ziehen, daß Ostturkestan, nachdem es einst einen Teil des zentralasiatischen Mittelmeeres gebildet hatte, allmählich von feinem, zerteiltem Verwitterungsmaterial gleicher Art wie der jetzige Kewirboden ausgefüllt worden ist, bis dann dieser See aus feuchtem Schlamm und Ton schließlich so trocken geworden ist und sich so verhärtet hat, daß er die Last des vorrückenden Sandes hat tragen können. Daß der Sand früher keine so große Ausdehnung gehabt hat wie jetzt, zeigen auch die archäologischen Entdeckungen, die ich und andere Reisende in Ostturkestan gemacht haben. Der Untergrund, der in den „Bajiren“ der Tschertschenwüste frei liegt, erinnert sehr an den Kewirboden. In beiden Fällen haben wir es mit feinem, dunkeln Staub zu tun, der eine fast ebene Fläche bildet; in beiden Fällen verwandelt sich der Staub durch Verbindung mit Wasser in einen Schlammbrei, in dem man rettungslos versinkt; aber in Ostturkestan steht das Grundwasser in größerer Tiefe, und da es dort außerordentlich selten regnet, kann man auf dem ebenen Bajirboden überall ungestraft gehen.

Es tat mir durchaus nicht leid, daß wir den bedeutenden Umweg um den Südrand der großen Kewirbucht hatten machen müssen, denn dadurch konnte ich alle Einzelheiten der „Uferlinie“ feststellen. Jeder einzelne Sandvorsprung wurde auf meiner Karte verzeichnet, und in der Zukunft wird der Reisende, der sich die Mühe macht, an demselben „Ufer“ entlangzuziehen, beim Vergleichen der dann dort herrschenden Verhältnisse mit meiner Karte wichtige Schlüsse ziehen und feststellen können, in welcher Richtung und wie weit der Sandgürtel sich ausdehnt.

Weiter nach Süden hin werden die Kewireinschnitte zwischen den Sandvorsprüngen weniger tief, und vor ihnen zeigen sich offen liegende kleinere Wasseransammlungen. Schließlich lassen wir das Sandufer immer weiter zu unserer Rechten liegen und ziehen in gerader Richtung nach einem Vorsprung im Südosten. Plötzlich tritt eine unerwartete Veränderung ein. Vor uns breiten sich ausgedehnte Wasserflächen aus. Der Karawanenführer zieht die Stiefel aus und

überzeugt sich selbst davon, daß der Kewirgrund unter dem Wasser durchaus tragfähig ist; der Boden besteht aus festgeschichtetem Sand. Und nun plätschern die Kamele vergnügt durch fußtiefes Wasser. Hier umrauschten wirkliche Wellen die Schiffe der Wüste, und die Karawane gewährte einen seltsamen, malerischen Anblick, als sie quer durch den seichten See zog.

Daß der gewöhnliche Weg wirklich durch das Wasser führte, ergab sich allein schon daraus, daß uns mitten in dem nassen Element eine aus 25 Kamelen bestehende Karawane begegnete, die mit Weizen aus Turkestan nach Chur und Germe zurückkehrte. Einer der Leute dieser Karawane erzählte uns im Vorbeigehen, daß er und seine Kameraden an ihrem letzten Lagerplatz, also gestern abend, von vier bewaffneten Räubern überfallen worden seien, die auf einem Kamele gestohlenen Gut bei sich gehabt hätten. Ob diese Freibeuter vor den Karawanenleuten, die ein Gewehr zur Verteidigung besaßen, Respekt gehabt hatten, oder ob sie von außergewöhnlich menschenfreundlichen Gefühlen beseelt gewesen waren, wußte der Berichterstatter nicht; jedenfalls hatten sie sich damit begnügt, der Karawane den ganzen Kugel- und Pulvervorrat abzunehmen, ohne auf irgendetwas anderes Anspruchs zu erheben. Diese Geschichte machte jedoch auf meine Leute tiefen Eindruck, und den ganzen Abend bestand die ganze Unterhaltung ausschließlich aus Räubergeschichten.

Der Vorsprung, nach dem wir hinzogen, schien unerreichbar zu sein, und als der Führer nach achteinhalbstündigem Marsche fand, daß wir genug geleistet hätten, änderte er die Richtung und schwenkte nach der „Küste“ hin ab, wobei ein Gürtel schlüpfrigen Schlammes überschritten wurde. Wir schlugen unsere Zelte im Lager Nr. 33 am Fuße einer wohl 40 Meter hohen Düne auf, an der baumhohe Sargaule standen (Abb. 126, 127). Die Gegend heißt Tschengert und liegt 774 Meter hoch.

Das erste, was ich zu tun habe, ist, die Düne zu erklimmen, von deren Gipfel aus ich den ganzen Horizont beherrsche; mich begleitet ein des Weges kundiger Mann, der mir die Namen aller von hier aus sichtbaren Gebirge nennt und mir verschiedene Wege und die

Richtungen, in denen sie gehen, zeigt. Darauf steige ich wieder hinunter und inspiziere die Kamele, die sehr von oben herab gleichgültig das Strohhäcksel beriechen, solange es noch nicht mit Baumwollsaat gemischt ist, es nachher aber mit desto besserem Appetit verspeisen. Ich überzeuge mich, daß Hunde und Hühner ihr Futter erhalten haben; wir haben uns nämlich in Chur einen Hahn und einige Hühner gekauft, die scharrend und gackernd zwischen den Zelten umherspazieren und dem Lager einen gemüthlichen, ländlichen Anstrich geben. Einen Augenblick verweile ich am Feuer der Leute, wo sich zwei Wanderer und ein Esel aus Chur als Gäste eingefunden haben. Sie wollen wie wir nach Tebbes und fragen, ob sie sich uns nicht anschließen dürften, sie hätten solche Angst vor Räubern. Jawohl, herzlich gern! Die Kosaken putzten ihre Flinten, legten die nötige Munition neben sich hin und machten mir den Vorschlag, während der Nacht um das Lager herum Wachen aufzustellen. Meinerseits glaubte ich nicht an Räuber; vor 20 Jahren war ich durch ganz Persien hin- und zurückgereist, hatte nicht einmal einen Diener bei mir gehabt und war trotzdem nie angefallen worden.

Der Morgen des 20. Februar versprach nicht viel Gutes, und der Vormittag hielt, was der Morgen versprochen hatte. Als ich vor 7 Uhr ins Freie trat, war der Himmel dicht mit gleichmäßig dicken Wolken bedeckt, und es fiel ein feiner Sprühregen. Während ich eiligen Schrittes zu Fuß vorausging, wurde der Regen stärker, und um 9 Uhr vormittags regnete es so dicht, daß ich mein hohes Kamel bestieg, mich in den Mantel hüllte und mit zwei Filzdecken umwickelte.

Wie gestern marschierten wir längs der Küste auf hartem Sandboden und berührten wieder eine Reihe vorspringender Dünen (Abb. 128). An einer Stelle, wo der Weg sich teilt, blieben wir stehen, um uns zu beraten. Nach Ostnordost führt ein deutlich erkennbarer Pfad quer über die Kewir und schneidet den südlichsten Teil der großen Bucht ab; der andere Pfad geht längs der Sandvorsprünge nach Südosten weiter. Einer der Führer glaubte, daß der Nichtweg gangbar sei und uns mindestens einen Farisach erspare, und Gulam Hussain sagte,

daß wir eine gute Stunde gewinnen könnten. Da jedoch die Karawane, die wir gestern getroffen hatten, getreu dem „Ufer“ gefolgt war, erschien es mir geratener, den Umweg zu machen, wodurch ich auch imstande sein würde, meine Karte über die Begrenzung der großen Bucht zu vollenden.

Der Kewirboden wird jetzt höckerig und schwarz, ist aber noch immer so sandig, daß er uns überall trägt. Eine dünne Salzhaut bekleidet die Südostseite jeder Wölbung dieses höckerigen Bodens. Daher sieht die Oberfläche der Wüste, wenn man von der Küste nach Nordwesten blickt, weiß aus, schaut man aber nach Südosten, so erscheint sie schwarz.

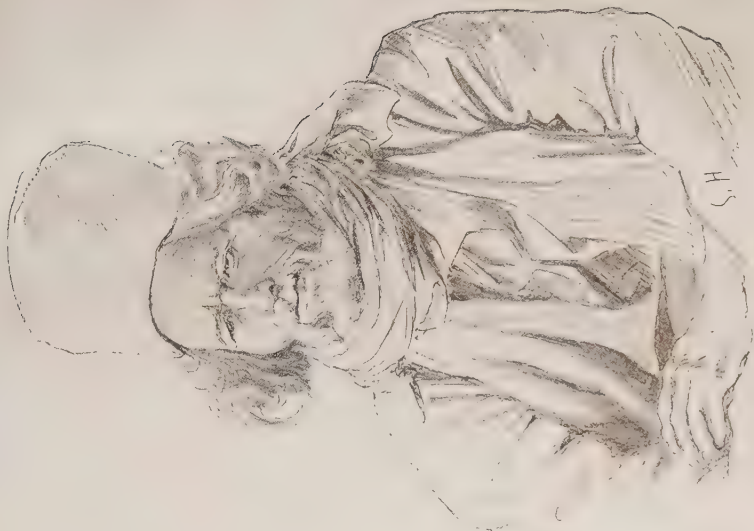
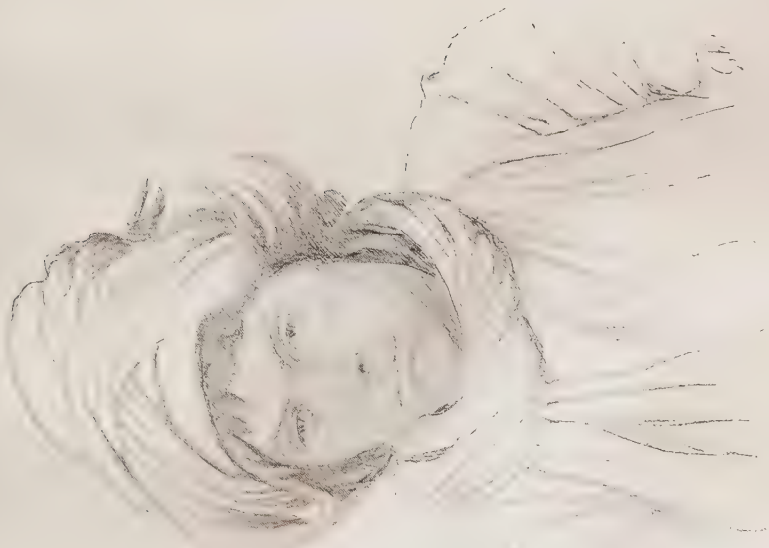
Endlich erreichten wir den südlichen Teil dieser großen Bucht und bogen nach Osten ab, wodurch ein bedeutender Zipfel der Bucht abgeschnitten wurde. Dies war immerhin ein kleiner Gewinn; aber vorher hatten wir schon eine Menge anderer solcher Nichtwege gesehen, die vom Ufer aus die Kewir schräg durchschneiden; es hängt von der Jahreszeit und dem Wetter ab, welche von ihnen benutzt werden können. Der vorteilhafteste war der nördlichste, den wir gestern gesehen hatten und der den Weg nach Tebbes um 6 Farsach verkürzt. Doch bei solchem Wetter, wie wir es jetzt hatten, empfindet man ein Gefühl des Unbehagens, wenn man sich vom Ufer entfernt, um in eine Bucht hinauszusteuern, in deren Mitte der Boden vielleicht nicht trägt.

Vor einer vorspringenden Düne stand eine Wasseransammlung, aus der sich im Notfall trinken ließ und die den Kamelen zupass kam. Dann wurde der Kewirboden sehr naß und morastig, und wir zogen es vor, auf dem Sandsaume weiterzuziehen. Eine Kamelherde weidete zwischen den Sagraulstauden und versetzte den schwarzen Hengst an unserer Spitze in große Aufregung; er gurgelte dumpf und melancholisch und sehnte sich vergeblich nach seiner „Kameliendame“. Unaufhörlich prasselte der Regen auf den Sand nieder. In Turut hatte es strichweise geregnet, und man konnte dort an einem halben Duzend verschiedener Stellen regnen sehen; hier aber ist der Himmel gleichmäßig dick bezogen, und es regnet, soweit der Blick reicht, überall

gleich stark und den ganzen Tag hindurch, ohne einen Augenblick aufzuhören. Seltsames Land! Beständig dicht bewölkter Himmel, reichliche Niederschläge, keine Spur Sonnenschein: dieses Wetter hatte ich in den östlichen Wüsten des persischen Landes am allerwenigsten erwartet! Von dem Panorama der mehr oder weniger entfernten Gebirge, die uns umgeben, sieht man jetzt gar nichts mehr; die Aussicht ist durch den Regen verhüllt und jede Arbeit ist erschwert. An Photographieren ist nicht zu denken, das Kartenblatt wird auf der Oberfläche naß und im ganzen feucht, das Ablesen des Kompasses und der Uhr geht langsame als gewöhnlich, da man die Hände nur mit Schwierigkeit aus den durch und durch nassen Taschen herausziehen kann.

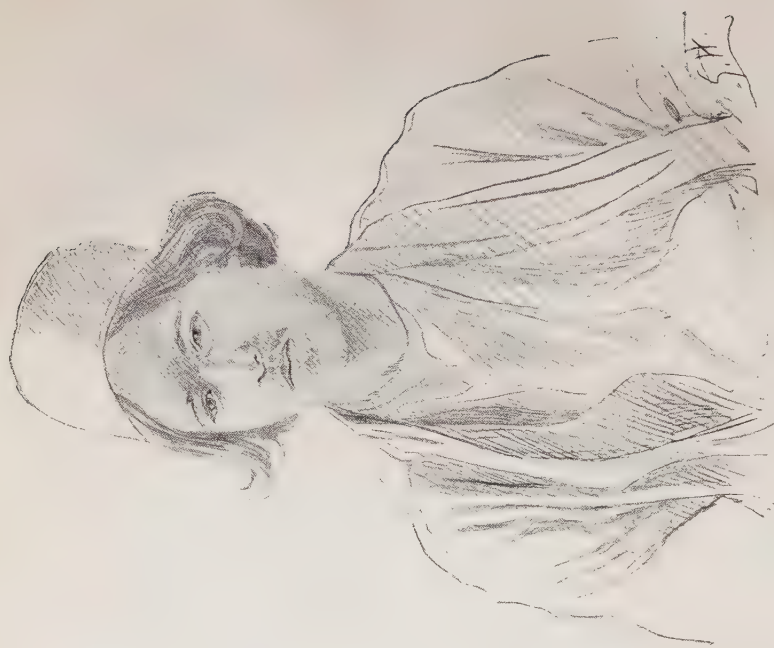
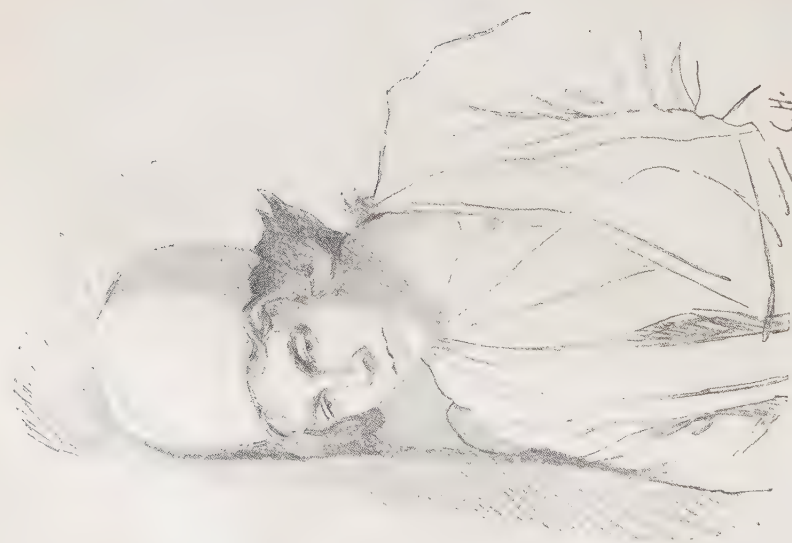
Mehrere der letzten Kewirbuchten, die wir zu überschreiten hatten, gingen tiefer in den Sand hinein als die frühern; die allerletzte, östlichste war auch die größte. Auch in anderer Hinsicht war sie den Nachbarn unähnlich. In Osten und Westen war sie von 20 Meter hohem Sand begrenzt. Ihr Boden war hart und bestand, wenigstens an der Oberfläche, aus festgeschichtetem Sand. Das Eigentümliche an diesem Fjord aber war, daß er nach Süden abfiel, der Himmelsrichtung, nach welcher seine Spitze zeigte. Ich würde dies nie gemerkt und überhaupt gar nicht daran gedacht haben, wenn nicht ein wohl 100 Meter breiter, aber durchschnittlich nur einen Zentimeter tiefer Regenwasserlauf nach Süden geströmt wäre; an einigen Stellen teilten Schlammhänke ihn in Arme, an andern war er wieder 2 Zentimeter tief, aber seine Strömung war so kräftig, daß kleine Erosionsränder entstanden. Das Terrain fällt also nach Süden ab, und es hat den Anschein, als ob das Ostbecken der großen Kewir nach dieser Seite hin einen oberirdischen Abfluß habe, obgleich diese Erscheinung natürlich auch örtlich sein und ein verhältnismäßig unbedeutendes Gebiet umfassen kann.

Wir überschritten die Bucht und erreichten ihr östliches Sandufer, wo wir eine direkt nördliche Richtung einschlugen. Der schneidende Nordwind und der strömende Regen schlugen uns gerade ins Gesicht und prasselten auf unsere Kleider, und von unsern Anzügen wie von



116. 117. Bewohner von Chur. (S. 6.)

Zeichnungen des Verfassers.



118. 119. Sechzehnjährige Jünglinge. (S. 6.)
Zeichnungen des Verfassers.

den Seiten der Kamele rieselte das Wasser in Bächen hinunter. Ich selbst wurde so durchnäßt, daß ich keinen trocknen Faden mehr auf dem Leibe hatte und sogar die Strümpfe wechseln mußte. Stumm zog die Karawane dahin, nur die Glocken läuteten wie immer. Diejenigen, die zu Fuß marschierten, gingen vornübergebeugt, die Reiter saßen rücklings auf den Kamelen, um den Regen im Rücken zu haben, ich selbst aber mußte der Karte wegen auf meinem Tiere richtig sitzen und den Regen auf das Kartenblatt schlagen lassen. Ich war denn auch recht steifgefroren und hatte ganz klamme Hände, aber ich machte gute Miene zum bösen Spiel.

Germfir, das „warme Land“, wo man sogar im Winter eine wärmende Sonne an einem strahlend blauen Himmel und weite Aus-sichten auf fernliegende Berge in den leichten, rosigen Farben der Wüste hätte erwarten sollen! Statt dessen ist der Himmel bleigrau und der Regen so aufdringlich, daß man sich eine Gelegenheit zum Photographieren oder Zeichnen geradezu stehlen muß. Seitdem ich mit der Kewir in Berührung gekommen war, hatte ich solches Wetter gehabt; die große Salzwüste schien sowohl einen wolkenbildenden wie auch einen kondensierenden Einfluß zu haben.

Ich war durchaus nicht betrübt, als Gulam Hussein mich fragte, ob es mir recht sei, daß wir jetzt das Lager aufschlügen. Wir hätten freilich noch weiterziehen können, da wir ja doch schon aus dem Wasser gezogenen Rachen glichen, aber man sah ja nichts von der Landschaft, und so gab ich denn Befehl zum Haltmachen. Das Lager Nr. 34 befand sich in 819 Meter Höhe.

Bei sturmgepeitschtem Regen wurden die Zelte aufgeschlagen; Meschebi Abbas behauptete, daß jede Kamellast während des Marsches um 10 Batman schwerer geworden sei. Das Feueranzünden war nicht so leicht und gelang erst nach einer halben Stunde andauernden Bemühens mit Hilfe vielen Papiers und durrer Gräser. Dann hatten wir aber auch ein Loderndes Feuer, das im Regen sprühte und zischte. Meine erste Sorge war, mich umzuziehen und meine triefenden Kleidungsstücke an der innern Seite der Zeltleinwand mit

Sicherheitsnadeln zum Trocknen aufzuhängen. Die Kamele durften draußen frei herumlaufen und an den Sagaulstauden knabbern; zum Glück hatten sie noch ihre Winterwolle, die völlig mit Wasser durchtränkt war. Die Hühner waren steifbeinig und halbtot vor Kälte und Wind, wurden aber gastfrei in mein Zelt aufgenommen, wo sie am Kohlenbecken ihren Gedanken nachhängen konnten und mit Brot und Wasser bewirtet wurden. Bald fühlte ich mich wieder als Mensch und konnte meine steifen Hände wieder gebrauchen, Aufzeichnungen machen und Skizzen ausführen. Räuber hatten wir noch nicht gesehen, nicht einmal verdächtige Spuren waren uns aufgestoßen, aber die Kosaken hielten Gewehre und Revolver bereit, und als ich in der vorigen Nacht einmal aufgewacht war, hatte ich mein Zelt von außen her gelbrot erleuchtet gesehen — durch das Feuer der Nachtwache.

Gegen 3 Uhr ging der Regen in ein leichtes Sprühen über, aber am Abend erhob sich einer der heftigsten Nordstürme, die ich je erlebt habe, und nun prasselte der von diesem wütenden Wind gepeitschte Regen wieder gegen die Zelte. Alles mußte festgebunden werden, da es sonst fortgeweht worden wäre; nichts durfte umherliegen, und ich konnte nichts weiter tun, als mich hinlegen und lesen, wobei mein Licht durch seine Glasglocke und zwei dahinter stehende Kisten geschützt wurde. Die Zeltleinwand ist auch auf der Innenseite naß, und es tropft und rinnt durch die schadhaften Stellen. Um das Zelt herum wurde eine Rinne gegraben, um mich vor hinterlistigen Regenbächen zu schützen. Welche Massen Wasser müssen an solchen Tagen der Kewir zuströmen! Ich dachte wieder an das Elend, das hätte entstehen können, wenn ich einen Tag oder zwei später aus Turut aufgebrochen wäre. Der Rückzug wäre uns unerbittlich abgeschnitten worden, und sogar ein Marsch um den Ostrand der Kewir herum wäre ziemlich problematisch geworden, da es sehr wahrscheinlich war, daß der Kal-mura jetzt hoch angeschwollen war.

Wie unfreundlich und pechfinster war es an diesem Abend, als ich um 9 Uhr aus meinem Zelte trat, um die gewöhnliche meteorologische Ablesung vorzunehmen! Es hatte jetzt 12 Stunden lang ununterbrochen

geregnet, und der Wind pfiß klagend und heulend wie ein Herbststurm. Der Schein des großen Lagerfeuers der Leute erhellte die Zelte, das Gepäck, die Kamele und ihre drei Wächter, die unter ihren Sackleinwandmänteln am Feuer kauerten und schon halb eingeschlummert waren. Sie schlafen bei jedem Wetter im Freien.

Nachdem der Regen frühmorgens zwei Stunden pausiert hatte, begann er um 7 Uhr von neuem, und schwarze Wolken verhüllten den Himmel. Nach einer Stunde klärte es sich ein wenig auf; vergeblich aber strengte die Sonne sich an, die Wolkenhülle zu durchbrechen. Es war, als durchreiste ich ein Land, in welchem die Sonne im Winter unter dem Horizont bleibt, und doch befand ich mich im Herzen des Landes der Sonne und des Löwen.

Wie gewöhnlich ging ich voraus und suchte den vorteilhaftesten Weg zwischen den Dünen aus, wurde aber bald von Habibullah eingeholt, der mir vorsorglich erklärte, daß es nicht gut sei, wenn ich in dieser „Biaban“, wo sehr gut Räuber hinter den Büschen lauern könnten, allein und unbewaffnet ginge. Er dachte gewiß gar nicht daran, daß er selbst ebenso unbewaffnet war und daß er sicherlich sehr schnell Fersengeld geben würde, wenn zwischen den Dünen plötzlich eine Räuberbande auftauchte. Nach einer Weile löste ihn Abbas Anli Bek mit geschultertem Gewehr ab. Gutmütig und liebenswürdig sind die Perser, aber Helden sind sie nicht, und ihre Einbildungskraft kennt keine Grenzen, sobald sie einen Hinterhalt wittern.

Wir ziehen zwischen den Dünenkuppen dahin, die stark bewachsen und oft mit wahren Dickichten bestanden sind; auf der Wüsten Seite glänzen große Wasserflächen, die der nächtliche Regen zurückgelassen hat. Die große Kewir liegt draußen vor uns, grenzenlos wie gewöhnlich; ihr Nordwesthorizont ist so gleichmäßig wie der des Meeres, und dahinter erhebt sich noch immer der scharf markierte Absatz des Kuh-i-gumbei.

Die Fußspuren zweier barfüßiger Männer und eines Kamels erregten den Argwohn meiner Leute. Sie marschierten in geschlossener Kolonne mit pochendem Herzen und geschulterten Flinten, jeden Augen-

blick eines Angriffs gewärtig. Diesmal handelte es sich aber nur um zwei gutmütige Hirten, die einige sechzig Kamele aus Anarek in dem Sandgürtel hüteten.

Das Terrain ist eben, und wir hüten uns wohl, den sandbestreuten Boden zu verlassen; aber nach dem letzten Regen war auch er nicht immer zuverlässig. So sollten wir eine wenig mehr als 100 Meter breite, tief eingeschnittene Kewirbucht überschreiten, die überall mit Sand bestreut war und auf der ein deutlich erkennbarer Pfad zeigte, daß gestern eine Karawane sie überschritten hatte. Im Nu sank das erste Kamel bis an den Bauch ein und drang dabei mit den Beinen schnell in den losen, weichen Boden ein, wie Holzstäbchen in einen Mehlbrei. Die folgenden Kamele mußten sofort kehrtmachen, während die Last des verunglückten ans „Land“ gebracht wurde. Zu langem Überlegen war keine Zeit, denn das unheimlich brüllende Kamel sank langsam immer tiefer in den Schlamm ein. Seine Beine wurden mit Spaten ausgegraben, und schließlich konnte es sich mit einem anstrengenden Satz aus der Morastgrube erheben, aber nur um noch jämmerlicher in eine neue Grube einzusinken. Nun wurde schleunigst alles Entbehrliche an Filzdecken und Säcken herbeigeschafft. Wir brachen am Ufer große Sagaulstämme ab; mit diesem Material wurde eine provisorische Brücke über die feuchte Stelle gelegt — und das Kamel war gerettet.

Eine kleine Strecke vom Ufer entfernt erhebt sich aus dem Kewirboden eine kleine bewachsene Sandinsel, die einzige, die wir in der Salzwüste gesehen haben. Gerade hier vereinigt sich mit unserer Straße der Richtweg durch die große Kewirbucht, dessen westlichen Anschluß an das Land ich vorgestern gesehen hatte. Eine Sandhalbinsel namens Pa=i-tagh zieht sich in die Wüste hinein; an ihrer Wurzel erheben sich zwei ansehnliche Dünenrücken, wie gewöhnlich in nord-südlicher Richtung. Hier biegen wir nach Osten ab und verlassen das Kewirufer.

Der Weg ist von nun an vortrefflich und um so deutlicher ausgeprägt, als er zwischen lauter Steppenpflanzen und Grassbüscheln eine

nackte Rinne bildet. Aber die Sandhügel begleiten uns doch noch, obwohl sie viel niedriger sind als vorher und sich noch immer von Norden nach Süden hinziehen. Etwas Schwarzes taucht vor uns auf; es sind die Ruinen eines kleinen Turmes. Daneben liegt eine „Rabat“, eine Herberge, mit bogenförmigen Fensterlöchern; aber kein lebendes Wesen ist zu erblicken. Hier ist der Brunnen Tscha-medjschi, an welchem wir in 814 Meter Höhe unser Lager Nr. 35 aufschlugen.

Bei Tscha-medjschi gibt es im ganzen neun Brunnen, von denen nur vier benutzt werden. Derjenige, der uns mit Wasser versah, war rund, ausgemauert, hatte einen Meter Durchmesser und war 24,⁸ Meter tief; das schwach salzhaltige Wasser hatte eine Temperatur von 23,⁹ Grad bei kaum 10 Grad in der Luft und erschien uns daher beinahe warm. Über zwei Baumstümpfe an beiden Seiten des Brunnenrandes läuft eine Rolle, auf der ein langes Seil aufgewunden wird. Man dreht sie nicht mit der Hand, sondern tritt in einen stollenähnlichen Steinbau und bewegt die Rolle mit den Füßen (Abb. 130). Das Wasser wird mit zwei kleinen Lederbeuteln, die durch Holzkreuze offen gehalten werden, geschöpft und in einen Steintrog gegossen, aus dem die Kamele trinken dürfen (Abb. 129).

Die Rabat von Tscha-medjschi soll vor sechs Jahren von einem Manne namens Hadschi Mad Hussein Meheredschani erbaut worden sein. Der Platz ist ein wichtiger Haltepunkt auf dem von Westen her nach Tebbes führenden Karawanenweg. Am Rande der Kewir, die einen halben Farsach entfernt sein soll, wachsen „Siah-tagh“, schwarze Sagarulstauden, die höher werden als Kamele.

Sechsenddreißigstes Kapitel.

Karawanenleben.

Ein herrlicher Morgen am 22. Februar; 6,2 Grad schon um 7 Uhr und 12,8 Grad um 1 Uhr mittags. Ein frischer, beinahe scharfer Südwestwind hatte die letzten Wolken verjagt, die der Bad-i-Chorassan noch vergessen hatte. Am frühen Morgen, als noch Dunkelheit über der Erde brütete, hörten wir in der Ferne Glocken, Schellen und menschliche Stimmen; eine aus 50 Kamelen bestehende Karawane, die Tabak aus Tebbes nach Teheran brachte, zog an unserem Lager vorbei.

Der Sand wird niedriger, bildet aber noch immer kuppelförmige, flache Hügel, die mit einer „Eskambil“ genannten Tamariskenart dicht bewachsen sind. An zwei Stellen erblickten wir Hirten, die mit ihren Schafherden umherzogen. Ihnen ist der Regen willkommen; sie brauchen die weiten Wege nach den Brunnen nicht zu machen, und die Weide wird besser.

Nach Passierung des Ser-i-jef-farsach, des „ersten Farsach“, sind die Tamarisken spärlicher geworden; statt ihrer schillerte die Steppe gelb von dem in Büscheln stehenden Grase. An dem Flußbett, dem wir folgen, lagerte eine Tabakkarawane aus Tebbes. Die Kamele grasten, die Männer schliefen an ihren erlöschenden Lagerfeuern im Schutz ihrer aufgestapelten Tabakballen.

Unser Weg führt nach Osten, und vor uns zeigt sich der Gipfel Bala-ser-i-rabat-chan, der schon seit zwei Tagen sichtbar gewesen ist. Das Terrain verändert sich; wir haben überwiegend harten

Kiesgrund, und auf diesem Untergrund liegen nur ganz kleine Dünen aufgereiht. Eine Strecke weiter nimmt der Sand wieder zu und bildet einen Gürtel, der Rig-i-dou-dou heißt; durch Marschieren im Zickzack können wir den selten mehr als 4 Meter hohen Dünen leicht ausweichen. Der Weg gabelt sich; seine rechte Abzweigung führt über Darin nach Tebbes; wir folgen aber der linken, da hier der Weg besser ist und an der Südfront der hier wohl 20 Meter hohen, spärlich bewachsenen Dünen verläuft, die die eben noch so unbegrenzte Aussicht über die Kewir verdecken.

Wir überschreiten den Rudchaneh=i=Darin, dessen Bett trocken war, lassen den hohen Sand hinter uns zurück und ziehen in niedrige Vorberge hinein, wo ein Bächlein mit halbklaarem Wasser freundlich und melodisch über die in seinem Bette liegenden Steine rieselte, ein ungewöhnlicher Klang. Es verdankt sein Dasein dem gestern gefallenem Schnee und wird daher bald wieder versiegen. Hier machte unsere ganze Gesellschaft halt, und die Kamele durften trinken; auch die Leute tranken mit wahren Genuß das frische, süße Wasser, ein ganz anderes Getränk als das, welches die salzhaltigen Brunnen bieten. Zum erstenmal seit unserer Abreise aus Teheran wuschen sich meine Leute! Ein wenig weiter abwärts kreuzten wir die von Tezd nach Chorassan führende Straße; sie ist ein „Schah-rah“, ein Königsweg, eine Hauptverkehrsader für Karawanen und Pilger, die sich nach dem Grabe des Imam Riza in Mesched begeben.

Das heutige Lager Nr. 36 heißt Haus=i=Sultan=sar und liegt am Fuß eines steilen Rammes, an dessen Seite das stark gefaltete Gestein in verschiedenfarbigen Schichten bloßgelegt ist (Abb. 131); es ist ein lichtgrauer oder schwarzer feinkristallinischer oder dichter Kalkstein. Der Wasserbehälter gleicht einem offenen, rechtwinkligen Steinzuber, in den das Regenwasser durch einen Kanal geleitet wird. Der Zuber war jetzt bis an den Rand gefüllt. Auch ohne neue Regenfälle würde dieser Vorrat wenigstens drei Monate lang vorhalten. Gewöhnlich enthält der Haus-i-Sultan=sar aber das ganze Jahr hindurch etwas Wasser, weil sein Vorrat von Zeit zu Zeit durch Regen ergänzt wird.

Bei Haus-i-Sultan-sar befanden wir uns in 983 Meter Höhe; wir waren also im Laufe des Tages 170 Meter gestiegen.

Habibullah hatte sich in letzter Zeit gegen seine Reisegefährten immer unverträglicher benommen. Als ihm Abbas Kuli Bek heute abend Vorwürfe machte, weil er unnötigerweise ein Kamel geschlagen hatte, kam er zu mir, um sich darüber zu beklagen, und sagte bei dieser Gelegenheit, daß er sich nicht von einem lumpigen Kosaken über Kamelbehandlung belehren zu lassen brauche, und da er sich das nicht gefallen lasse, um seinen Abschied bitten müsse. Ich bewilligte ihm den Abschied um so lieber, als ich wußte, daß die andern ihn gern los sein wollten. Sie glaubten, daß die ganze Geschichte nur eine Komödie sei, und wir waren insolgedessen sämtlich erstaunt, als Habibullah sich am nächsten Morgen in Reisekleidung, ein zusammengeknürtes Bündel mit seiner Habe auf dem Rücken und einem Wanderstock in der Hand bei mir einfand. In entschlossenem Ton erklärte er, daß er es in der Gesellschaft solcher Banditen, wie Abbas Kuli Bek und alle die andern seien, nicht einen Tag länger aushalten könne und nach seinem Dorf bei Isfahan zurückkehren wolle. Im Handumdrehen waren seine Angelegenheiten geordnet; er erhielt für zwei Monate Lohn, obgleich ihm einer bereits in Teheran ausgezahlt worden war, und durfte seinen Mantel behalten, obwohl meine Leute meinten, daß sein künftiger Nachfolger dieses Kleidungsstück hätte erben müssen. Dann verabschiedete er sich von mir mit den Worten „Chodahafis Sa'ab“ und ging, ohne seine Kameraden eines Blickes zu würdigen, auf unserer Spur zurück.

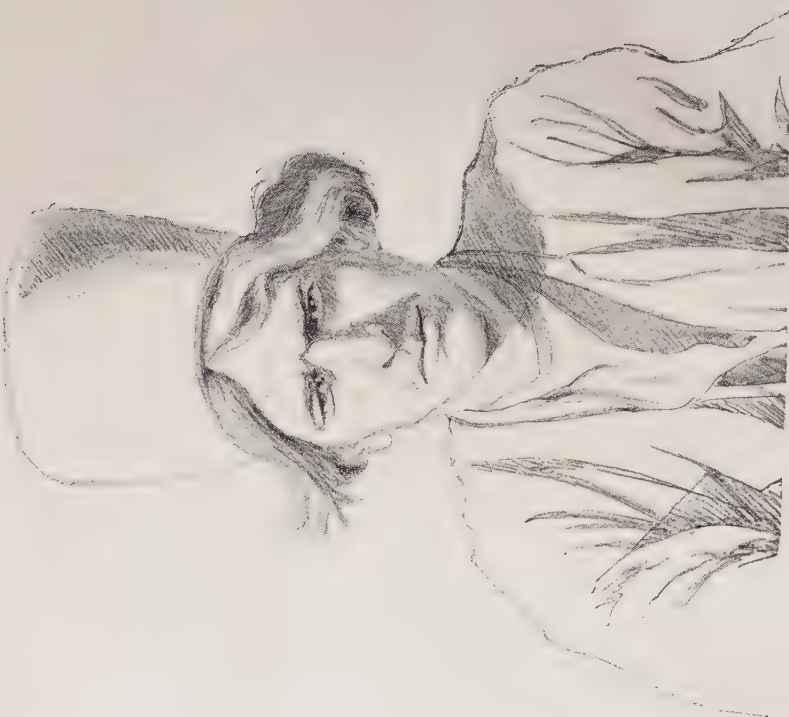
Zwischen den Gebirgen zur Rechten und dem hohen Sand zur Linken ziehen wir in nordöstlicher Richtung dahin. Der Tagesweg ist ein ewiges Hinundherwandern zwischen kleinen scharfen Kämmen und Gipfeln, durch Täler und über flache Pässe, wobei der Abstand nach dem hohen Sande im Norden hin allmählich wächst. Durch Täler, die sich nach Norden öffnen, sieht man dann und wann die scharf markierten Linien des Sandes, und die Dünen scheinen jetzt noch höher zu sein als vorher. In gedämpften roten Farbentönen und mit



120. 121. Siebzigjährige Greiße aus Chur. (S. 6.)
Zeichnungen des Verfassers.



122. Junger Mann aus Chur. (S. 6.)



123. Der junge Taghi. (S. 7.)

Zeichnungen des Verfassers.

beschnittenem Kamm zeigt sich im Nordosten der Kuh-i-Halwan; wir hatten dieses Gebirge zuerst von Turut und dann von Chur aus gesehen. Jetzt weht es heftig aus Südwesten, der Wind wirbelt den feinen Staub und den Sand auf, und die Luft wird unklar. Die Raben, die uns begleiten, krächzen ängstlich; man hat das Gefühl, als sei ein Sturm im Anzug. Aber wir haben den Wind im Rücken; er schiebt uns gleichsam vorwärts und hilft den Kamelen beim Erklimmen der Abhänge.

Drunten in der Ebene erblicken wir das Dorf Dschaffaru mit der üblichen „Burtſch“, der alten Burg, feinen Lehmhäusern und zwei Palmen, die einen schreienden Gegensatz zu dem hier herrschenden eifigen Winde bilden (Abb. 132). Auf allen Seiten ist das Dorf von Bergen umschlossen, die jedoch eine offene Arena zwischen sich lassen; nur im Nordnordosten ist das Land offen, aber auch hier bilden die fernen Halwanberge die Hintergrunddekoration. An ihrem Fuß liegt das Dorf Halwan, das 200 Häuser und zahlreiche Palmen haben und 6 Farsach von Dschaffaru liegen soll.

Das in 1095 Meter Höhe gelegene Dorf Dschaffaru ist seit etwa 30 Jahren bewohnt und besteht aus 14 Häusern mit 72 Einwohnern, die Weizen und Gerste bauen, weiße und rote Rüben und Melonen ziehen und Granatäpfel, Maulbeeren, Feigen und einige wenige Datteln ernten. Das Dorf besitzt auch 2000 Schafe, 180 Kamele, 10 Esel und einen Maulesel. Das Dorf ist viel älter als 30 Jahre, wenn es auch infolge eines Überfalls durch Belutschen lange Zeit unbewohnt gewesen ist. Seine kleine Festung soll 50 Jahre alt sein und die Stelle einnehmen, an der eine noch ältere eingestürzt ist. Ein alter Mann namens Gulam Hussein (Abb. 133) erzählte mir, daß er vor etwa 50 Jahren von Belutschen fortgeschleppt worden und ein Jahr lang bei ihnen gefangen gehalten worden sei. Die Friedensstörer waren mit Windeseile über das nichts ahnende Dorf hergefallen und hatten alle dort gefundenen Wertgegenstände, auch Menschen, auf ihre Renndromedare geladen, um dann auf dem langen Weg nach Belutschistan in 14 Tagen wieder nach Hause zu eilen. Gulam Husseins Vater hatte sich nach einem Jahr in das Land der Belutschen begeben und seinen Sohn für 150 Toman frei-

gekauft. Je weiter man in diesen Gegenden nach Süden vordringt, desto öfter hört man derartige Abenteuer erzählen und von wilden Raubzügen der Belutschen gegen friedliche Perserbörfer sprechen.

Der Steinbock, die Antilope und die Gazelle kommen in dieser Gegend vor, auch der Leopard ist kein seltener Gast. Ein aus neun Wölfen bestehendes Rudel hatte längere Zeit hindurch die Hirten des Dorfes gebrandschakt und alljährlich gegen 200 Schafe erwürgt. Nun aber waren sieben von den neun Wölfen von einem Jäger erschossen worden, dem seine Flinte ein kleines Vermögen eingebracht hatte. Wenn nämlich ein Jäger einen Wolf erlegt hat, geht er mit seiner Beute zu allen Schaf- und Kamelbesitzern der Gegend, die der Wolf geschädigt hat, und erhält von jedem 2 Kran. Auf diese Weise kann er an einem einzigen Wolf bis zu 40 Toman verdienen; es ist dies dieselbe Sitte, wie sie auch in Westtibet besteht. Wenn ein Wolf bei einer Hürde einige Schafe zerrissen hat, eilt der Hirt zum nächsten Jäger, um ihn davon zu unterrichten; dieser folgt der leicht erkennbaren Fährte des Wolfes, der das zuletzt erwürgte Schaf mitgeschleppt hat und etwa einen Farsach weit von der Hürde sich niederzuliegen pflegt, um seine Beute zu verspeisen und dann auszuschlafen. Der Jäger schleicht sich geduckt immer näher an den Wolf heran und schießt erst, wenn er 100 oder 150 Schritt von ihm entfernt ist. Die beiden noch lebenden Wölfe verschmähten alles Fleisch, das kein Schaffleisch war, aber einige der getöteten hatten auch Kamele angefallen. Sie springen dem Kamel auf den Rücken, rutschen nach seinem Halse hin und beißen ihm die Kehle durch. Die Hirten wissen ganz genau, wieviel Wölfe es in der Gegend gibt; sie bezeichnen jeden mit einem besondern Namen und wissen ungefähr, wo er sich aufhält. Der Leopard hingegen soll selten Schafe angreifen, sondern hinter Bergvorsprüngen und Steinblöcken auf der Lauer liegen, um im richtigen Augenblick auf eine Gazelle oder einen Steinbock loszuspringen. Auch hier spukte das Gerücht von wilden Kamelen im Rig-i-dschin; gesehen hatte sie aber niemand.

In diesem Jahr war außergewöhnlich viel Regen gefallen, also mußte viel Gras wachsen, und die landwirtschaftlichen Erzeugnisse



Karawanferai in Rabat-gur.

versprachen wohlfeil zu werden; es war, mit einem Wort, ein gutes Jahr. Mit einiger Mühe gelang es mir, 30 Batman Stroh aufzutreiben, und da es hier überdies viel Gerstenmehl gab, aus dem man den Kamelen Klöße backen konnte, beschloß ich, einen Tag in Dschaffaru zu bleiben.

Die Frauen des Dorfes waren nicht so leicht wie die Männer (Abb. 134, 135) zum Modellstehen zu bewegen; einige gingen wohl darauf ein (Abb. 136, 137), weigerten sich aber, den Schleier fallen zu lassen, und die drei, die mir saßen, zogen ihn nur teilweise beiseite. Sie gaben vor, daß ihre Männer nicht daheim seien, sondern draußen auf der Steppe Schafe und Kamele hüteten, und daß sie sich in ihrer Abwesenheit keine Freiheiten herausnehmen dürften. Eine junge Mutter mit ihrem Kind an der Brust hatte sich gerade hingesezt, als ihre Schwiegermutter erschien und sie mit Scheltworten und Schlägen nach Hause trieb.

Am Abend wurde Gulam Hussein von unserem großen, schwarzen Kamelhengst arg in die Hand gebissen; er wurde aufs beste mit antiseptischer Watte und Gazebinden behandelt. Bissige Kamele können recht gefährlich werden. Mit meinem Reittamel stand ich von Anfang an auf freundschaftlichem Fuß. Es pflegte nach meinem Zelt zu kommen, seinen Kopf in die Tür zu stecken und sich ein Stück Brot zu holen, auch beschnüffelte es ganz familiär meine Taschen. Ich umfaßte seinen großen, zottigen Kopf und strich ihm liebevoll über Nase und Augen, ohne daß es im geringsten auf mich böse wurde. Mit jedem Tag, der verging, wurde unsere Freundschaft inniger, und mir graute schon vor dem letzten Tag, an welchem wir uns im fernen Osten trennen mußten.

Am 25. Februar war Dschaffaru, unser Lager Nr. 37. an der Reihe, hinter uns zurückzubleiben. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, aber die Luft war kühl, + 2,5 Grad um 7 Uhr, und als der Weg nach einer Weile nach Nordosten abbog, fühlte man sich auf der linken Seite im Schatten und im Wind gründlich abgekühlt, auf der rechten aber im Sonnenschein und Schutz vor dem Wind herrlich erwärmt. Hinter uns bleibt der schön gewölbte Sattelberg, der den Namen Kuh-i-Dschaffaru

trägt, zurück, und die Bergkette zwischen Dschaffaru und Halwan tritt jetzt immer deutlicher hervor. Der Boden ist fest, und es marschiert sich auf ihm vorzüglich; er ist dünn mit Grasbüscheln bestanden und von Rinnen durchfurcht, die höchstens metertief sind und alle nach Norden gehen.

Nachdem wir einen Farfadj zurückgelegt haben, kreuzen wir die große Königsstraße, die von Schiras über Jезд und Rabat=i-Chan nach Mesched führt. Sie ist deutlich sichtbar und besteht aus mehreren Parallelpfaden; am Kreuzungspunkte sind zwei Steinmale errichtet. Die Landschaft ist öde und einförmig; etwas anderes kann man auch nicht erwarten, wenn man durch das Fernglas stundenlang immer nur dieselben Spizen und Kämme erblickt.

Am Vormittag sprang der Wind um; er ging uns eine Weile gerade entgegen, und die drei Männer, die ritten, wechselten sofort ihre Stellung, um den Wind im Rücken zu haben. Wenn es eine Weile nicht weht, ist es in der Sonne schön warm, obwohl die Temperatur um 1 Uhr 9 Grad noch nicht übersteigt. Winter und Frühling scheinen um die Herrschaft zu kämpfen, und es hat den Anschein, als komme der Frühling von den Küsten des Indischen Ozeans gezogen, wo er ein ständiger Gast ist und nur durch einen glutheißen Sommer abgelöst wird. Noch aber verteidigt der Winter seine nördlichen Positionen nicht erfolglos. Die Gebirge um Dschaffaru herum sind die „Gilaf“, die Sommerweideplätze von Tebbes, wo es, mit dem erstickend heißen Flachlande um Tebbes verglichen, immer kühl und frisch ist.

Wir befinden uns in einem breiten, offenen Längental, und als sein Gefälle, das zuerst nordwestlich gewesen ist, auf einmal östlich wird, merken wir, daß wir unversehens eine flache Schwelle passiert haben. Diesseits einer mächtigen Bodenanschwellung liegt Tebbes; ich war also nicht mehr weit von dieser großen Etappe auf der Reise durch Iran entfernt und sah das ersehnte Ziel unserer zweimonatigen Reise (von Teheran aus gerechnet) sozusagen schon vor mir liegen.

Wir nähern uns einer neuen Depression, derjenigen, in deren Becken die Dase Tebbes liegt. Auf der westlichen und nördlichen Seite der flachen Längentalschwelle waren alle Abflusrrinnen nach der großen

Kewir gegangen. Wir hatten demnach eine wichtige Wasserscheide überschritten, und das Merkwürdigste war, daß die Senke, der wir uns jetzt näherten, tiefer liegt als die große Kewir. Im Ostnordosten ist ihr Boden stellenweise dunkel und sieht wie eine kleine Filialkewir aus. Die Landschaft, die jetzt nach Osten hin immer offener wird, ist in ihrer feierlichen Öde fesselnd. Die rosigc Schneefette jenseits Tebbes verschwinnt wie Nebeldunst im Süden, und ihr äußerster Vorsprung gleicht einem scharf hervortretenden Vorgebirge am Ufer des Meeres.

Neben dem Weg erhebt sich ein kegelförmiges Steinmal; die Männer, die zu Fuß gingen, warfen jeder einen Stein auf den Haufen. Es war eine Art Totmal, dem man seinen Opferstein spendet aus Dankbarkeit dafür, daß man auf dem Wege nach Tebbes glücklich bis an diese Stelle gelangt ist.

Schließlich überschreiten wir ein breites, mächtiges Hauptbett, das sich ebenfalls in östlicher Richtung hinzieht; an seinem rechten Ufer steht ein verfallenes Karawanserai mit Kuppeln. Ein Stück weiter taucht ein neues Karawanserai vor uns auf. Als wir hinter einem die Aussicht verdeckenden Bergvorsprung hervortraten und auf immer offener werdendes Gelände kamen, sah ich zur Rechten neue Ausläufer und Verzweigungen kahler Gebirge; in endloser Ferne steht in Südsüdosten eine hellblaue Wolke am Horizont, in der ich eine Bergkette, die bei Naibend liegen soll, kaum ahnen kann. Zwischen diesen Gebirgen aber liegt das Land offen da, und dort geht der Weg nach Seistan, Belutschistan und Indien. Mit etwas gutem Willen kann man die Lage von Tebbes erraten; eine feine, dunkle Linie im Gelände soll sein Dattelpalmenwald sein. Hoch über und weit hinter dieser Linie erhebt sich die rosigc Bergkette Kuh-i-schuturi mit abgerundeten, schneebedeckten Gipfeln, und diesseits Tebbes dehnt sich eine Wüste aus, deren Oberfläche weißer als der Schnee glänzt.

Endlich lagern wir unterhalb Rabat-gur, des „Karawanserai des Wildesels“, und sind im Lager Nr. 38 auf 960 Meter Meereshöhe herabgestiegen. Es ist ein schönes Gebäude (Abb. 138) aus gebrannten Ziegelfteinen, die zum größten Teil den Ruinen älterer Karawanserais

der Umgegend entnommen sind. Ein Sezder Kaufmann, der Hadschi Mirza Husein, hat es 1892 auf seine Kosten bauen lassen; es soll 4000 Toman gekostet haben. Die Reisenden, die hier im Winter, wenn es kalt und windig ist, landen und in den zahlreichen Nischen und Zimmern Unterschlupf finden, und diejenigen, die hier an glühendheißen Sommertagen Rast halten und in dem beständig kühlen Schatten derselben Nischen Schutz vor der Hitze suchen, sie alle werden Hadschi Mirza Huseins Freigebigkeit preisen und beten: „Allah segne seine Seele!“

Die Sitte, sich die Seligkeit nach dem Tode durch den Bau eines Karawanserais zu erkaufen, findet ihr Gegenstück auch bei unszulande; der Preis ist bei uns allerdings kein Hotel, sondern ein Krankenhaus. Jedenfalls gereicht hierzulande die letztwillige Verfügung des Testators unzähligen Reisenden auf ihren anstrengenden Reisen durch die Wüsten zum großen Vorteil.

Die Front der Rabat wendet sich nach Süden; auf dem offenen, ebenen Hofe vor ihr lagen viele wiederfäulende Kamele neben aufgestapelten Warenballen. In den offenen Nischen hockten die Karawanenleute, rauchten und freuten sich des in diesen Tagen so seltenen Sonnenscheines (s. die bunte Tafel). Hinter jeder Nische liegt nach dem Innern des Hauses zu ein würfelförmiges Zimmer, wohin kein Sonnenstrahl dringt und in welchem auch während des Sommers kühle Kellerluft herrscht. Auf dem Dache steht man zwei „Badgir“, Windfänger, die für den Luftwechsel sorgen.

Der „Seraiban“ oder Wirt, der Aufseher des Karawanserais, versieht die Reisenden mit Stroh, Baumwollsaat, Brot und Datteln, aber er läßt sich auch gut dafür bezahlen, denn alles wird aus Tebbes geholt, wo Teuerung herrscht. Nach seinen Äußerungen passieren diesen Ort alljährlich im Durchschnitt etwa 500 Karawanen, eine Angabe, die gewiß nicht übertrieben ist; jetzt rasteten hier, außer unserer eigenen, vier Karawanen. Aber in Rabat-gur kreuzen sich auch zwei große Straßen. Die eine ist mein Weg von Chur nach Tebbes und von dort nach Turschis; die zweite ist der große Königsweg zwischen Rezd und Mesched. Die große Pilger- und Handels-

straße nach Mesched berührt also Tebbes nicht; diese Dase hat nichts von den Einnahmen, die ein lebhafter Karawanenverkehr immer mit sich bringt. Aus Mesched holen die Karawanen Weizen, Gerste, kleine Rosinen (Kischmisch), Feigen, Kristallzucker, russische Kleiderstoffe u. dgl.; aus Fezd befördern sie in der entgegengesetzten Richtung indischen Tee, Gewürze, Henna, Zitronen, englische Stoffe, Kattun, Indigo, Zucker usw.

Die Straße zwischen Fezd und Mesched ist in 28 „Mänfil“ oder Stationen eingeteilt; da hierzu mehrere Rasttage kommen, dauert die ganze Reise etwa 35 Tage. Jedes Kamel kostet seinem Besitzer während dieser Zeit 5 Toman an Futter, bringt ihm aber 11 Toman an Miete ein; er verdient demnach an jedem Kamel, das den ganzen Weg zurücklegt, 6 Toman. Man reist nur bei Nacht und lagert schon früh morgens, worauf die Kamele frei auf der Steppe umherlaufen, um sich selbst ihr Futter zu suchen. Kurz vor Sonnenuntergang werden sie wieder nach dem Lager getrieben und erhalten dort ihre einzige Tagesmahlzeit, die aus Hackfel und Baumwollsaat besteht. Tebbes liegt von hier aus zwei Tagereisen weit nach Osten und Turichis noch eine Tagereise mehr in derselben Richtung.

Neben Rabat-gur liegen zwei kleine, halb unterirdische Hütten; in jeder von ihnen wohnt ein Bäcker; der Bogensassade gerade gegenüber haben sie ihr Backhaus, wo sie eifrig damit beschäftigt waren, herrlich duftendes Weizenbrot zu backen.

Rabat-i-gur, auch Rabat-gur oder Rabat-gurn genannt, erhält sein Trinkwasser aus einem „Haus“, der jetzt ganz mit süßem Wasser gefüllt war; wenn er versiegt, muß man mit dem salzigen Wasser einer in der Nähe liegenden Quelle vorliebnehmen. Das Reservoir, das gleichzeitig mit dem Karawanserai erbaut worden ist, besteht aus einem länglichen Bassin unter einem steinernen Tunnel; eine Rinne aus dem Gebirge leitet das Wasser dorthin. Sieht man das Resultat; eine große Wassermasse, die am Morgen 7,6 Grad hatte, süß und frisch war, so muß man diese sinnreiche Anordnung, die die Perser direkt der Natur entlehnt haben, noch mehr bewundern; denn es gibt

am Fuße dieser kleinen Gebirge gar manches natürliche „Sengab“, „Abambar“ und „Haus“, obgleich sie, mit den künstlichen verglichen, schnell verdunsten und oft in Gegenden liegen, wo man ihrer nicht bedarf.

In der Nähe des Wasserbehälters hatten wir unsere Zelte aufgeschlagen; aber ich hielt mich fast den ganzen Abend im Karawanserai auf, das sich stolz und königlich auf seiner Terrasse erhebt, ein Trutz- und Verteidigungswerk gegen die öde Wüste ringsumher. Ich wurde nicht müde, diese gewaltige, flache Scholle der Erdoberfläche, die sich nach Osten hin erstreckte, immer wieder zu betrachten. In der Ferne hatte ein unendlich ferner Horizont seinen Kreis um uns gezogen; doch dort war alles so eben wie ein gefrorenes Meer und alles war grau und düster gewesen. Hier dagegen befand sich der Beishauer auf einem erhöhten Platz und hatte die ungeheuere Bodensenke unter sich; hier war der Himmel rein und blau, und die Erde schillerte in leichten, zarten, rosigen Farben, afrikanischen Wüstentinten. Die ganze Front des Kuh-i-schuturi, des „Kamelgebirges“, jenseits Tebbes glänzte beim Sonnenuntergang in schwach purpurroter Färbung (Panorama III, Abb. 3, f. erster Band, S. 302). Doch die Sonne versinkt, die Schatten der westlichen Höhenzüge huschen schnell über die Wüste hin und steigen die abschüssigen Halden des Kamelgebirges hinauf; der Purperton wird trüber und verwandelt sich allmählich in neutrales Grau; die Umrisse der Kette werden undeutlich und ihre schon vorher kaum zu unterscheidenden Einzelheiten verschwinden jetzt vollständig; der rosige Schimmer schwebt wie ein dünner Wolkenschleier hoch über dem Schnee — ein Widerschein des Abendrots.

Die schnell eintretende Dämmerung hat ihr dunkles Tuch über die Erde gebreitet. Nun ertönt eine zu Herzen gehende Musik aus dem innern Hofe des Karawanserais. Zwei Karawanen rüsten sich zur nächtlichen Reise. Die Kamele werden in langen Reihen vorgeführt, um sich ihre Lasten auflegen zu lassen. Alle Glocken läuten; ihr Klang verschmilzt in einen einzigen weithin hallenden Ton, den das Echo der dicken Steinmauern und Gewölbe noch verstärkt. Das ganze Serai scheint sich in tönendes Erz und klingende Schellen verwandelt

zu haben. Welch entzückendes Bild, welch einschläfernde, träumerische Musik, deren Begleitung die Rufe der Männer an die Kamele und ihre Unterhaltung beim Auflegen der Lasten auf ihre Träger bildeten! Es liegt etwas Großartiges und Vornehmes in dem Karawanenleben in Persien, den langen Wanderungen durch öde Gegenden und der ersehnten Ruhe in den Rabat. In Rabat-gur hatte man das Gefühl, sich an einem wirklichen Brennpunkte des großen Karawanenlebens zu befinden. Vor 20 Jahren hatte ich auf der Königstraße von Teheran über Isfahan und Schiras nach Buschehr und auf der Heerstraße durch Chorasfan viele solche Bilder gesehen; ich war sogar, als armer Student und ohne Diener, Mitglied einer großen arabischen Karawane aus Bagdad gewesen; jetzt reiste ich als feiner Herr, hatte meine eigene Karawane und konnte hinziehen, wohin ich wollte.

Erst um 9 Uhr war alles zum Abmarsch bereit. Nun begannen die Hunde zu bellen, man hörte Rufe und Stimmengewirr, und dann ertönte der Glockenklang im Ernst; es war, als ob ein ganzes Orchester aufspiele. Große Glocken läuteten dumpf und langsam, kleinere Glocken stimmten ein, unzählige Schellen ließen ihren hellern Metallklang hören, und dieses ganze laute Glockenspiel bewegte sich die nach Mesched führende Straße hinunter. Die Glocken der Spitze des Zuges läuteten schon weit unterhalb unserer Zelte, als die letzten Kamele den Seraihof noch nicht verlassen hatten. Man hört den langen Zug wohl, aber man sieht ihn nicht, denn jetzt ist es stockdunkel, und außer dem Sternenschein gibt es heute keine Beleuchtung. An ein paar Stellen hört man im Zuge fröhlich singen. Aber die Lieder übertönt das Glockengeläute, das auf der seit Jahrhunderten durch Pilger und Karawanen ausgetretenen Straße nach dem Grabe des Imam Riza in der Ferne verhallt. Uns umgibt die vollkommene Stille einer neuen Nacht.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Rasttage unter Palmen.

Der Morgen war nach leichtem Nachtfrost klar und schön, aber der westliche Wind machte sich recht unangenehm fühlbar. Doch hörte er ganz auf, nachdem wir eine Stunde marschiert waren, und da uns die Sonne ins Gesicht schien und das Hauptbett, an dem wir entlangzogen, sich deutlich nach dem Becken des Tieflandes hinabsenkte, hatte man das Gefühl, sich wirklich einem Gernsirr zu nähern.

Wir ziehen ostwärts, zwischen kleinen Ausläufern und Hügeln hin. An einer Stelle sahen wir beginnende Anlagen zur Entstehung echter Kewirbildungen; der Boden war dort jetzt allerdings trocken, aber tiefe Vöcher und Spuren der Fußschwielen ausgeglittener Kamele zeigten, daß er auch hier während des Regens glatt und rutschig gewesen war. In einer Mulde stand noch ein größerer Tümpel, aus dem wir die Kamele trinken ließen. Das Hauptbett hat sich in einem breiten Hohlweg zwischen niedrigen Bergen zu einer 2 Meter tiefen und 20 - 30 Meter breiten Rinne in anstehendes Gestein eingeschnitten. Bei Moghu, wohin sich eine einsame Palme verirrt hat, wird das Land flacher, und alle Rinnen sind schwächer ausgeprägt und seichter. Zur Rechten stehen die Ausläufer des westlichen Gebirges, und ihre kleinen Giebel dachen sich in Terrassen nach dem Flachland ab. Das Gestein bestand aus dichtem Kalkstein, der bald dunkelbraun, bald rötlich und grau war und an einer Stelle hübsche versteinerte Muscheln enthielt.

Wir halten die Richtung auf die höchste Partie des *Kuh-i-schuturi* ein, die jetzt im Schatten liegt und wie eine stahlgraue Wand aussieht. Je höher die Sonne steigt, desto wärmer wird die Farbe des Gebirges, und seine Formen treten wieder hervor. Um 11 Uhr brannte die Sonne, und ein schwacher Lusthauch aus Ostsüdost war sehr willkommen. Gerade im Osten erblickt man wie einen schwachen Strich die Palmen des Dorfes *Tschahrdeh*, das Ziel des heutigen Marsches.

Öde und tot ist die Landschaft; die Schuttmenge nimmt ab, vereinzelt Grasbüschel stehen oft auf kleinen Erdkegeln. Das Gefälle hört auf; wir sind jetzt auf dem Grunde der Senke angelangt. Bei einer Düne haben wir eine Seehöhe von 661 Metern erreicht, sind also seit *Rabat-gur* um 300 Meter herabgestiegen. Wir haben *Kewir*-boden auf unserer rechten Seite und „*Diaban*“, echten Wüstenboden, auf unserer linken, jene beiden Terrainformen, die einander so ungleich sind, da die *Kewir* vollständiges Fehlen jeglichen Lebens mit sich bringt, während in der *Diaban* Tamarisken, *Saxaule*, Gras und Wasser vorkommen.

Der *Haus-i-jek-farsach*, der einen Farsach von *Tschahrdeh* entfernte Brunnen, stand ausgetrocknet inmitten der großen Öde. Er ist von allen Bergen so weit entfernt, daß er wohl nur sehr selten mit Wasser gefüllt werden kann. Der *Kuh i-schuturi* ist weniger deutlich sichtbar als gestern, aber wir befinden uns heute auch in größerer Tiefe, und der Blick geht durch dichtere, weniger reine Luftschichten als droben bei *Rabat-gur*.

Die Stunden des Tages schreiten dahin, und wir nähern uns unserm Ziele; immer deutlicher zeichnet sich die dunkle Reihe der Palmen von *Tschahrdeh* am Himmel ab. Der Boden ist jetzt ganz eben und völlig vegetationslos und besteht aus gelbem Lehmstaub. Am Weg wächst „*Ges*“, eine Tamariskenart, die eher einem Baume als einem Strauche gleicht und eine prachtvolle zypressengrüne Farbe hat. Einige Ruinen am Wege, ein zerfallener Kanat, ein paar andere, die noch benutzt werden, und schließlich ein grünes Feld mit

königlichen Palmen, von denen einige ihr Haupt noch höher erheben als die übrigen. Der Weg führt uns längs der Mauer einer viereckigen Festung hin, die an den Ecken und in der Mitte der nördlichen und der südlichen Seite Türme trägt und von einem Graben umschlossen ist. Die Zeit hat ihr übel mitgespielt, und viele heftige Platzregen haben tiefe, vertikale Furchen in ihre Wälle gefressen. Wir reiten an dem Friedhof vorbei, wo die Wohnungen der Toten mit Ziegelsteinen bedeckt sind und wo vornehmere Leute unter einigen verfallenen Grabkapellen ruhen.

Auf dem offenen Plage vor einem prächtigen Karawanserai, das der Hadjschi Mollah Taghi aus Sezd 1881 hat erbauen lassen, wurde das Lager Nr. 39 aufgeschlagen (Abb. 139, 140). Das Dach dieser großen, ein Viereck bildenden Herberge bot richtige Wandelbahnen zwischen und neben den Seiten der mit Dachziegeln gedeckten Zellenkuppeln, und man hat von dort eine ebenso malerische wie orientierende Aussicht. Das westliche Gebirge zeichnet sich jetzt nur wie ein dunkler Schattenriß unter der Sonne ab, nach deren Untergang ein intensiv gelbes Licht über schwarzen Kämmen auflodert. Der Kuh-i-schuturi ist uns jetzt näher und tritt daher in kräftigerem Purpurrot als gestern hervor, seine Schneefelder glänzen intensiver weiß, und das Ganze bietet ein fesselndes Bild dar, das sich uns zwischen dunkeln Palmen zeigt. Gegen das saftige Grün der Palmen stechen die grauen Häuser des unter uns liegenden Dorfes grell ab (Abb. 141). Schlank, elegant und geschmeidig wie Binsen erheben sich die Palmen bald aufrecht und steif, bald neigen sie sich ein wenig und bilden einen demütigen Bogen; aber stets heben sie sich scharf gezeichnet und intensiv grün gegen die leichten, lustigen Tinten des Horizonts ab. Ungefähr hundert der tausend Palmen der Dase sind infolge der letzten starken Kälte eingegangen.

Man baut hier Weizen, Gerste, Baumwolle und Tabak. Das Dorf besitzt 3000 Schafe und 30 Esel und hat 80 Häuser, in denen etwa 1000 Menschen wohnen, eine Zahl, die mir ein wenig übertrieben erscheint. Der Name Tschahrdeh oder Tschahr-deh=i=Tebbes, „die vier Dörfer in Tebbes“, deutet auf die Dörfergruppe hin, die



124. An der Grenze zwischen Sandwüste und Rewir. (S. 17.)



125. Im Sand. (S. 19.)



126. 127. Aufmarsch der Kamele in Tschengert vor dem Photographen.
(S. 21.)

das eigentliche Tschahrdeh umgibt und die aus den Dörfern Mehdiabad, Turgeinun, Suleimanieh, Tschfanun, Cheirabad, Kasimabad, Deheneh, Tadschiabad, Dowletabad und Deh-schur besteht. Ein Bergstock, der 4 Farsach nordostwärts liegt, heißt Kuh-es-meigu. In der Einöde rings umher, wo Gazellen und Bergziegen haufen, gibt es auch einige wenige Brunnen.

Man sagt, daß die große Hitze vierzig Tage anhalte und der Winter sechzig Tage dauere. Im Winter hatte es hier in diesem Jahre zweimal geschneit und zehnmal geregnet, und die Niederschläge waren ebenso wie in andern Gegenden viel bedeutender gewesen als sonst. Der hier vorherrschende Wind kommt aus Nordosten, ist also der Bad-i-Chorassan.

Es war kaum dunkel geworden, als auch schon die Schakale draußen in der Wüste zu bellen und zu heulen begannen; man konnte aus ihrem Bellen erkennen, daß sie rudelweise umherstreiften, aber sie wagten es nicht, sich den Zelten zu nähern, weil die Hunde Wache hielten.

Die Bewohner von Tschahrdeh kümmerten sich gar nicht um mich, als ich am Morgen des 27. Februar die letzte Tagereise antrat, die mich noch von dem eigentlichen Tebbes trennte. Der Weg führt unmittelbar längs der Dörfer Tadschiabad und Turgeinun hin, so daß wir ihre Palmenhaine zur Rechten und ihre bewässerten Weizenfelder zur Linken haben. Aus der Steppe am Rande der nächsten Kewir kommen kleine Eselkarawanen, die mit Brennmaterial beladen sind. Wir erblicken Räder Spuren im Staube der Landstraße; der Gouverneur, Emad-ul-mulk, ist von einer Amtsreise nach Tün zurückgekehrt, denn auch diese Stadt steht unter seiner Verwaltung, und sein Distrikt heißt daher Tün-we-Tebbes. Die Dörfer und ihre Palmen bilden scharfe Silhouetten auf dem Hintergrunde, den die blassen Berge am Horizont zeichnen. Alle Kanäle gehen ebenso wie die Erosionsrinnen nach Südwesten, so auch der offene Kanal des Dorfes Kerdabad, aus dessen Flut zwei Zebuochsen tranken, das erste, was hier an Indien erinnerte. Das Dorf liegt inmitten einer vollkommen unfruchtbaren Riesenebene.

aber der Kanal hat grüne Saatfelder und schwankende Palmen aus der Wüstenei hervorgezaubert.

Ein schwacher Südwind dämpft die Wärme, aber es ist klar, daß wir endlich in ein Gernsirr gelangt sind: um 1 Uhr war es 15,7 Grad warm. Nach dem zweiten Farjach überschreiten wir einen Kanat, dessen Lauf das Auge weit nach Südwesten hin verfolgen kann; 110 Erdhaufen sind um die Öffnungen der vertikalen Brunnen herum zu zählen. Der Kanat ist eine imponierende Wasserader im Schoße der Wüste, eine unterirdische Galerie, die aus weiter Ferne hierher führt, um bei Aliabad ans Tageslicht zu treten. Das Dorf selbst ist in der Ferne kaum sichtbar, und doch hängt es am äußersten Ende des Kanats, der ein etwas geringeres Gefäll als der Schuttkegel hat, sodaß das Wasser bei Aliabad draußen ans Tageslicht tritt und die Wüste in fruchtbares Land verwandelt.

Die Erosionsrinnen haben natürlich auch eine südwestliche Richtung. Schon bevor wir Tschahrdeh erreichten, hatte diese Fallrichtung von der Kette des Kuh-i-schuturi an vorgeherrscht. In Tschahrdeh betrug die Seehöhe 697 Meter, und von da an stiegen wir allmählich bis Tebbes, das 733 Meter hoch liegt. Nur in den Rinnen wachsen hin und wieder dünne Steppengrassbüschel, sonst ist der Boden ohne Vegetation und leicht mit Grus bestreut. Die dunkle Linie vor uns beginnt grün zu schimmern; es sind die Palmen der Dase Tebbes unter den schneebedeckten Kuppen des „Kamelgebirges“.

Jenseits eines 30 Meter breiten und 2 Meter tiefen Erosionsbettes, das sich zwischen niedrigen Hügeln hinzieht, erhält die Straße ein vornehmeres Gepräge; ist es doch die große Landstraße nach der Dase Tebbes. Es herrscht hier trotzdem kein nennenswerter Verkehr, nur einige Esel begegnen uns, die den Mahnrufen ihrer Treiber schläfrig und widerwillig gehorchen. Vollständige Wüste umgibt uns, grau und gelb, ohne einen Grashalm; aber ihrer weitem Ausdehnung nach Südosten und der verdorrten und versengenden Herrschaft der bösen Mächte wird die große Dase bald eine Grenze ziehen. In der Ferne

winken freundlich die Palmen und locken uns in ihren schönen, kühlen Schatten hinein, wo wir auf grünen Matten ausruhen können. Nichts kann entzückender sein als eine Oase in der Wüste, und keine Oase kann schöner sein als die von Tebbes.

Es geht kein Wind mehr; auf dem hohen Kamel der Sonne preisgegeben, muß man sich ihre heißen Strahlen gefallen lassen. Dies ist in der That ein Gernsirr, dieses Land der Palmen, ein ganz anderer Himmelsstrich, ein ganz anderes Klima als an den Ufern der Kewir.

Der Großwesir Atabek hatte mich mit einem German, einer Art Empfehlungsschreiben, an den Statthalter von Tebbes und Tun versehen. Abbas Kuli Bek und Gulam Hussein wurden vorausgeschickt, um auf Grund dieses wichtigen Dokuments die Behörden der Oase zu ersuchen, mir einen abgelegenen, gemüthlichen Garten zur Verfügung zu stellen. Die beiden Boten entfernten sich eiligen Schrittes und verschwanden bald wie zwei schwarze Punkte in dem grauen Gelände.

Wir folgten ihnen in gewöhnlichem Schlenderschritt und wunderten uns, das Land in der Nähe der großen Oase so menschenleer zu finden. Nur eine kleine Eselkarawane trippelte die Straße entlang; ihre Besitzer waren Landleute, die nach beendeten Geschäften in Tebbes nach Hause zurückkehrten.

Die Oase ist langgestreckt und läuft mit den Erosionsrinnen und Bewässerungskanälen parallel; sie liegt also von Ostnordosten nach Westsüdwesten. Wir kommen aus Nordwesten, und der Gesichtswinkel zwischen den äußersten Palmen ihrer beiden Flügel vergrößert sich nach und nach. Die dunkelgrüne Linie löst sich in Palmengruppen auf, die bald hoch, bald niedrig sind, bald einzeln, bald dicht nebeneinander stehen und deren Kronen der Winterwolke auf dem Scheitel der Kamele gleichen. Über ihnen ragen zwei Kuppeln und ein Minarett in die Luft. Auf immer gleich ödem Terrain nähern wir uns der Oase, und eine Einzelheit nach der andern tritt hervor. Es stellt sich heraus, daß die beiden Kuppeln eine ganze Strecke weit außerhalb der Oase an der Seite der großen Landstraße liegen. Sie erheben sich

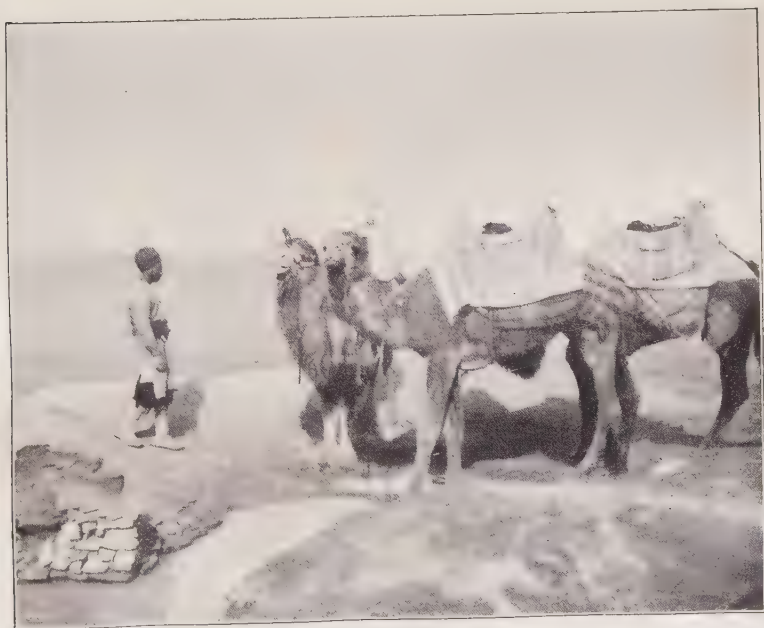
über dem Grabe des Sultan Hussein Riza, des Bruders des Imam Riza. Sein „Imamsadeh“ liegt sehr hübsch auf einem kleinen Hügel, auf dessen südöstlichem Abhang viele Bewohner von Tebbes in ihren Gräbern schlummern. Newenk rannte den Hügel hinauf und blieb dort, jämmerlich heulend, stehen, vielleicht aus Verdruß über die Schakale, die sich in ihren Wüstenschlupfwinkeln versteckt hielten, möglicherweise aber auch aus Mitleid mit den schlummernden Gästen, die ihr Schicksal nach dieser kleinen, isolierten Stadt geführt hatte, die noch ferner und noch mehr abseits von dem Lärm und Getriebe der Welt liegt als die meisten andern Städte Asiens.

Tebbes, diese seltsame Stadt, liegt mit seiner Burg, seinen Mauern und Türmen und dem hohen, wie ein Leuchtturm alles überragenden Minaret vor uns. Nichts Lebendes zeigt sich rings umher, kein einsamer Tagelieb oder Wanderer; die große Landstraße scheint uns in eine schlummernde Stadt zu führen. Zur Linken des Weges steht eine doppelstämmige Tamariske, die größte ihrer Art, die ich gesehen habe, dicht belaubt und wie geschlossen in ihrem dunkelgrünen Nadelgewande, königlich vornehm und einsam der Wüste Trost bietend. Es ist ein segensreicher Baum, der im Sommer kühlen Schatten dem Wanderer spendet, der, aus der Wüste kommend, einen Augenblick ruhen und sich von diesem kühlen, grünen Gewölbe aus die Dase Tebbes und die sich über ihr erhebenden Schneefelder des Kamelgebirges betrachten möchte. Auch wir rasteten hier, denn diese Tamariske war ein paar photographische Platten wert. Durch ihre Stämme und Zweige gesehen, gewährte die Stadt einen märchenhaften Anblick; es war eine Fata Morgana der Wüste, ein Traumbild, das wie mit einem Zauberschlag aus dem fargen Boden emporgestiegen war (Abb. 142.)

Nun bleibt nur noch das letzte kleine Stück Weges; wir reiten dem runden Turme der äußern Mauer gerade entgegen und sehen dahinter die Festungstürme. Die Wüste erstreckt sich bis an die Mauer; kein Grashalm wächst außerhalb der Grenze der Dase (Abb. 143). Auf halbwilden, gutgepflegten und reich gezäumten Pferden mit Schabracken und wertvollen Sätteln sprengen uns vier Reiter entgegen; sie steigen ab und



128. Die Karawane in den Dünen. (S. 22.)



129. Bei Tjcha-medjhi. (S. 29.)



130. Einer der Brunnen bei Tifla-medŭchi. (S. 29.)

begrüßen uns voller Ehrerbietung. Der vornehmste der vier bestellt einen Gruß vom Gouverneur, der mich in seiner Residenz willkommen heiße und bitte, mit dem Garten, den er mir zur Verfügung stelle, vorliebnehmen zu wollen. Eines der hübschen Pferde wird mir angeboten; aber kein äußerer Pomp und kein feierlicher Einzug in eine Stadt dürfen die Aufnahme meiner Karte stören; ich bleibe daher auf meinem ruhigen Kamele sitzen, wo ich beide Hände frei und eine viel weitere Aussicht habe.

Mit diesen Reitern als Herolden biegen wir um die Norddecke der Stadtmauer und kommen in eine um sie herumführende Straße, wo in offenen Ständen und Läden Leute saßen, die Baumwolle reinigten und Leinwand dunkelblau färbten. Lange Bahnen Stoff waren zum Trocknen quer über die Straße gehängt; man konnte sich einbilden, daß sie zur Ehre meines pomphaften Einzugs in diese Wüstenstadt mit Fahnen deforirt worden sei. Rechts bildete die Mauer mit ihren runden Thürmen und ihrem Wallgraben einen malerischen Hintergrund.

Jetzt schwenken wir nach links ab und befinden uns auf dem Meidan der Stadt Tebbes, wo es recht munter zuingt. Hier wurde in offenen Ständen verkauft und gefeilscht, dort wimmelte es von kommenden und gehenden Leuten. Hier lagerten Karawanen, die gerade in Tebbes angekommen waren, und dort beluden andere, die wieder fortziehen wollten, ihre Kamele. Scharen Neugieriger umdrängten mich (Abb. 144) und gaben meinem Zug das Geleite — man konnte sehen, daß es kein gewöhnliches Ereignis war, wenn ein Europäer seine Schritte nach Tebbes lenkte.

Auf den Meidan mündet eine unendlich lange, schnurgerade Straße. Auf ihren beiden Seiten fließen Kanäle, die mehreren Reihen grüner Maulbeer- und Drangenbäume und Trauerweiden, die aus schützenden Behmsöckeln herauswachsen, die nötige Feuchtigkeit spenden. Die Häuser sind für persische Verhältnisse zum Teil recht hübsch. Auf der linken Seite zeigt sich das Portal des Gouverneurpalastes. Man erhält sofort den Eindruck, daß die Stadt eigentlich nur aus dieser Hauptstraße besteht und daß die an ihren beiden Seiten liegenden Quartiere, Gärten und Palmenhaine ziemlich schmal sein müssen.

Endlich erreichen wir das Ende der Straße, einen kleinen, freien Marktplatz und die Fassade eines halb in Ruinen liegenden Hauses, durch dessen Portal wir in den friedlichen Garten gelangen, der während der nächsten Tage mein Heim im Lager Nr. 40 sein soll. Aber das Portal ist unsern hochgewachsenen Kamelen zu niedrig; sie erhalten ihren Ruheplatz auf dem Hofe, und das Gepäck wird hineingetragen. Mein Zelt wird auf einem Rasenplatz zwischen zwei Kanälen aufgeschlagen, deren Wasser gar lieblich in diesem wasserarmen Lande rauscht, wo das Plätschern rieselnder Bäche die schönste Musik ist. Von Wasser umgeben zu sein, hat auch den Vorteil, daß man vor Skorpionen ziemlich sicher ist, und der Umstand, daß man am obersten Ende der Dase wohnt, bringt das angenehme Gefühl mit sich, daß man zuerst das Wasser der Kanäle benutzt, das weiter abwärts immer mehr verunreinigt wird.

Das Zelt wurde so gestellt, daß der Schatten der umgebenden Palmen ihm den ganzen Tag Kühlung spendete. Man wandelt zwar nicht ungestraft unter Palmen, aber ich hatte mich doch danach gesehnt, in ihrem Schutze ausruhen zu können und dem Säusen des Windes in ihren Kronen zu lauschen. Im Nordosten leuchten die Schneefelder des Kuh-i-schuturi zwischen den dunkelgrünen, metallisch-glänzenden Palmenblättern hindurch, und zu äußerst auf dem rechten Flügel zeigt sich ein Vorsprung des Kuh-i-dschamal, während das westliche Randgebirge des Beckens in dieser Beleuchtung und infolge der großen Entfernung nicht zur Geltung kommen.

Die Kanäle des Gartens sammeln sich zu zwei Strängen, von denen jeder eine Seite der langen Dase bewässert; von jedem Strange gehen Äste nach den nächsten Feldern und Gärten, und das Ganze ist so angelegt, daß abwechselnd verschiedene Gebiete bewässert werden. Gerade jetzt wurde der ganze Wasservorrat des einen Kanals nach den obersten Feldern hingeleitet, die bereits nach ganz kurzer Zeit unter Wasser standen; dann erhalten die nächsten Felder Wasser, und so geht es weiter, bis der unterste Rand der Dase erreicht ist.

Einige Männer mit schwarzen Lammfellmützen, dunkeln, weiten Röcken, weiten Beinkleidern und Pantoffeln treten in feierlichem Zug

in den Garten; jeder trägt eine Schüssel, und vor meinem Zelt stellen sie in einer Reihe zwei Zuckerhüte, eine Schale Honig, Schalen und Krüge mit saurer und süßer Milch, Datteln, Brot und Roghan hin; es ist das Dastarchan, das Begrüßungsgeſchenk des Gouverneurs. Der Abendwind iſt nach dem heißen Tage kühl, und das Kohlenbecken iſt mir ſehr willkommen. Die Singvögel, die in den Palmen gezwiſchert haben, verſtimmen und ſuchen ihre Neſter auf. Die Schakale ſtimmen ihre ſchwermütige Serenade an; es braucht nur einer von ihnen mit ſeinem langgezogenen, jämmerlich bellenden und wie Gelächter klingenden Geheul zu beginnen, damit gleich tauſend andere einſtimmen, und ſo durchzittert das Klagelied der Wüſte die nächtliche Stille. Die Kanäle rauſchen angenehm und übertönen das aus dem Zelte meiner Leute dringende Stimmengewirr. Der Nachthimmel iſt völlig klar, und die Sterne funkeln mit unendlich hellem Glanz. Die Palmen ſtehen wie ſchwarze Schattenbilder da, Friedenspalmen vergleichbar, die ihre Fittiche über meinen Zelten ausbreiten; wenn der Wüſtenwind durch ihre Kronen ſauſt, raſſelt und kniſtert es in ihren pergament-harten Blättern.

In Tebbes ruhte ich eine Woche aus; die Tage verfloſſen auf folgende Weiſe. Am 28. Februar beſuchte ich den Gouverneur, Emad-ul-Mulk, deſſen zwanzigjähriger Sohn mich als erſter empfing und mich über einen Hof, auf dem Diener und Poliſiſten in langen Reihen aufgeſtellt ſtanden, in den Palaſt führte; hier nahm ich neben einem großen offenen Fenſter, eigentlich einer Thür, vor einem Herdfeuer auf richtigen europäischen Stühlen Plaß. Teppiche bedeckten den Fußboden — man mußte alſo auf Strümpfen gehen —, und auf dem Tiſche ſtanden allerlei Leckerbiſſen; draußen auf dem Hofe tropfte das Sonnenlicht gleichſam zwiſchen den Zweigen der entlaubten Obſtbäume hindurch.

Dann trat der Gouverneur ein, ein kleiner achtunddreißigjähriger Mann mit ſchwarzem Schnurrbart, und hieß mich freundlich in ſeiner Stadt und in ſeinem Hauſe willkommen. In kurzer Zeit unterhielten wir uns ſchon wie alte Bekannte, und der Emad-ul-Mulk erzählte mir,

daß er in Tebbes geboren sei, wo seine Vorfahren seit 200 Jahren dasselbe Amt bekleidet und denselben Titel getragen hätten wie er. Er sagte auch, daß sein Großvater, der Emir Hassan Chan, das heutige Tebbes vor 120 Jahren aus der Erde hervorgezaubert habe, daß die Dase vorher eine Strecke nördlicher gelegen, daß aber sein Großvater, weil ihm der Boden an der jetzigen Stelle besser geschienen, Palmengärten habe anlegen und Bewässerungskanäle habe graben lassen; die „Chiaban“, die lange Allee, und der Meidan seien abgesteckt, der Basar, dessen untere Hälfte nun schon in Ruinen liege, erbaut worden und sowohl die Meftschid-i-Dschuma, die „Freitagsmoschee“, wie auch die Burg („Ark“) zur Verteidigung gegen die Belutschen seien errichtet worden. Dabei soll aber das hohe, schon aus weiter Ferne sichtbare Minaret, das nur „Minareh“ genannt wird, 900 Jahre alt und durch einen Emir Leis Seffar Sistani erbaut sein, eine Angabe, die darauf hindeuten scheint, daß der Boden der heutigen Dase Tebbes vor Zeiten schon einmal eine Dase gewesen ist. Das Minaret erhebt sich neben der großen Moschee; es wird aber nicht zum Ausrufen der Gebetsstunden benutzt, sondern der Muëzzin ruft die Gläubigen vom „Pischtaf“ der Moschee aus zum Gebet.

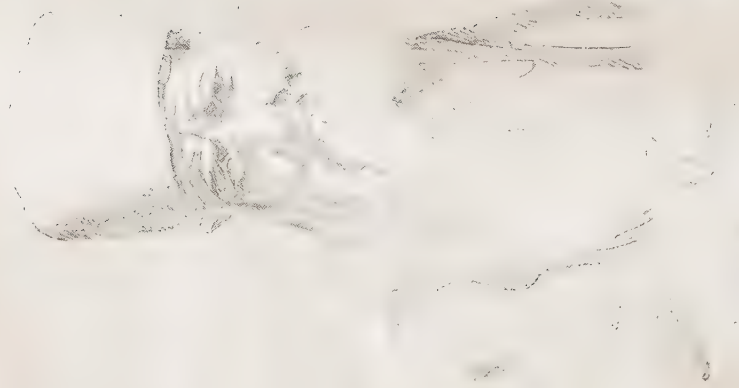
Der Emad-ul-Mulk — und wenn jemand, so muß er wohl über die Sache orientiert sein, da ihm wie einst seinen Vorfahren fast die ganze Dase gehören soll — versicherte, daß diese mit den umliegenden Dörfern 2000 Häuser und 10000 Einwohner habe, die dem Staate 40000 Toman „Malat“, Steuern, bezahlten. Die Zahl der Dörfer betrug, wie ich beim Aufzeichnen ihrer Namen feststellte, 79, einschließlich der Dörfer bei Tschahrdeh und einiger anderer, die bis zu 20 Farsach von der Dase Tebbes entfernt liegen. Jedes Dorf hat seinen eigenen Kanat, und sehr selten teilen sich zwei in einen, denn die Wassermenge dieser Kanate ist so gering, daß sie nur im Ausnahmefalle für mehr als ein Dorf ausreicht. Tebbes hingegen hat selbst gar keinen unterirdischen Kanat, denn die Dase erhält ihr Verrieselungswasser auf natürlichem Wege durch einen Bach, den Quellen speisen, die in den Bergen im Nordnordosten bei Teng-i-Tebbes entspringen.



131. Lager Nr. 36 bei Haus-i-Sultan-far. (S. 31.)

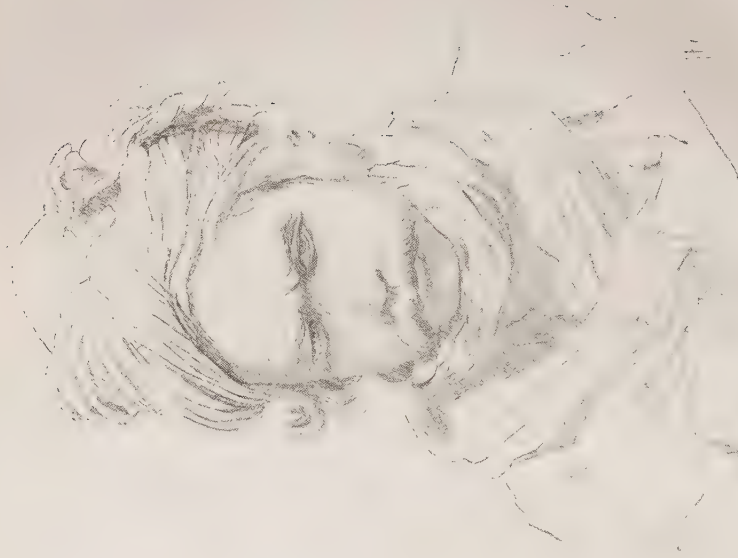


132. Dorf Dschaffaru. (S. 33.)



133. Der achtzigjährige Gulam Hussein. (S. 33.)

Zeichnungen des Verfassers.



134. Ein Bewohner von Diddaffaru. (S. 35.)

Die recht vornehm aussehende Fassade des Gouverneurpalastes befindet sich auf der Gartenseite, und seine „Eivan“ oder offene Halle ist mit einem Vorhang verhängt, der nur teilweise aufgezogen wird (Abb. 145). Die Wände der großen Halle sind mit Spiegelglas verkleidet; außer ihr hat der Palast noch mehrere kleinere Hallen, und vor der Fassade befindet sich ein ziemlich großes Bassin mit steinernem Rand. Den Garten durchschneiden gerade Wege, und auch dort ist ein Bassin in den Boden eingelassen, und in seinem Wasser spiegeln sich herrliche Palmen und schöne Orangen (Abb. 146).

In Tebbes zieht man Datteln, Feigen, Weintrauben, Aprikosen und Pfirsiche, Zucker- und Wassermelonen, Äpfel, Orangen und Zitronen, weiße und rote Rüben, Zwiebeln, Kohl, Spinat, Gurken, Anis, Kürbis und andere Gemüse, auch wird dort Weizen, Gerste und Hirse, sowie Tabak in bedeutender Menge gebaut. Die Palmen sind der Reichtum der Dase Tebbes, sonst aber ist die Wasserzufuhr ungenügend und der anbaufähige Boden so beschränkt, daß er die Bevölkerung der Dase nicht ernähren kann. Der Ertrag der Weizenernte deckt nur den Bedarf der nächsten acht Monate, und in dem übrigen Drittel des Jahres sind die Bewohner von Tebbes auf die Einfuhr aus Turschiz und Sebsewar angewiesen. Zum Reisbau reicht das Wasser überhaupt nicht.

In Tebbes dauert der Winter vier Monate, vom Dezember bis Ende März, und der Sommer fünf Monate, von Anfang Mai bis Ende September; die übrigen sind Übergangsmonate, Frühling und Herbst. Während der großen Hitze führt man hier ein untätiges, träges Leben und sitzt beinahe den ganzen Tag im „Serda“, einem unterirdischen Zimmer, in dem oft ein Springbrunnen angelegt ist und in das gewöhnlich ein „Badgir“ das bißchen Zugluft hinunterführt, das es allenfalls noch über den Dächern geben kann. Sobald die Sonne untergegangen ist, erscheint man wieder an der Erdoberfläche und verbringt den Abend und die ganze Nacht auf den Dächern, wo dann relativ kühle Luft herrscht. Die Stadt ist im Sommer wie ausgestorben, selten besucht eine Karawane Tebbes, und das Leben in den Basaren ist erstorben. Wir besuchten also Tebbes in der besten

Jahreszeit; man hatte dort noch Winter, obgleich die Temperatur nachmittags oft schon auf 20 Grad stieg.

Besonders in der heißen Zeit muß man sich vor dreierlei giftigem Gewürm hüten, das dazu beiträgt, den Bewohnern dieser herrlichen Dase das Leben zu verbittern. In alten Mauern haust eine lebensgefährliche giftige Schlange, und sowohl schwarze wie auch gelbe Skorpione soll es in jedem Hause in Tebbes geben. Es würde schwer sein, einen einzigen Bewohner von Tebbes zu finden, der nicht schon einmal oder öfter von Skorpionen gestochen worden wäre. Dazu kommt noch eine große, schnellfüßige und dichtbehaarte Raubspinne, wahrscheinlich eine Art Tarantel, deren Biß sehr gefährlich und schmerzhaft sein soll. Sie lebt in den Wüstengegenden, besonders da, wo der Boden sandig ist, und an der Grenze der Kewir. Feuer scheint ihre Neugierde, und wenn man draußen in der Einöde lagert, lockt das Lagerfeuer sie herbei. Unterläßt man es, ein Feuer anzuzünden, so kann man sicher sein, daß sie nicht kommt. Sie soll jedoch nicht zu ihrer Verteidigung oder aus Muthwillen beißen, vielmehr verhält es sich so: wenn man die Nacht in einem erleuchteten Zelte zubringt, kriecht die Tarantel an der innern Zeltleinwand in die Höhe und läßt sich dann auf den im Zelte Liegenden oder Sitzenden hinab. Unten angelangt, beißt sie, um sich an etwas zu halten, mit beiden Kiefern kräftig in den ersten besten Gegenstand; sollte dies zufällig eine Menschenhand sein, so erzeugt das Spinnengift Fieber. Die Leute in Tebbes behaupteten, daß, wenn man eine weibliche Tarantel töte, das Männchen sich erst dann wieder tröste, nachdem es den Mord gerächt habe. Es verfolge den Mörder wohl 3 Farsach weit und zeige sich dabei so schnellfüßig wie ein galoppierendes Pferd. Es laufe nicht wie gewöhnliche Spinnen, sondern stürme in Sprüngen vorwärts. Es lasse die Spur des Mörders nicht aus den Augen und nehme die erste Gelegenheit wahr, um ihm den Rachebiß zu versetzen. Weiter ostwärts und in Belutschistan sind mir von der Wachsamkeit und Nachsicht der Tarantel noch seltsamere Geschichten erzählt worden.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Blutige Religionschauspiele.

Mit zweien meiner Leute und zwei Dienern des Gouverneurs, die mir die allzu Reugierigen vom Leibe halten, gehe ich am 1. März die „Chiaban“, die lange Allee, hinunter; man braucht 19 Minuten, um sie zu durchschreiten, und sie soll nach Aussage der Bewohner von Tebbes 3000 Schritt lang sein. Dann lenken wir unsere Schritte nach dem Tor der Mauer, die die Basarstadt umgibt, und gelangen durch das Tor direkt in die Tunnelstraße des Basars, die in der Verlängerung der Chiaban liegt. Da, wo der Tunnel endet, biegen wir in rechtem Winkel nach links ab, nach dem großen Tor der Festung hin, das jetzt geschlossen war. Geht man in der Verlängerung der Basarstraße weiter, so gelangt man an die Vorderseite der Westschid-i-Dschuma, der Hauptmoschee von Tebbes. Dort erhebt sich auch das alte Minaret mit seiner zierlichen kufischen Schrift; es ist aus gebrannten Ziegelsteinen errichtet, steht ein bißchen schief und ist wohl einige 40 Meter hoch (Abb. 147—149). Da kürzlich ein Teil seiner Wendeltreppe eingestürzt ist, war es leider unmöglich, zur Spitze des Turmes hinaufzusteigen, von der aus man eine großartige Aussicht über die ganze Gasse haben muß. In der Nähe des Minarets liegt eine „Medressch“ oder geistliche Hochschule mit zwei alten Minarets, die niedrig, aber recht hübsch sind (Abb. 150). Da ich auf meinen Spaziergängen in Tebbes immer den großen photographischen Apparat mitnahm und benutzte, umringte mich bald eine Schar halbwüchsiger Buben (Abb. 151) und

anderer Tagesiebe, die nach und nach immer größer wurde und sich nicht immer leicht in gebührender Entfernung halten ließ. Allmählich aber gewöhnten sich die Bewohner daran, mich auf der Straße zu sehen, und schließlich ließen sie mich so ziemlich in Frieden.

In meinem Buche „Transhimalaja“ habe ich im ersten Band S. 267 erzählt, wie glücklich das Schicksal mich gerade zu rechter Zeit nach Schigatse führte, um dem größten Jahresfest der Tibeter, dem Neujahrsfest, beiwohnen zu können, das zwei Tage nach meiner Ankunft in Taschi-lunpo gefeiert wurde. Schon vorher habe ich dasselbe Glück in der Dase Tebbes gehabt, in der ich zwei Tage vor dem größten Fest der Schiiten im Moharrem, dem ersten Monat des mohammedanischen Mondjahres, anlangte. Die ersten zehn Tage dieses Monats, der 1906 in den März fiel, sind der Erinnerung und Trauer um Hussains Märtyrertod in Kerbela gewidmet. Hussein war der zweite Sohn des vierten Kalifen Ali und verlor im Kampf gegen Jesid und die Omajjaden im Jahre 680 am zehnten Tage des Moharrem nicht nur die Schlacht, sondern auch das Leben. Der Jahrestag dieses Ereignisses heißt Aschura, und kein anderer Tag des Jahres vermag die religiöse Begeisterung der Schiiten und ihren Fanatismus in gleich hohem Grade zu entflammen. Hussains Andenken wird in allen Städten Persiens mit Gesang und Saitenspiel, mit lautem Wehklagen und heißen Tränen gefeiert. Man beweint den Tod des heiligen Märtyrers und die Niederlage der Aliden, man besingt ihre Tapferkeit und überhäuft den siegreichen Feind Jesid und sein Heer mit Schimpfreden. Der ganze Hergang dieses populärsten Ereignisses der schiitischen Religionsgeschichte wird von mehr oder weniger guten Schauspielern auf der Bühne dargestellt. Die Soldaten beider Heere treten in voller Rüstung auf, ganze Karawanen stellen den Troß und das Lager dar, ein Mollah liest in singendem Ton den Text über die Schicksale der Aliden vor, und Scharen von Fanatikern ziehen um das zirkusartige Theater herum und heulen und brüllen „ja Hussein, ja Hussein“. Der Name des Theaters ist „Teffieh“; man findet ein solches in jeder persischen Stadt (Abb. 152), die größeren haben deren mehrere, und sogar ein so kleiner Ort wie Tschahrdeh hat

sein eigenes „Teffieh“. Das religiöse Schauspiel selbst aber heißt „Tazijah“.

Das Teffieh von Tebbes war es, das ich besuchte, nachdem: ich einen flüchtigen Blick auf die Sehenswürdigkeiten des Städtchens geworfen hatte.

Wir treten in einen achteckigen Hof ein, wo das Schauspiel gerade begonnen hat. In seiner Mitte liegt ein Springbrunnen; sein Boden ist mit großen Steinfliesen gepflastert; nur da und dort, wo sich der edle Stamm einer Palme erhebt, hat das Pflaster eine Lücke. Auf der nördlichen und südlichen Seite des Hofes sieht man „Pischtaf“, Fassaden mit offenen Gewölben und Portalen; vor der nach Süden schauenden Fassade steht ein großes Zelt (Abb. 153). Hier saß ein Molah, der die Legende mit lauter, klarer und singender Stimme vorlas.

Als „Kafir“, als Heide, durfte ich nicht gar zu nahe herantreten. Mein Freund, der Gouverneur, der sonst allen meinen Wünschen mit größter Liebenswürdigkeit entgegenkam, hatte über meinen Besuch des Schauspiels anfänglich allerlei Bedenken geäußert; er könne nicht die Verantwortung dafür übernehmen, daß seine Landsleute, deren Fanatismus sich bei dieser Gelegenheit nicht zügeln lasse, die Herrschaft über sich bewahren würden; ihre Wut gegen die Feinde ihrer Religion könne sich an mir als an einem passenden Gegenstand auslassen. Um jedoch unangenehmen Ausritten vorzubeugen und in jeder Hinsicht für meine Sicherheit zu sorgen, gab er mir, als ich auf meinem Vorsaße beharrte, eine nur zu zahlreiche Schutzwache mit, die sich teils in dem nischenartigen Gewölbe aufstellen mußte, wo ich mit meiner Kamera stand, teils auf dem Steinpflaster davor, das ungefähr einen Meter tiefer lag als der Fußboden meiner Nische.

Allerdings wimmelte es auf dem Hofe von Zuschauern, aber ich konnte doch alles, was auf dem Hofe vor sich ging, über ihre Köpfe hinweg recht gut sehen. Einige Einzelheiten entgingen mir freilich. Auf einer erhöhten Plattform unter dem Zelt fand das eigentliche Schauspiel statt. Da die Entfernung zu groß war und drinnen zu tiefer Schatten herrschte, konnte ich nur die in schreiend bunte

Gewänder gekleideten Schauspieler unterscheiden, die Hussein und Zesib und ihre Krieger vorstellen, und konnte nur hören, daß sie laut und lärmend miteinander redeten. Sie spielten jedenfalls einen Teil der tragischen Legende; diese ist schon so oft erzählt worden, daß ich ihre wechselnden Stimmungsbilder und Situationen hier nicht zu wiederholen brauche.

Um so besser sah man die Teile des Dramas, in denen das Zusammenziehen der Massen nach Kербela, der Marsch der Heere nach dem Kriegsschauplatz und der Zug der Troßkarawanen durch die Wüste dargestellt wurden. Denn die darin auftretenden Menschen und Tiere blieben nicht unter dem Zelt, sondern zogen auf dem vorderen Teile der Bühne um den Springbrunnen herum und dabei auch ganz nahe an meiner „Loge“ vorüber. Da sah man richtige Karawanen mit Kamelen, den schönsten und größten Tieren, die sich hatten auftreiben lassen, hübsch mit Decken und Zieraten, roten Wollbüscheln, Bändern und Glitzern, Schellen und Glocken geschmückt; auf den Kamelen hockten ganze Scharen von Buben. Dann kamen Maulesel angetrippelt, die „Kadscheweh“, große, mit rotem und blauem Stoff überzogene Holzbauer, trugen. In solchen Reiseförben reisen die Frauen, aber in den religiösen Spielen dürfen nur Männer und Jünglinge auftreten, und letztere übernehmen gewöhnlich, entsprechend verkleidet, die Damenrollen. Dort erblickte man Knaben der Nomadenstämme, die auf Maultieren ritten, die überdies auch mit Zelten, Stangen und Hausgerät verschiedener Art beladen waren; „Kaliantschi“ mit Wasserpfeifen vorn auf dem Sattel und andere Gegenstände um die Steigbügel hängend; Reiter in Panzerhemden mit Helm und Schwert, und Soldaten in altertümlicher Tracht mit Lanzen, Fahnen und bewimpelten Speeren. Das Schauspiel war fesselnd und hatte ein unerwartet festliches Gepräge. Ich war erstaunt, in dieser kleinen Dase im Herzen der Wüste etwas derartiges zu finden. Der gutgehaltene Hof, das weiße Zeltdach, die königlichen Palmen, die grellbunten Gewänder, das Leben und Treiben, die Tiere, kurz alles gab ein außerordentlich ansprechendes und farbenreiches Bild.

Als ich meinen Platz in der Nische einnahm, strömte die Menge nach meiner Seite herüber. Die Leute standen so eng gedrängt wie ein Heringschwarm zur Laichzeit und gafften mich und meine ihnen unbegreiflichen Manipulationen mit der Kamera, dem Stativ und dem schwarzen Tuch an. Nach einer Weile waren die in ihren weißen Turbanen und langen Kaftanen ernst und würdevoll aussehenden Priester wohl der Ansicht, daß dies doch zu weit gehe und daß es geradezu eine Schande sei, einem Heiden größere Aufmerksamkeit zu schenken als ihnen, und die Polizei erhielt Befehl, die Leute nach der andern Seite des Hofes hinüberzutreiben, wo der Mollah die Legenden vorsang. Nun traten die Polizisten vor und jagten die Menge mit Gerten und silberbeschlagenen Stäben über den Hof. Gewandt wie ein Affe erkletterte ein Junge einen hohen, senkrechten Palmenstamm, um ein verwelktes Blatt aus der Krone zu entfernen und sich in dem harten Stiel auch einen Stock zu verschaffen, mit dem er den Polizisten half, dem Pöbel den Staub aus den Kleidern zu klopfen.

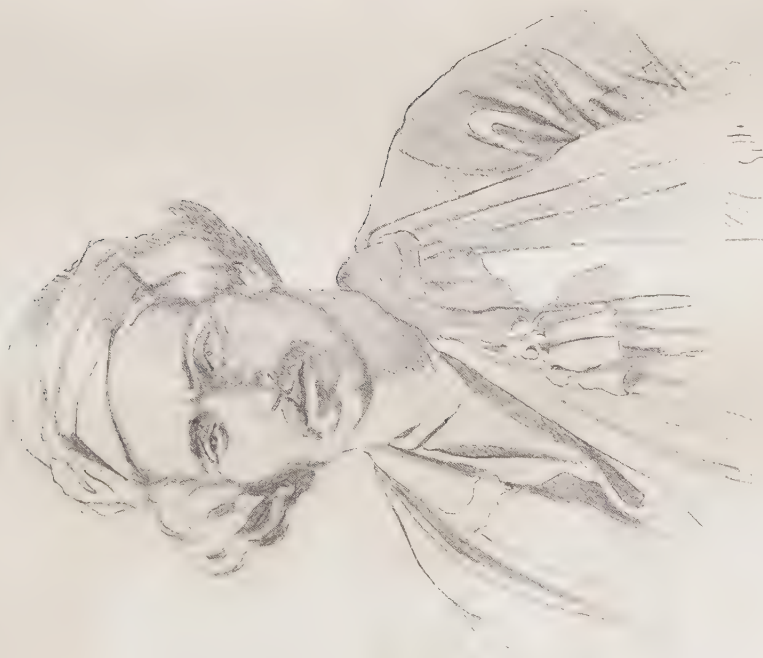
Auf den platten Dächern um den Zirkus herum hockten in dunkelblaue Schleier gehüllte Frauen, die mit ihrem Geschnatter an eine Schar krächzender Saatfrähen erinnerten. Die vornehmeren Frauen tragen, wie in den größeren Städten, einen weißen Schleier, der vor dem Gesicht und den Augen aus durchbrochenem Gitterstoff besteht; die armen hatten blaue Schleier oder vielmehr sackartige Umschlagetücher, die den ganzen Körper und den Kopf umhüllten. Die Dase Lebbes ist wegen ihres Fanatismus bekannt, und die Sitte des Schleiertragens wird dort sehr streng beobachtet. Selten fängt man einen Blick aus einem schwarzen Augenpaare auf. Aber oft sieht man kleine Mädchen, die noch keinen Schleier tragen und einst sehr hübsch zu werden versprechen und deren Züge auf eine schöne Mutter schließen lassen.

Auf dem Heimweg benutzte ich die Gelegenheit, um auf dem Meidan noch ein paar Aufnahmen zu machen (Abb. 154—156). Er ist allerdings viel kleiner als der „Königsmarkt“ in Teheran oder Isfahan, aber trotz seines unbedeutenden Verkehrs kann der Marktplatz

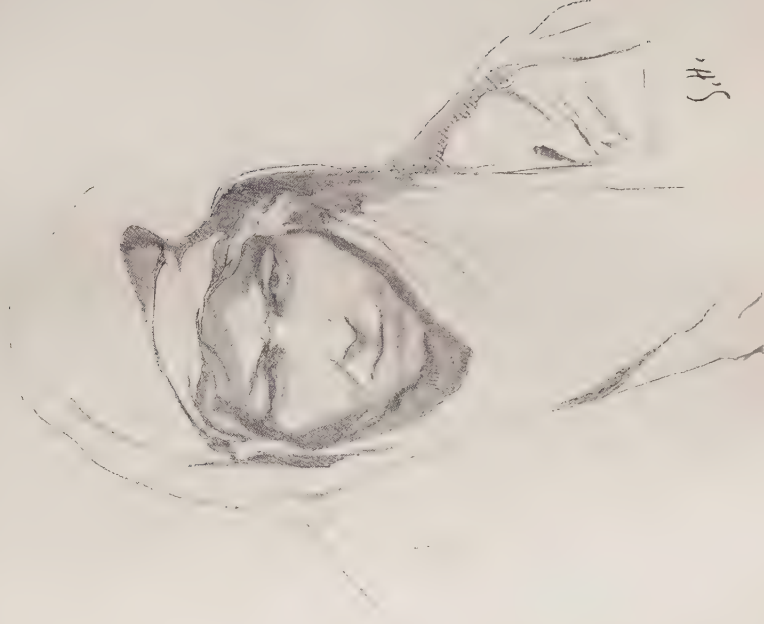
von Tebbes sich doch seiner orientalischen Echtheit rühmen. Kein Hauch europäischer Dreistigkeit und keine Spur fremdländischen Krams stören die völlig unberührte Harmonie in einer Dase, die den Krallen der christlichen Fremdlinge zu entlegen ist. Wir sehen zwar in den Basaren russische und englische Kleiderstoffe, Kolonialwaren, Petroleum und Stearinkerzen, ja in den vornehmeren Häusern sogar Stühle, Tische und Lampen aus Porzellan, die abendländischen Einfluß verraten, aber was ist dies gegen Teheran, wo Griechen, Armenier und Schwindler anderer Herkunft ihren Unfug treiben und wo sich das träge, gleichgültige Morgenland einschläfern läßt und unter der Macht der ausländischen Markose schlummert. Nein, der Meidan in Tebbes ist echt. Dorthin dringt nicht einmal ein schwacher Laut des Rauschens der Weltwogen, hier weilt man gern und versenkt sich in die Betrachtung des Tun und Treibens, der offenen Stände der Töpfer und Obsthändler und der Teppiche, auf denen die Eisenwarenverkäufer im Sitzen ihre Messer schleifen und verhandeln.

Am Abend machte mir der Emad-ul-Mulk seinen Gegenbesuch, begleitet von einer gewaltigen Schar seines Gefolges, unter der sich auch ein alter, ehrwürdiger Seide mit grünem Turban, einer Brille und schneeweißem Bart, und der Postmeister von Tebbes befanden. Sie kamen in langsamer, feierlicher Prozession in den Garten geschritten, so stumm und still, daß man sie für ein Grabgeleite hätte halten können, bei dem nur der Tote fehlte. So viele als Platz fanden, wurden in das Zelt geführt, für die anderen war draußen auf dem grünen Rasen Platz genug vorhanden. Der Gouverneur schenkte mir einen Tonkrug, gefüllt mit Datteln, aus denen die Kerne herausgenommen und durch ein Viertel einer abgezogenen Walnuß ersetzt worden waren; das Ganze war mit Zuckerguß kandiert und das wohl-schmeckendste Konfekt, das ich je gegessen habe.

Mein Tisch schwimmt, buchstäblich, von Milch und Honig; wir leben wie die Fürsten und können uns in Mohammeds Paradies versetzt glauben — freilich ohne „Huris“, denn den dunkelblauen Spustgestalten, die durch die Gassen huschen, ist der Eintritt in meinen



135. Ali Mehemet ein Hirt aus Djahaffaru. (S. 35.)
Zeichnungen des Verfassers.



136. Bamide, vierzigjährige Frau aus Djahaffaru. (S. 35.)
Zeichnungen des Verfassers.



137. Die widerpenstigen Modelle. (S. 35.)

Garten untersagt. Denn dort sind wir den Blicken aller unerreichbar; die Lehmmauern sind dazu zu hoch, aber doch so weit von meinem Zelt entfernt, daß ich jeden Abend das Schauspiel des Sonnenuntergangs genießen und die Verwandlung des rosigen Kamelgebirges in eine kalte, graublaue Silhouette beobachten kann. Jedesmal ist mir zumute, als machten die durch das Sonnenlicht vergoldeten Traumbilder des Tages einer nüchternen Wirklichkeit Platz. Wenn dann die Sichel des Mondes durch die schwankende Krone einer alten Palme glänzt und in dem Baum selbst zu sitzen scheint, erwacht das Traumbild wieder zum Leben, und man träumt von der Einsamkeit der Wüste und der Ruhe in den saftigen Oasen.

Ein paar Stunden lang war ich mit dem Entwickeln der Platten beschäftigt, die im Laufe des Tages aufgenommen worden waren. Ein dunkler Verschlag neben dem Portal hatte sich leicht in eine ganz vorzügliche Dunkelkammer verwandeln lassen, in der man freilich vor Skorpionen nicht ganz sicher war. Die schwarze Nacht hat den Höhepunkt ihrer Herrschaft erreicht, als ich mein Bett aufsuche und noch eine Weile dem Rauschen des kaum einen Meter von meinem Kopfkissen entfernten Kanals lausche, während der ersterbende Wind in den Baumkronen des Gartens flüstert.

Plötzlich stürmten meine beiden Hunde mit lautem Bellen nach dem Teich, den der Bach bildet; ein Schmerzensschrei durchschnitt die Nacht; ein allzu dreister Schakal war gebissen worden. Übrigens war die unheimliche Serenade der Schakale wie gewöhnlich nach dem Eintreten der Dunkelheit verstummt; denn nachdem sie einander durch ihre Signale benachrichtigt haben, verhalten sie sich während ihrer nächtlichen Streifzüge durch die Straßen und Gärten der Stadt mäuschenstill.

Am folgenden Tag war die Luft klar geworden, und es ging kein Wind; die Gebirge standen insolgedessen scharf und deutlich gezeichnet vor mir, und ich konnte das Massiv, an dessen Fuß Naibend liegt, mit bloßem Auge erkennen. Ich durchstreife jeden Tag die Stadt, um alle Sehenswürdigkeiten zu zeichnen und zu photographieren. Eine treue Schar Neugieriger begleitet mich; unter ihnen suche ich mir

meine Typen aus (Abb. 157, 158). Wir besuchten wieder die Festung. Als Neubau hat sie wohl recht ansprechend ausgesehen, aber da sie von Anfang an nachlässig und aus schlechtem Material aufgeführt worden ist, liegt sie jetzt schon zum Teil in Trümmern (Abb. 159). Man mußte sich in den Gängen zwischen Häufen eingestürzter Mauern durchwinden, um überhaupt in die inneren Burghöfe mit ihren gewöhnlichen „Bischtak“ oder Portalen zu gelangen. Von hier aus höre ich unaufhörlich den unheimlichen Ruf „Ja Hussein, ja Hussein“ aus dem Tekieh erschallen. Ich verzichte aber heute auf den Theaterbesuch, denn die an den zehn Tagen aufgeführten Schauspiele sind einander doch ziemlich gleich, und mit jedem Tage rückt man dem verhängnisvollen Tode Husseins auf der Ebene von Kerbela um einen Schritt näher.

Eine Nachtigall haust in meinem Garten; sie sitzt jeden Abend und jede Nacht in einer der nächsten Palmen und entzückt durch ihren melodischen Schlag mein Ohr. Sie ist der von den Dichtern so viel besungene Singvogel Persiens, der „Bulbul“, gegen dessen Repertoire das Schakalgeheul einen so schneidenden Kontrast bildet. Mein Bulbul beträgt sich genau so, als habe er Befehl erhalten, mir Gesellschaft zu leisten. Wenn ich aus der Dunkelkammer herauskomme, stellt er sich sofort ein, sitzt stets in einer der Palmen, die sich über das Zelt neigen, und singt unermüdlich.

Am 3. März ritt ich wieder nach dem Imamsadeh des Sultan Husseins Riza hinaus, das ich erst flüchtig besucht hatte. Es liegt so schön auf seinem Hügel außerhalb der Stadt, fern von dem nichtigen Weltgetriebe, und hat nur die Wüste zur Nachbarin. Doch wie alles in Persien, spricht es von Verfall und Vernachlässigung; man glaubt, sein Geld besser verwenden zu können als zur Erhaltung der alten Monumentalbauten.

Dieses Heiligengrab bildet einen langgestreckten Komplex, auf dessen Außenseiten sich zwei Bischtak erheben (Abb. 160, 161). Die Kuppeln sind flach, und besonders die eine zeigt eine ziemlich kühne Wölbung; die andere ist nach unten hin stufenförmig terrassiert. Durch den Haupteingang gelangt man in einen länglichen Hof. Von hier aus

führt ein langer Gang nach einer gewölbten Krypta, in deren Dämmerung zwei Priester in ihren Gräbern schlummern. In das Allerheiligste, wo das Grab des Heiligen vollkommene Stille umgibt, fand ich als Ausländer keinen Zutritt; hier blieben mir die Türen verschlossen.

Ich konnte es nicht lassen, einen Augenblick im Schatten der hohen Tamariske zu verweilen, dem Säusen des Mittagswindes in ihrer Nadelkrone zu lauschen und mich an dem Anblick dieser eigentümlichen Wüstenstadt zu erfreuen und an dem rosigen, schneeeumsäumten Hintergrunde, den das Kamelgebirge hinter ihr bildet. Bei zwei kleinen „Gumbes“ oder Gräbern in der Nähe gibt es auch je einen solchen Baum; die Stadt Tebbes war nicht der erste Ort, vor dessen Mauern wir eine oder mehrere alte Tamarisken als Vorposten oder Herolde des nahen Gemeinwesens gesehen hatten.

Merkwürdigerweise war das Minimum in der Nacht auf 2,8 Grad Kälte heruntergegangen, und noch um 1 Uhr waren es nur 8,2 Grad; aber die Luft war windstill und warm, ja, draußen in der Sonne sogar glühend heiß. Mir war es eine Überraschung, den Anfang des März hier in diesem Teile Persiens, in dem gelobten Lande der Palmen, so kalt zu finden; ich hatte um diese Jahreszeit hier schon subtropische Hitze erwartet.

Wir kehrten durch das westliche untere Stadttor (Abb. 162, 163) in die Dase Tebbes zurück und ritten durch den Bazar (Abb. 164) und die nach der Tekkeh führenden Gassen, denn auch heute fand eine Vorstellung statt. Heute begann ein neues Kapitel der traurigen Geschichte, ein neuer Schritt der in Kerbela erfolgenden Entscheidung entgegen. Jetzt zog eine Männerprozession um die Arena; sie trug eine Anzahl Fahnen, die um ihre Stangen gewickelt und mit Tüchern umwunden waren; dann folgte eine Gruppe, die aus etwa 30 Männern mit entblößtem Oberkörper und unbedecktem Kopfe bestand. Sie schritten feierlich einher und riefen bei jedem Schritt mit tiefer, beinahe wahnsinnig klingender Stimme: „Ja Hussein, ja Hussein!“, worin viele Zuschauer einstimmten. In gleichem Takt mit den Ausrufen und den Schritten schlägt die rechte Faust aus Leibeskräften gegen die linke Seite der

Brust, und zwar alle zugleich; dadurch entsteht infolge der Resonanz auf dem Brustkorbe ein dumpfer Laut. Sie stacheln einander und sich selbst zu fanatischer Begeisterung an, und je länger sie um die Arena ziehen, desto umnebelter wird ihr Verstand, desto tiefer und rauher klingt ihre Stimme und desto kräftiger schlagen sie sich auf die Brust, bis diese schließlich rot, geschwollen und blutunterlaufen aussieht; sie erinnern an die heulenden Derwische in Konstantinopel.

Die Volksmenge auf dem Hof belief sich gewiß auf 3000 Menschen, und auf den Dächern ringsumher saßen in Reihen 340 Frauen. „Sakkas“ gehen auf dem Hof umher und bieten der Menge aus den Schläuchen, die sie auf dem Rücken tragen, Wasser an; sie haben eine Schale in der Hand, füllen sie mit schnellem Handgriff und reichen sie dem Durstigen hin; das Labfal kostet nichts. Die Zuschauer bringen sich Datteln und Pistazien mit, die sie während der Vorstellung verspeisen.

Tebbes hat zwei Tekkieh. Das eine ist das der Mollahs, der Priester; es ist würdiger und streng orthodox, und es läuft dort mehr auf Rezitation und Absingen der heiligen Legenden hinaus, ohne daß ein „Tamaschah“, ein Schauspiel, stattfindet. Bei den Mollahs beginnt die Feier, dann wird sie in unserm Tekkieh fortgesetzt, das der „Hofumet“, der Regierung, gehört, d. h. unter der Oberaufsicht des Emad-ul-Mulk steht. Hier fängt das Schauspiel um die Mittagszeit an und dauert täglich 4 Stunden, es ist also eher darauf angelegt, die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen. Ich wäre gern so schnell wie möglich wieder aus Tebbes abgereist, um vor der großen Hitze nach Belutschistan zu gelangen, aber meine Leute erklärten mir einstimmig, daß es ein Unglück geben könne, wenn man während der ersten zehn Tage des Moharrem eine Reise antrete. Ich fand mich darein, noch so lange zu bleiben, bis sie vorüber waren.

So kehrten wir denn in den stillen Frieden meines Gartens zurück, unterwegs aber guckten wir noch in zwei Gassen auf der Nordseite der Chiaban hinein. Sie waren außerordentlich malerisch und ansprechend, wie man an einigen Bildern sehen kann (Abb. 165 und



In der Oase Tebbes. Endlich wieder unter Palmen!

die bunte Tafel). In ihrer Mitte führen schmale Brücken über einen kleinen Kanal. An beiden Seiten der Straße stehen graue Mauern und Häuser, deren Dach gewöhnlich aus einer Lehmkuppel besteht. Über den Mauern schwanen die Kronen stattlicher Palmen (Abb. 166), deren regelmäßige, elegante Gestalten neben dem Zweiggewirr der schiefen, stämmigen Weidenbäume einen noch vornehmern Eindruck machten. Das Malerische dieser orientalischen Stadtbilder wird durch die Staffage einiger meiner größten Kamele nicht geschädigt. Im Gegenteil, sie gehören in das Bild hinein — man kann sich Palmen und Dafen ohne Kamele und Dromedare ja kaum denken.

Ich habe schon von einem alten, weißbärtigen Geistlichen gesprochen, der stets im Gefolge des Gouverneurs auftrat. Wir machten auch die Bekanntschaft eines Seiden, der seine Abstammung vom Propheten Mohammed den Blicken der Welt nicht durch den üblichen grünen Turban kundtat, sondern statt dessen eine grüne Binde um den Leib trug. Er behauptete, daß die Anwendung der heiligen grünen Farbe an dieser Stelle dieselbe Bedeutung habe, wie wenn er sie auf dem Kopfe trage, aber ich argwöhne, daß die Verwandtschaft mit dem Propheten zweifelhaft war. Genug, dieser Herr, ein hochgewachsener Mann mit schwarzer Kullah und einer Art Gehrock, sowie mit einem Vollbart, war über die Maßen freundlich und liebenswürdig und lud mich eines Tages zu einem Gastmahl ein. Es gab bei dieser Gelegenheit „Sekendschabin“, ein säuerlich schmeckendes Getränk aus Traubensaft, der 40 Tage stehen, sauer werden und gären muß und dann mit Zucker versetzt wird; „Scherab“, einen sehr unschuldigen Wein, der eher wie Zuckerwasser schmeckt; „Tschai“, gewöhnlichen Tee, den man mit sehr viel Zucker, aber ohne Sahne oder Zitrone, aus kleinen Gläsern trinkt; „Schirini“ oder Süßigkeiten, die in weißem Zucker eingekocht sind, und andere Arten persischer Konfitüren, und schließlich „Pänir-i-chorma“, Dattelsäse, der das Brunkgericht des Festes war; er besteht aus der obersten Markschicht der Palmen, aus der die langen Blätter herauswachsen. Die saftige, weiße, sehr wohllichmeckende Pflanzenmasse gilt selbst im Dattellande

als große Delikatesse, denn um sich den Dattelläse zu verschaffen, muß man die ganze Palme opfern; sie stirbt nach der Amputierung ab. Man „schlachtet“ daher nur Palmen, die bereits zum Tode verurteilt sind, z. B. solche, die einem Neubau im Wege stehen, oder solche, die entfernt werden müssen, weil sie zu dicht nebeneinander gepflanzt sind und infolgedessen ihre Nachbarn ersticken.

Nach dem Schmause hatte ich die Ehre, die vierzehnjährige Tochter des Seiden, eine dunkelfarbige, kleine Prinzessin mit jüdischen Zügen und schwermütigen Augen, zu porträtieren; eine gleichalterige Freundin wurde bei dieser Gelegenheit auch abkonterfeit (Abb. 167).

Eine noch größere Gunst wurde mir in diesem Hause gewährt: ich durfte den äußern Hof des Harems besuchen, in dessen Mitte das übliche Springbrunnenbecken seinen Platz hat und der mit einer steinernen Brücke versehen ist, auf der die Schönen ihre Kleider waschen. Dieser Hof ist sonst ein unzugängliches Heiligtum; von der Architektur der dem Hof zugekehrten vier Wände erhält man durch das beigefügte Bild (Abb. 168) einen Begriff. „Schöne Tochter des Morgenlandes, wie glänzen deine Mauern des Harems, wenn du, einsam unter den Tausenden, durch Das Säle wandelst?“ Hier gab es allerdings nur zwölf, die sich erst nach vielem Wenn und Aber aus ihrem Schlupfwinkel hervorlocken ließen, aus jenem Allerheiligsten eines persischen Hauses, in das, außer dem Besitzer, kein männliches Wesen, am allerwenigsten ein „Trengei“ hineingelassen wird. Sie erschienen auf dem Hofe dicht verschleiert, zögernden Schrittes und mit gesenktem Kopf, aber man hörte sie unter dem Schleier kichern. Sie trugen dunkelblaue Gewänder und stellten sich längs der Wände auf, wo sie regungslos wie Nonnen stehenblieben (Abb. 169 und die bunte Tafel). Wahrscheinlich waren höchstens vier von ihnen legitime Gattinnen und die andern Dienerinnen. Aber fünf trugen Säuglinge auf dem Arm. Ich war in dieser ungewöhnlichen Situation sehr zum Scherzen aufgelegt, nahm mich aber zusammen; ich hielt mich in gebührender Entfernung und schenkte ihnen, wie es sich für einen Gentleman schickt, nicht die geringste Spur merkbarer Aufmerksamkeit.



Im Harem des Seiden.

Am 5. März gönnte ich mir völlige Ruhe im Zelte; mir war, als sei ich nach einer langen, harten Arbeitswoche aufs Land gefahren, um dort den Sonntag zu verbringen. Ich werde um 7 Uhr geweckt und erwache bei dem brodelnden Geriesel des Kanalfwassers und dem Singen der Morgenvögel in den Kronen der Palmen. Mirza bringt mein Frühstück: Pilau aus Reis und Huhn, zwei Eier, Gurken, eine Schüssel saurer Milch, Tee, frischgebackenes Brot und kandierte Datteln. Einige meiner neuen Freunde wollen mich besuchen, werden angemeldet und verplaudern mir eine Stunde; sie werden dafür aber über alle Straßen, die sternförmig in der Dase zusammenlaufen, gründlich ausgequetscht. Um 1 Uhr ist es 18,4 Grad warm; man freut sich der kühlen Luft und des sich erhebenden Windes, und ich lese im Liegen Sykes Buch „Ten thousand miles in Persia“. Dann werden einige Aufnahmen im Garten gemacht und in der Dunkelkammer, deren Eingang wir mit Filzdecken und der undurchdringlichen schwarzen Burcha verhängen, sogleich entwickelt.

Schlag 12 Uhr holten mich am 6. März die Polizisten des Gouverneurs ab. Wir marschierten in geschlossener Truppe die Chiaban hinunter, die jetzt wie die andern Gassen (Abb. 170) an dem Haupttranertage des Moharrem beinahe menschenleer war. Die Luft hatte eine Temperatur von mehr als 20 Grad. Schon aus der Ferne hörte man die Klagelieder in dem Tekieh der Mollahs, wo die Rezitation noch nicht beendet war; aber in dem Tekieh des Gouverneurs, das außer dieser Festzeit eine geistliche Hochschule ist, herrschte noch Stille; die Vorstellung hatte noch nicht begonnen. Wir begaben uns von hinten durch einen engen Durchgang direkt in meine offene „Einwan“ (Nische). Hier hatten sich schon viele Zuschauer, besonders viele Frauen, niedergelassen, aber im Handumdrehen säuberten Polizisten mit ihren Stöcken den Raum. Sie nahmen nicht die geringste Rücksicht auf die Damen; alle wurden wie eine Schaf- oder Rinderherde nach dem Hof (Abb. 171) hinuntergetrieben. Dort sahen wir vorläufig bloß 500 Zuschauer, aber ihre Scharen verdichteten sich bald, und durch alle Tore und Eingänge strömten die Menschen herein. Wie gewöhnlich drängten sie sich vor meinem Plage

zusammen, um den photographischen Apparat anzugaffen, und dort standen und guckten sie mit geradezu bewunderungswürdiger Ausdauer. Das Dach des großen Zeltcs war heute ein wenig erhöht worden, um das bißchen Wind, dessen wir uns erfreuten, einzulassen. Aber in dem Gewölbe im Hintergrund, wo der Gouverneur und sein Gefolge, die übrigen Honoratioren und die Geistlichkeit saßen, herrschte so tiefer Schatten, daß ich nicht sehen konnte, was dort vor sich ging. Dort durfte ich mich unter keiner Bedingung eindringen; der Gouverneur hätte zwar nichts dagegen gehabt, aber die Priester hatten ganz entschieden erklärt, daß sie nicht neben einem Heiden sitzen würden. Heute hatte man mir noch ausdrücklich sagen lassen, daß meine beiden Kosaken mich mit ihren Gewehren begleiten mußten. Die Perser sind friedliebend und gutherzig, aber wenn sie aus ihrem gewöhnlichen Gleis kommen, so ist es am zehnten Tage des Moharrem. An ihm erreicht ihr Fanatismus seinen Gipfel, und ihre religiösen Leidenschaften wallen über, wenn Husseins Tod, von tüchtigen Schauspielern dargestellt, ihnen lebendig vor Augen steht und die Phantasie sie derartig in ihrem Banne hat, daß sie den Märtyrer das Leben für seine heilige Sache hingeben zu sehen glauben. Sie werden wild, verlieren jede Herrschaft über sich selbst, und der Anblick des vielen Menschenblutes bringt ihre Sinne leicht aus dem Gleichgewicht. Es kann irgend etwas eintreten, was ihre Leidenschaften entfesselt; ein Fünkchen nur kann sie toll machen, und der einzige Europäer, der dann anwesend ist, kann leicht ihren Messern zum Opfer fallen. Darum hatte der Gouverneur mich heute mit einer noch größern Sicherheitswache als sonst umgeben und mir sagen lassen, ich solle auch aufpassen, daß die Kosaken schußbereit seien.

Vierundfünfzig Frauen haben vor meiner Siwan Posto gesaßt; sie sehen mich, doch ich sehe sie nicht; höchstens erblicke ich gelegentlich einmal ein dunkles Augenpaar, kalt in seinem Ausdruck, warm in seiner Farbe, aber immer räthselhaft und unter dem Bann der mohammedanischen Schickslichkeitsregeln stehend. Einige entfernen sich, wenn sie genug gesehen haben, andere kommen und nehmen die frei-

gewordenen Plätze ein. Sie gleichen in ihren dunkelblauen Tüchern den Schwalben, sie fliegen gleichsam auf die Dächer wie die Schwalben, deren leisen Flug nur die nächste Nachbarin sonst niemand hört.

Jetzt fängt es an! Jetzt wenden sich die Blicke der Bühne zu, deren Passage die Polizisten offenhalten. Eine Karawane kommt von links nach rechts herangezogen. Sie besteht aus zehn Kamelen. Auf dem ersten sitzt ein Reiter, der ohne Unterbrechung auf zwei Trommeln und auf die ihm nachlaufenden Männer und Knaben aus der Menge losschlägt. Dann folgen die Manteljel, die ich bereits bei meinem ersten Besuch gesehen hatte, und darauf eine Schar Männer, die mit wildem, eintönigem Geheul taktfest und einstimmig den Namen Hussein ausrufen. Die ganze Gesellschaft umkreist die Arena zweimal hintereinander. Nun kommt eine Pause, in der der Gouverneur mir einen Blumenstrauß, Obst und Süßigkeiten schickt; ich will dem Überbringer ein Trinkgeld geben, aber er weigert sich, es zu nehmen, in Persien eine höchst ungewöhnliche Erscheinung.

Neue Rufe erschallen. Die Zuschauercharen haben sich noch mehr verdichtet, sie stehen überall eng gedrängt. Hinter den gepanzerten Reitern erscheinen 40 Männer, die ihre Trauer über Hussein's Tod auf widerliche Weise zu erkennen geben. Ihre ganze Kleidung besteht aus weiten weißen Hosen; Oberkörper, Kopf und Füße sind bloß. Sie schreiten paarweise einher, aber nicht nebeneinander, wie gewöhnlich, sondern einander zugekehrt. Sie sind ganz mit Blut bedeckt, theils mit schon geronnenem, theils mit frischem, das ihnen über das Gesicht, die Brust und die weißen Weinkleider herabrieselt. In den Händen tragen sie scharfe, spitze Messer, mit denen sie sich den Scheitel und die Stirn in senkrechten Schnitten verwunden. Einige hatten tiefe, lange und häßliche Wunden auf dem Kopfe, andere schnitten sich auch noch in die Brust und in die Arme.

Dadurch, daß sie Brust gegen Brust nebeneinander herschreiten, entflammen sie einander, stacheln sich gegenseitig immer mehr an und steigern den beiderseitigen Ehrgeiz bei dieser Selbstkasteiung. Schon als sie sich gerade vor meiner Civan befanden, also erst die halbe

Bahn durchschritten hatten, waren sie von religiösem Fanatismus wild, verrückt und voll ungezügelter Leidenschaften. Sie schreiten im Takt vorwärts und stampfen mit den Fußsohlen auf das Steinpflaster; in gleichem Takt mit den Schritten stechen sie sich mit dem Messer in ihren Kopf und rufen dazu ihr herzerreißendes, röchelndes „Ja Hussein“. Ihre Gesichtszüge sind verzerrt, ihre Augen blicken wahnsinnig und unheimlich; dabei reißen sie sie weit auf, um besser durch das herabrieselnde Blut sehen zu können. Sie riecht nach Blut, diese Prozeßion, die eine Blutspur hinter sich läßt und bei der die Folgenden immer in das Blut der vor ihnen Gehenden treten.

Auf beiden Seiten begleiten die fanatische Schar einige Männer, denen es obliegt, diejenigen, die auf dem besten Wege sind, die Gewalt über sich selbst zu verlieren, und die sich durch einen allzu kräftigen Messerstich den Tod geben könnten, daran zu verhindern. Sobald diese Gefahr vorhanden scheint, greifen sie zu und führen den Wahnsinnigen mit Gewalt aus dem Kreise fort. Der Zug umschreitet langsam die Arena; man fragt sich, ob alle den Ausgang lebend beenden werden.

Beim Anblick dieser bluttriefenden Zeremonie empfindet man Ekel und Grauen. Und dennoch sind diese Fanatiker, die Gott und den Menschen ein Abscheu sein müßten, sichtlich ein Gegenstand ungeheurer Bewunderung in den Augen ihrer schiitischen Brüder. Die Hussein's Tod betauernde Menge stimmt in das laute Wehklagen der blutigen Menschen ein und betrachtet mit wahren Genuß das Menschenblut, das zu Ehren Hussein's als Opfer fließt. Es ist klar, daß die Selbstkasteiung ihnen nicht nur Belohnung im Jenseits, sondern auch irdische Vorteile bringen wird. Sie sind ein Mittel in den Händen der Priester, um die religiöse Überzeugung des Volkes anzustacheln und zu erhalten, ohne die die mohammedanische Geistlichkeit Hungers sterben müßte.

Diese Szene am 10. Tage des Moharrem ist der Höhepunkt des blutigen Schauspiels. Polak erzählt in seinem Werk „Persien, das Land und seine Bewohner“ (I, 342), daß die Phantasie des Pöbels bei dieser Gelegenheit oft derart erhitzt werde, daß er den Schau-

spieler, der den Mörder des Hussein spiele, überfalle und umbringe. Die Messerstecher, die sich gar zu schlimm verwundet haben, werden, sobald der Umgang beendet ist, nach einem Hammam gebracht, wo sie von Wundärzten verbunden und bepflest werden; meiner Ansicht nach sollte man ihnen lieber eine Tracht Prügel geben. Die weniger arg Verletzten können sich auf ihren eigenen Beinen nach der Badestube begeben; einige von ihnen konnte ich noch, als sie fortgingen, schnell photographieren (Abb. 172).

Schließlich bleibt eine Prozession halbnackter Männer, die sich mit den Händen vor die Brust schlagen, die Arme in die Luft strecken, den Kopf ruckweise nach beiden Seiten werfen und röcheln und brüllen, bis ihnen der Schaum vor dem Munde steht (Abb. 173). Hinter ihrem Zuge wird von etwa fünfzig Männern ein Gerüst getragen, das „Kall“ heißt, mit Stoffen und Spiegeln bekleidet ist und einem Vogelbauer gleicht (Abb. 174). Zwei Männer waren auf das Untergestüm geklettert, das im Kreise herumgetragen wurde und wohl den Katafakt in Husseins Leichenzug vorstellen sollte. Zuletzt machen die Kamele noch einmal die Runde; dann sind die Festtage des Moharrem für dieses Jahr zu Ende.

Nachdem sich die Menge verlaufen hatte, verließ auch ich diesen blutgetränkten Ort. Ich hatte das Bedürfnis, wieder frische Luft zu schöpfen; daher begab ich mich nach dem Rande der Stadt (Abb. 179), wo ich keine Menschen traf. Ich photographierte das südwestliche Stadttor (Abb. 175, 176), wo ich mir einige Mergierige als Opfer für meine Kamera erkor (Abb. 177), und dann erfreute ich mich mit noch größerem Genuß als bisher des in meinem Garten (Abb. 178) herrschenden Friedens. Abgespannt durch das unheimliche Schauspiel des heutigen Tages, legte ich mich nieder, um zu lesen, und wurde später, nach der gewöhnlichen Arbeit in der Dunkelkammer, durch den Gesang des „Bulbul“ und das Heulen der Schakale erfreut.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Dattelpalmen von Tebbes.

Die Dase Tebbes liegt ganz isoliert und von der Außenwelt abgeschieden; nach der nächsten Stadt sind es volle 130 Kilometer. Bei den Gastmahlen, zu denen ich eingeladen wurde, waren alle Teilnehmer Bewohner von Tebbes. Fremde kommen nur selten hierher und nur dann, wenn sie einen besondern Zweck damit verbinden, z. B. Kaufleute und Karawanenbesitzer. Nach allen Seiten hin dehnt sich die endlose Wüste aus, und eine Reise nach einer Nachbarstadt, sei es Tun, Birdschan, Fezd oder eine der Städte Chorassans, ist ein richtiges Unternehmen. Die kleine Stadt lebt ihr eigenes Leben; eingeschlossen in ihren engen Mauern, unberührt von äußeren Einflüssen, die große Heerstraßen und Karawanen mit sich bringen, hat sie ihre uralten Charakterzüge und Eigentümlichkeiten ziemlich unverfälscht bewahrt. Daher macht die Dase Tebbes den Eindruck solider Echtheit. Aber ihre Bewohner bedauern ihre abgeschiedene Lage sehr und sagen, daß es sich hier angenehmer leben ließe und der Wohlstand zunehmen würde, wenn nur ein einziger großer Karawanenweg über ihren Ort führe.

Ganz von der Welt abgeschnitten ist die Stadt jedoch nicht; ich habe ja selbst die Straße von Chur kennengelernt, und andere Straßen führen nach Chorassan, Fezd und Raibend. Die Dase Tebbes steht sogar in regelmäßiger Postverbindung mit der großen Welt. Die



138. Handelskarawane beim Aufbruch in Rabat-gur. (S. 37.)



139. Hof des Karawanſerai in Tſchahrdeh. (S. 44.)



140. Neugierige vor dem Karawanſerai in Tſchahrdeh. (S. 44.)

Poststraße nach Mesched führt über Tun und Turbet-i-Haidari und ist in 14 Stationen eingeteilt; man rechnet 93 Farsach auf die ganze Strecke, und zwölfmal werden auf ihr sowohl die Leute wie die Pferde gewechselt; ein Brief wird in vier oder fünf Tagen befördert. Es ist freilich nicht der kürzeste Weg nach Mesched, seine längere Farsachzahl ist auf Rechnung der Orte Tun und Turbet zu setzen, deren Postfäcke derselbe reitende Bote abholt. Der gerade Nichtweg verläuft westlicher und beträgt nur 80 Farsach. Die nach Tezd führende Poststraße ist in 11 Stationen eingeteilt, von denen einige sehr lang sind. Die Straße nach Seistan wird zu 79 Farsach gerechnet und die nach Halwan ist 20 Farsach lang. Die Naibendsstraße zählt 30 Farsach; auch nach Birdschan gibt es eine Straße.

Dazu kommt noch eine Straße nach Baabad, die meines Wissens noch niemals von einem Europäer benutzt worden ist. Sie führt über Kurit, Belutscha und Risab. Die Angaben, die ich über die Entfernung erhielt, wechselten zwischen 48 und 53 Farsach.

Es war für mich eine große Versuchung, bei meinem Vordringen nach Süden gerade diese Straße als nächste Etappe zu wählen. Ich beriet mich auch mit einem Kamelbesitzer, der den Weg kannte; augenblicklich wollte er mir keines seiner Tiere zu einer Reise südwärts vermieten, weil die Wüste nach den letzten Regengüssen „gel“, glatt, sei; wenn ich aber warten wollte, bis die Wüste wieder trocken sei, werde er mir gern zu Diensten stehen. Vor zwei Tagen sei eine Karawane von 300 Kamelen aus Schiewar angelangt; ihr Ziel sei Tezd, und sie beabsichtige, über Baabad zu gehen, müsse aber in dem vor Tebbes liegenden Dorfe Kurit warten, bis die Wüste trockne. Wenn wir es so einrichteten, daß wir unmittelbar hinter ihr aufbrechen könnten, würden wir den Wüstenweg in ihrer Spur trocken finden. Natürlich wäre es interessant gewesen, diesen Teil der Wüste zu sehen, eine neue Kewirdepression, die ganz von ihresgleichen isoliert zu liegen scheint, zu durchqueren und die Fortsetzung der kleinen Bergkette, die ich bei Rabat-gur durchzogen hatte, zu erforschen; aber alles dieses hätte mich von meiner Richtung abgeführt und mich gezwungen,

den Besuch in der merkwürdigen Dase Naibend, von der mich ebenfalls wenig bekannte Wüstengegenden trennten, ganz aufzugeben. Daher beschloß ich, nach Naibend zu gehen. Unterwegs hörte ich aber so viele interessante Dinge von der Baabadwüste, daß ich, um beide Pläne nach Möglichkeit miteinander zu verbinden, einen weiten Bogen nach Westen machte, ehe ich Naibend erreichte.

In Tebbes gibt es 200 große Palmengärten und mindestens ebenso viele kleine. Man zählt hier gegen 100000 „Mader“, weibliche Palmen, und in jedem Garten gibt es zwei männliche, „Nähr“, drossligerweise dasselbe Wort, dessen man sich zur Bezeichnung eines Kamelhengstes bedient. Erst nach 15 oder gar 20 Jahren trägt die Palme Frucht; es gibt hier Palmen, die 200 Jahre alt sind. Sie sollen immer wachsen; infolge der von Zeit zu Zeit eintretenden Stürme und der im Winter über der wärmeren Luftschicht des Erdbodens herrschenden Kälte überschreiten sie aber nie eine bestimmte Höhe. Die höchsten Palmen, die ich in Tebbes sah, waren 15 und 16 Meter hoch; gewöhnlich sind sie bedeutend niedriger und nur 7 oder 8 Meter hoch. Allerdings befinden wir uns hier an der Nordgrenze der Dattelpalme; im Norden der großen Kewir gibt es keine Palmen mehr.

Die Perser sagen, daß die Palme ganz wie der Mensch sei; sie verkümmere und sterbe, wenn eine Kugel sie getroffen habe, sie erstickte, wenn Wasser sie überschwemme, und erfriere in der Kälte. Die männliche Palme hat, wie der Mohammedaner, mehrere Frauen; sie ist vornehm, zart und empfindlich; sie muß mit der größten Sorgfalt gepflegt werden; sie gleicht einem Haustier, das dem Menschen die unschätzbaren Dienste leistet. Ganz Tebbes lebt ja nur vom Ertrag der Dattelpalmen, und es gibt keinen Teil des Baumes, der nicht zu irgend etwas zu gebrauchen wäre. Die Tiere können sich von einem Ort zum andern begeben, aber die Palme bleibt an ein und demselben Plage wie festgenagelt. Dort wächst sie aus ihrer Wurzel auf, und dort muß sie dereinst auch vermorschen und sterben. Ein alter Perser sagte mir, daß die Palme sich von andern Bäumen dadurch unter-

scheide, daß sie Leben und Seele habe, denke, trauere und sich freue. Werde sie liebevoll gepflegt, so empfinde sie Dankbarkeit und lasse die Datteln in großen, reichen Trauben unter der Blätterkrone reifen, vernachlässige man sie aber, so werde sie verdrießlich und unterlasse es, Früchte zu tragen.

Der Seide, der Herr mit der grünen Leibbinde, erzählte mir, daß man während der Festtage des Moharrem gewöhnlich eine oder die andere Palme schlachte und seinen Gästen Dattelfäse vorsehe. Unnötigerweise werde jedoch keine Palme geopfert; es geschehe nur, wenn man einen besondern Grund dazu habe, wenn sie z. B. zu dicht ständen und einander erstickten oder wenn sie zu alt geworden wären; andernfalls wäre es dasselbe, als wollte man ein zinsentragendes Kapital wegwerfen. Müsse man eine Palme umhauen, so verschiebe man es gern bis zu den Festtagen des Moharrem.

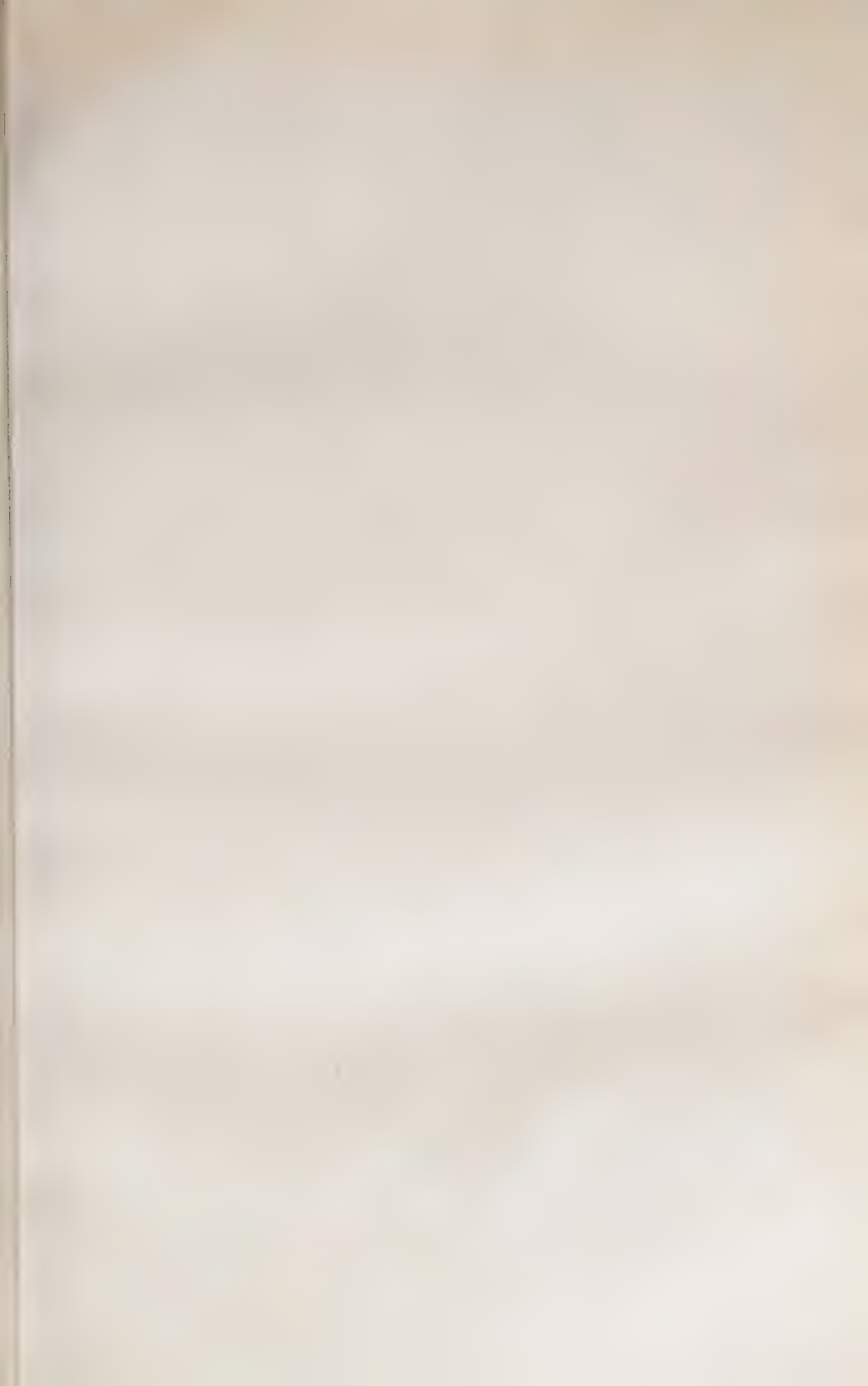
Zu einem solchen Fest war ich an einem meiner letzten Tage in Tebbez bei dem Seiden eingeladen. Von einem Rasenplatze im Garten aus sahen wir uns das Schlachten an. Das Opfer war eine fünfzigjährige Palme männlichen Geschlechts, die zum Tode verurteilt worden war, weil sie zu verkümmern begann. Ein Mann bindet um sich und den Stamm einen Bastring und klettert mit großer Gewandtheit in den Gipfel des Baumes hinauf; die Unebenheiten des Stammes bieten seinem Fuße Haltpunkte, und er zieht den Bastring mit sich in die Höhe. Mit einem scharfen Beil haut er die Blätter bis an den Stamm ab; eines nach dem andern fällt herunter, und schließlich steht die Palme geköpft, ihrer Krone beraubt, zwischen ihren alten, noch lebenden Gefährten da. Dann werden alle schützenden Faserhüllen am obersten Ende des Stammes, aus denen das Strahlenbündel der Blätter hervorstach, entfernt, und die weiche, süße, saftige Masse herausgeholt, die *Pänir-i-chorma* genannt wird. Ich schaue dem ganzen Vorgang zu. Man merkt bald, daß der Besitzer des Gartens und seine Leute, die mit dieser Palme aufgewachsen sind und sie von Kindheit an kennen, so ernst und feierlich gestimmt sind, als ob sie eine böse, treulose That gegen eine alte Freundin begingen. Doch

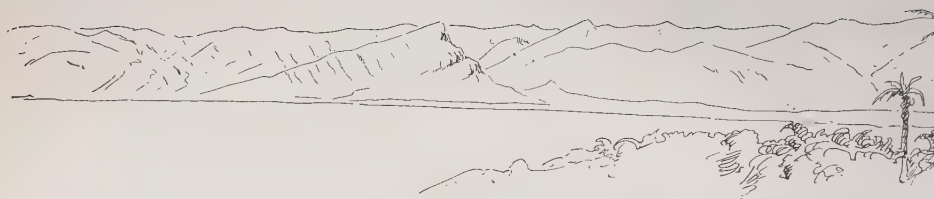
ihre Bedenken verlieren sich schnell, sobald ein gedeckter Tisch gebracht wird, auf dem man den Datteltäfel in würfelförmige Stücke schneidet, um ihn zu verspeisen.

Der Seide zeigte mir in seinem Palmengarten ein Palmenpaar, das 60 Jahre alt war. Beide standen nur anderthalb Meter voneinander entfernt; während die eine hoch und üppig war, sah die andere niedrig und verkümmert aus. Er sagte, daß die verkümmerte sich sofort aufrichten und stolz in die Höhe wachsen würde, wenn man ihre hohe Nachbarin fälle. Ihre Wurzeln sollen in eine Tiefe von 35 Metern reichen, wo das Grundwasser steht.

Gewiß ist, daß Tebbes in all seiner vergessenen und abgeschiedenen Einsamkeit und Kleinheit ein Perle unter den Städten Trans ist. Entzückend und paradiesisch erscheint diese Oase dem Wüstenwanderer, der auf einem langen, einsamen Weg hierher kommt; gar mancher Pilger hat mit heiteren Träumen unter ihren Palmen geschlafen, manch ein Wanderer hat seine Kehle, die das Wasser salziger Brunnen zugeschnürt hat, mit dem abgeklärten Quellwasser aus den Bergen gelabt, und wieviele haben ihren Hunger mit den süßen, saftigen Datteln von Tebbes gestillt! Und von der Höhe des Minarets aus kann der müde Reisende einen letzten Blick werfen auf die letzte Strecke des schweigenden Wüstenlandes, das er durchzogen hat, auf den Schauplatz seiner in glühender Sonne und heißer Dürre langsam zurückgelegten Schritte.

Als ich unter den Palmen von Tebbes lagerte, hatte ich zwei Monate Wüste hinter mir; wie gern wäre ich ebensolange im Schatten der Oase geblieben! Mit echt persischer Liebenswürdigkeit hatte der Emad-ul-Mulk mich dazu zu überreden versucht. Die ganze Oase sei mein Eigentum, alle seine Untertanen seien meine Diener! Aber ich hatte keine Zeit zu verlieren. Zwischen den Palmen schimmerten wie eine Lustspiegelung die hohen Schneegebirge, die im fernen Osten meiner warteten (Panorama V, Abb. 1), und zwischen denen ich während der folgenden Jahre in so vielen kalten Nächten der Ruhetage in der herrlichen persischen Oase gedenken sollte.





1. Aussicht auf den Ruh-i-šchuturi v



2. Ruh-i-šchuturi und Ruh-i-š



3. Aussicht vom Baus-i-hatam nach Südoste



4. Aussicht von M

Zeichnun



Ein Palmengarten in Tebbes. (S. 76.)



von Perwadeh aus. (S. 104.)



(i-deh-no) und Süden (Schah-kuh). (S. 145.)



Norden. (S. 376.)

Verfassers.

Mit einem gewissen Respekt blickte ich nach Süden über das öde Wüstenland hin, über dessen Boden unsere Glocken während der nächsten Tage wieder hinkläuten würden und in welchem die Temperatur Grad um Grad steigen mußte, um schließlich an der Grenze Indiens in erstickende Hitze überzugehen. Dort zitterte schon die Sonnenwärme über Sand, Schutt und Kewirboden wie über einem Ofen. Auf der großen englischen Karte, die mir Oberst Douglas in Teheran gegeben hatte, stand im Südwesten von Tebbes das Wort „unexplored“, ebenso wie auf gewissen Gebieten der neuesten Tibetkarte. Doch hier in Persien bedeckte das verführerische Wort nur einen kleinen Fleck, den Teil des Landes, den ich in Ermangelung eines bessern Namens Baabadwüste nenne, weil die Straße nach Baabad ihn durchschneidet.

Welchen Weg ich auch wählte, ich mußte immer sechs Kamele mieten. Am 6. März stellte sich ein Mann bei mir ein, der sich bereit erklärte, seine besten Kamele zur Verfügung zu stellen; nach Baabad verpflichtete er sich, mich in zehn Tagen zu bringen. Er verlangte täglich 8 Kran für jedes Kamel; bei diesem Preise sollte es auch dann bleiben, wenn ich unterwegs eine andere Straße einschläge.

„Haben Sie Ihre Kamele hier in Tebbes?“ fragte ich.

„Nein, Sa'ab, sie weiden 3 Farsach von hier; aber morgen, wenn die Sonne aufgeht, können sie hier sein.“

„Ihr Preis ist viel zu hoch. Für ein Kamel, das 50 Toman wert ist, 8 Kran den Tag zu bezahlen, ist ja wahnsinnig!“

„Sa'ab, bedenken Sie, daß ich ohne Rückfracht denselben Weg zurück muß, daß ich Stroh und Baumwollenjaat für meine Tiere mitzunehmen habe und daß ich während der Reise von ihren Kräften zehre. Ich diene Ihnen auch als Führer und kenne die Gegend ganz genau.“

So dringenden Gründen gegenüber blieben mir weiter keine Einwendungen, und ich nahm das Anerbieten an.

Um 11 Uhr am Abend desselben Tages brach ein außerordentlich heftiger Nordsturm los; es knackte und pfiß im Garten, und

Karten, Briefe und Papierblätter, die im Zelt umherlagen, begannen einen Angst erregenden Tanz, bevor sie schleunigst in die Kisten gesteckt wurden. Wie gewöhnlich folgte dem Wind ein Regen, der während der Nacht stärker wurde; am Morgen des 7. März hatte er ganze Tümpel um das Zelt herum und richtige Pfützen im Zelte selbst hinterlassen. Die Chiaban hatte sich in lauter Morast verwandelt, und alle Sachverständigen erklärten, daß der Weg durch die Kewir in der Richtung nach Baabad jetzt absolut unpassierbar sei — wieder dasselbe Pech, das ich schon damals gehabt, als ich die große Kewir durchqueren wollte.

Am 7. März, meinem letzten Tage in Tebbes, war die Luft schwül und drückend, und aus dicht zusammengeballten Wolken fielen dann und wann schnell vorübergehende Regenschauer. Um 1 Uhr betrug die Temperatur 18,1 Grad; man fühlte, daß eine neue atmosphärische Revolution bevorstand. Sie kam auch mit verblüffender Plötzlichkeit um 1½ Uhr in Gestalt eines Sturmes erster Klasse aus Südsüdost. In meinem Garten wurde jedoch das Tosen des Windes durch die Mauern und die Palmen, deren Blätterbüschel wie Besen nach Nordnordwesten gekehrt waren, bedeutend verringert. Da der Eingang gerade nach der Windseite lag, füllte der erste Windstoß mein Zelt; es wurde wie ein Ballon aufgeblasen und wäre beinahe fortgeslogen. Mirza und Awul Kasim sperrten mich so gut ein, wie es nur ging, und verstopften alle Ritzen; ich zündete mir dann ein Licht an und konnte mich mit nichts anderm als Lesen beschäftigen.

Ich hatte dem Emad-ul-Mulk meinen Abschiedsbesuch gemacht, ihm einige kleine Geschenke überreicht und ihm für seine großartige Gastfreundschaft gedankt. Ich hatte die sechs neuen Kamele besichtigt, die sich, von ihrem Besitzer geführt, zu rechter Zeit eingestellt hatten. Tebbes hatte ich allerdings noch lange nicht zur Genüge genossen, aber die Moharremfeste hatte ich doch mitgemacht, und ich wußte, daß die Bewohner der Dase jetzt bis zum No-rus, dem 26. Moharremtage, an dem neue Festlichkeiten stattfinden, ein faules Leben führen werden; erst dann, wenn diese Feste vorüber sind, geht es wieder an die Arbeit.

Abends 9 Uhr hatten wir dieselbe Temperatur wie mittags um 1 Uhr, 18,1 Grad. Der Sturmwind wurde ein wenig schwächer. Gleich nach 10 Uhr aber verstärkte sich das Unwetter wieder und war von Blitz und Donner begleitet — in dieser Gegend eine ungewöhnliche Erscheinung. Ich war zu Bett gegangen und hatte meinen Lichtstumpf ausgelöscht, lag aber noch wach, lauschte dem Toben und sah, wie das Zelt von außen her beleuchtet wurde und es in ihm so hell war wie mitten am Tage, denn das bläuliche Licht der Blitze war stark und blendend. Es zuckte und zitterte und flammte und hielt merkwürdig lange an, manchmal ein paar Sekunden, ehe wieder pechfinstere Dunkelheit eintrat.

Am Morgen des 8. März sah das Wetter nicht gerade verlockend aus; das Minimum hatte + 8,7 Grad betragen, aber die Luft war naßkalt und feucht, blauschwarze Wolken drohten noch mehr Regen zu spenden und führten mich durchaus nicht in Versuchung, diese kleine Palmeninsel im Wüstenmeer zu verlassen.

In sanften, schwachenden Tönen sang meine Nachtigall eine weiche, einschmeichelnde Melodie in einer der Palmen über meinem Zelt, ein freundschaftliches Abschiedslied. Es tat mir wirklich leid, von diesem liebenswürdigen Vogel, der mir neun Nächte hindurch Gesellschaft geleistet hatte, Abschied nehmen zu müssen.

Die Schakale waren doch pfiffige Tiere. Eines Tags hatten wir einige von ihnen oben am Bassin im Garten gehört; sie benutzten das Toben des Sturmes und näherten sich uns gegen den Wind, um die Hunde zu überlisten. Es gelang ihnen auch, unsern besten Hahn, der auf einer Kamellast vor meinem Zelt eingeschlafen war, wegzuschnappen.

Der Hof war voller Leute. Hier sah man den Besitzer des Gartens, einen Hadshi, Polizisten, Krämer, die Waren geliefert hatten, Wasserträger und Landleute, die unsere Kamele täglich mit ganzen Schubern grünen, duftenden Heus versorgt hatten. Alle erhielten ihre Bezahlung. In Tebbes verproviantierte ich mich auch auf längere Zeit; sämtliche Kosten beliefen sich auf 710 Mark.

Noch einmal zogen wir die endlos lange Chiaban hinunter, von deren Mauern das Echo das Glockengeläute zurückgab. Am Rud=

chaneh=i=kale=bagh, der aus einer Talnündung in N 63° D kommt und unmittelbar an der Südseite von Tebbes entlang fließt, saßen wir alle auf. In den engen, schattigen Gassen und in der gelben Lehmerde des angebauten Terrains ist der Boden schlüpfrig und tückisch; die Kamele schlenkern mit den Beinen, als ob sie Schlittschuhlaufen lernten. Doch bald verlassen wir diese kleine Oase. Sie hatte durch den Regen einen ordentlichen Überguß erhalten, und hier und dort sah man Landleute provisorische Bewässerungskanäle graben, um das Wasser zu verwerten. In den höhern Regionen der Gebirge hatte es geschneit, und ihr Kamm sah weißer aus als sonst.

Nachdem wir den letzten Flußarm hinter uns zurückgelassen haben, wird das Erdreich ganz unfruchtbar und besteht aus Sand und feinem Grus. Aber das Wasser strömt in seinen unterirdischen Galerien weiter nach den Dörfern Sadetabad, Mohammedabad, Sadikabad und Deh-no, die alle auf der rechten Seite unterhalb unseres Weges liegen, während Chosroabad am Fuße einiger kleiner Hügel, gut in einer Schlucht zwischen ihnen versteckt, sich zu unserer Linken befindet.

Zwei Farsach entfernt zeigt sich auf der rechten Seite die weiße Oberfläche der Kewir, einem großen See vergleichbar, in dessen ruhigem Wasser sich die Berge spiegeln. Die Führer sagen auch, daß diese Kewir jetzt nach dem letzten Regen größtenteils mit einer dünnen Wasserschicht bedeckt sei. Eine Kewir bezeichnet stets die tiefste Senke eines Beckens, und von ihrem Rande steigt das Gelände auf allen Seiten, wenn auch noch so langsam, nach Schuttfegeln und Gebirgen hin an. Daher sammelt sich in ihr alles Abflußwasser, und nach so heftigen Niederschlägen wie den letzten ist es wahrscheinlich, daß eine kleine Kewir wie diese von Wasser bedeckt sein wird.

Zwischen unserer Straße und der Kewir liegt eine Reihe Dörfer: Kerimabad, Kasimabad, Hemetabad und Aliabad. Kurit, ein ziemlich großes Dorf mit dichtgedrängten Häusern mit Kuppeln, liegt an der Straße, und zwischen den grauen Häuserkomplexen erfreuen Palmen durch ihr Grün das Auge. Unmittelbar unterhalb des Dorfes dehnen sich weitgestreckte Weizenfelder aus, deren Frühlingssaaten herrlich in



141. Dorf Tschahroeh. (S. 44.)



142. Ein märchenhafter Anblick. (S. 48.)
Im Vordergrund die Tamariske, im Hintergrund Tebbes.

frischem Grün glänzen. Die Karawanen, deren Ziel Baabad ist, brechen von Kurit aus zum Zuge durch die Wüste auf.

Die große Landstraße ist streckenweise bis zu 5 Meter tief in gelben Lehm Boden eingeschnitten, der an ihren Seiten gleichsam Wände bildet. Sie wird, wenn sie sich wieder in gleicher Höhe mit den Feldern befindet, von einer Menge Bewässerungskanäle durchkreuzt, die in erhöhten Lehmrinnen fließen. Die Gegend ist reich angebaut, und man ist erstaunt, mitten in der Wüste so viel fruchtbaren Boden zu finden. In ununterbrochenem Zusammenhang mit Kurit stehen die Dörfer Ibrahimabad=i-bala und Ibrahimabad=i-pain oder Ober- und Unter-Abrahamstadt und auf der linken Seite Waliaabad. Vor uns erheben sich die Palmen des Dorfes Fahanuntsch, von dessen Gehöften uns ein Gürtel unfruchtbaren, harten Bodens trennt.

Wir ziehen durch die engen Gassen des Dorfes und lagern im Lager Nr. 41 auf einem Acker neben einem Palmenwäldchen (Abb. 180, 181). Auch die elendesten Dörfer wirken vornehm und anmutig infolge ihrer Palmen, und selbst die ödeste, graueste Gasse wird malerisch, wenn über ihr die Kronen der Palmen schwanke. Hier in der Gegend spielt jedoch die Dattel eine weniger wichtige Rolle als Weizen, Gerste und Hirse. Auch Baumwolle wird hier gebaut.

Fahanuntsch hat 140 Häuser, Kurit 250. Die Straße von Kurit nach Baabad geht auch durch Fahanuntsch, und die Dorfbewohner versicherten mir, daß dieser Weg jetzt nicht zu gefährlich sei, um zurückgelegt werden zu können. Ein Karawanenbesitzer beabsichtige, in zwei Tagen aufzubrechen. Er sagte, daß die Wüdesel in der Baabadwüste sehr zahlreich seien.

„Kann mir einer einen vollständig fehlerlosen Hengst verschaffen, so gebe ich dem Jäger 10 Toman“, erklärte ich.

„Zehn Toman!“ rief ein Mann aus, nachdem die Umstehenden einander eine Weile ganz verblüfft angesehen hatten. „Für 10 Toman können Sie fünf Wüdesel erhalten, wenn Sie sie haben wollen.“

„Ich brauche nur einen einzigen.“

„In der Biaban auf dem Wege nach Baabad find sie sehr zahlreich. Freilich find sie nach dem Regen schwerer aufzufinden, da sie jetzt überall Wasser haben können; aber in einem der Nachbardörfer wohnt ein Jäger, der ihre Gewohnheiten ganz genau kennt und nie auf die Jagd geht, ohne mit vier bis fünf Hunden nach Hause zu kommen.“

Dieser Meisterschütze wurde geholt und erhielt den Auftrag, während der Nacht voranzugehen und mich unterwegs mit seinem Wildesel zu treffen. Ich vermute, daß er sein Bestes getan haben wird, aber einen Wildesel vermochte er mir doch nicht zu verschaffen. Und dabei hatte der Mann wohl zweihundert Wildesel erlegt und ließ sich die Haut mit zwei Toman bezahlen. Obgleich er seinen eigentlichen Zweck nicht erfüllte, war er uns doch sehr nützlich, da er das Land gut kannte.

Auch Fahanuntsch in 682 Meter Höhe war ein herrlicher Ort mit frischem, rieselndem Wasser und rauschenden Palmen; aber mit Tebbes ließ es sich nicht vergleichen. Die Schakale sind hier dreister als sonst. Sobald es dämmerig wird, tauchen sie in Scharen auf, und ihr lautes, seltsames Gebell erfüllt die Luft. Ich frage mich, wo sie bei Tage haufen mögen; denn so lange, als die Sonne am Himmel steht, streifen sie nie umher. Fragt man Leute aus dem Volke, so erhält man die Antwort, daß die Schakale sich den Tag über in Schluchten und zwischen den Hügeln verstecken, aber sobald es dämmert, wie Pilze aus der Erde wachsen. Eigentlich müßte man sie aber doch auch während der langen Tagesstunden gelegentlich einmal erblicken können! Tatsächlich huscht an uns nie der Schatten eines Schakals vorbei, und nie kommt es vor, daß die Hunde plötzlich stehenbleiben, um ihre nächsten Verwandten anzubellen. Es ist, als ob die Schakale verzauberte Geisterwesen wären. Im Spätherbst pflegen sie unter den Palmen nach heruntergewehten Datteln zu suchen.

Vierzigstes Kapitel.

Marco polo.

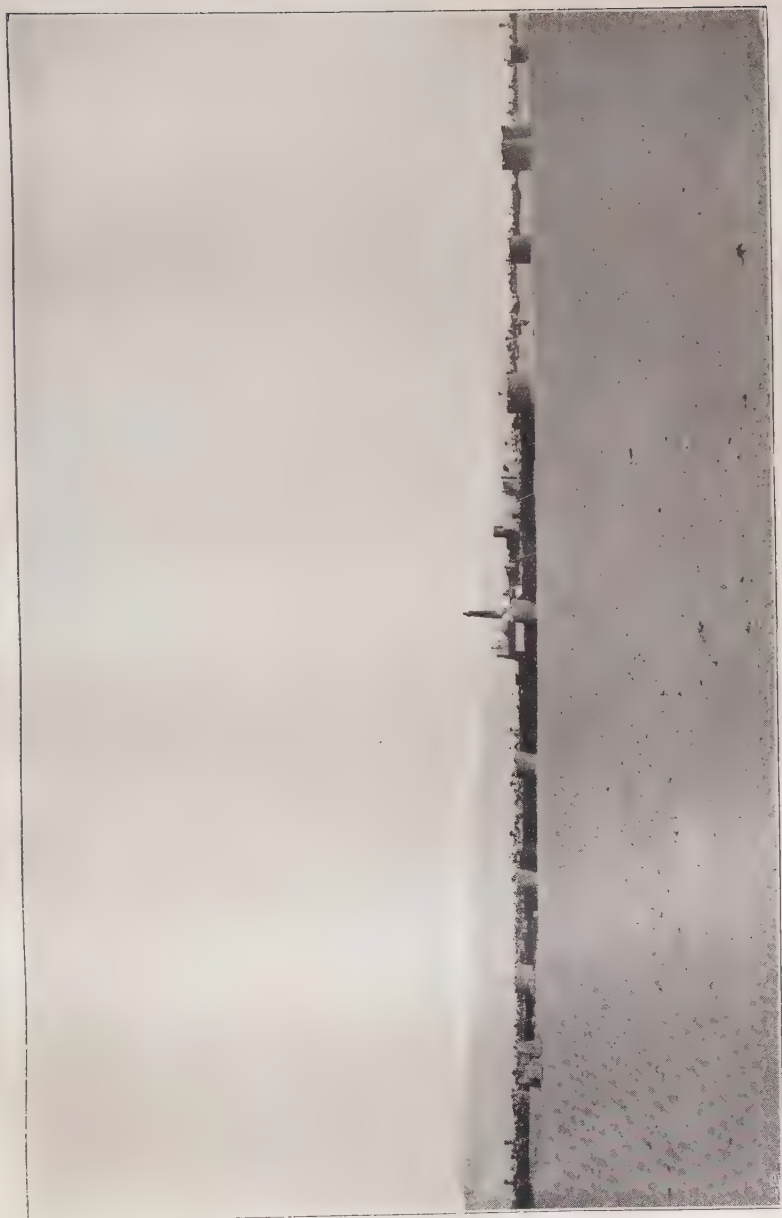
In dem bewunderungswürdigen Werke „The book of Ser Marco Polo“ von Sir Henry Yule über die Reise des berühmten Venezianers, das Henri Cordier 1903 in dritter Auflage herausgegeben hat, befindet sich eine Karte von Westasien, auf der Marco Polos Reise angegeben ist. Seine Route durchschneidet ganz Ostpersien, von Hormus gerade nordwärts über Kirman, Cobinan und Tebbes nach der Gegend zwischen Sebsewar und Schahrud, von wo aus seine Straße in rechtem Winkel nach Osten geht, über Sebsewar und Mesched nach Zentralasien hinein.

Marco Polo gibt folgende, ebenso kurzgefaßte wie zutreffende Beschreibung der persischen Wüste (s. Yule, a. a. O., I, 123 fg.):

„Wenn man die Stadt Kirman verläßt, findet man den Weg sieben Tage lang sehr ermüdend; und ich will erzählen, wie es sich damit verhält. Die ersten drei Tage findet man kein Wasser, oder fast gar keines. Und das bißchen, das man antrifft, ist eine bittere, grüne Flüssigkeit, so salzig, daß kein Mensch sie trinken kann. . . Dasselbe gilt von dem Salz, das sich aus diesen Strömen bildet; keiner wagt, es zu verwenden. . . Darum ist es notwendig, daß man für die Leute Wasser mitnimmt, und zwar genug für die drei Tage; was die Tiere angeht, so müssen sie notwendigerweise von dem schlechten Wasser, von dem ich gesprochen habe, trinken, denn es gibt keinen andern Ausweg, und ihr großer Durst zwingt sie dazu. Dies reibt sie aber so sehr auf, daß sie zuweilen daran sterben. In allen diesen drei Tagen

stößt man nirgends auf eine menschliche Wohnung; es ist dort lauter Wüste und die allergrößte Dürre. Nicht einmal wilde Tiere leben dort, denn es gibt dort nichts für sie zu fressen. — Nach diesen drei Tagen Wüsten kommt man an einen Bach frischen Wassers, der unter der Erde fließt; aber an ihm entlang sind hier und dort Löcher im Boden, vielleicht vom Strome unterminiert, und durch diese Löcher kann man diesen sehen. Er hat reichlichen Zufluß, und Reisende, die nach den Anstrengungen der Wüste müde sind, ruhen hier aus und erquickten sich und ihre Tiere. — Dann kommt man in eine zweite Wüste hinein, die sich vier Tage weit erstreckt; sie ist der vorigen sehr ähnlich, mit der Ausnahme, daß man hier Wildesel sieht. Und am Ende dieser vier Tagereisen durch die Wüste hört das Königreich Kirman auf, und man findet eine andere Stadt, die Cobinan heißt. — Wenn man diese Stadt Cobinan verläßt, befindet man sich wieder in einer Wüste von ungeheurer Trockenheit, die etwa acht Tage weit reicht; hier sind weder Feldfrüchte noch Bäume zu schauen, und das Wasser, das es hier gibt, ist bitter und schlecht, so daß man sowohl Lebensmittel wie Wasser mitnehmen muß. Die Tiere müssen infolge ihres großen Durstes das schlechte Wasser trinken, ob sie wollen oder nicht. Nachdem die acht Tage vorüber sind, gelangt man in eine Provinz, die Tonocain heißt. Sie besitzt eine ganze Menge Städte und Dörfer und bildet das äußerste Ende Persiens nach Norden hin.“

Die drei Namen Kirman, Cobinan und Tonocain gibt es noch heute auf der Karte von Persien, und der einzige Unterschied gegen früher ist, daß Kirman kein Königreich, sondern eine Provinz ist, Kuh=benan nicht eine große Stadt, sondern ein von Maulbeerbäumen und Gärten umgebenes Dorf ist und die Provinz Tun=o=Kain jetzt Tun=we=Debbes genannt wird. Was die dazwischenliegenden Wüstengebiete betrifft, so paßt Marco Polos Beschreibung heute noch ebenso gut auf sie wie im Jahre 1272. Der Bach mit einer Reihe Löcher und Brunnen, den er erwähnt, ist ein gewöhnlicher Bewässerungskanal oder „Kanat“. Das Wasser der natürlichen Brunnen ist für den Magen heute noch ebenso gefährlich wie dazumal.



143. Die Stadt Tebbes. (S. 48.)
Im Hintergrund der schneebedeckte Kuh-i-schuturi.



144. Neugierige beim Einzug in Tebbes. (S. 49.)

Aus der kurzgefaßten Beschreibung ergeben sich nur drei geographische Punkte; aber welchen Weg Marco Polo zwischen Kuh-benan und Tun-o-Kain eingeschlagen hat, ist schwer zu sagen. Yule nimmt an, daß er über Tebbes in Tun-o-Kain eingetreten sei. Lord Curzon in seinem Werk „Persia“ (II, 248) ist der Ansicht, daß Marco Polos Route östlicher liege und er den nördlichen Teil der Descht-i-lut durchquert habe.

Sir Frederic Goldsmid spricht in den „Proceedings of the Royal Geographical Society“, XII (1890), S. 586, die Vermutung aus, daß Marco Polo auf seiner Reise von Kuh-benan nach Tebbes und weiter nach Norden „wahrscheinlich wohl einen Teil der Kewir berührt haben werde“. Er findet, daß Marco Polos Beschreibung der achttägigen Wüstenreise den Erfahrungen, die Reisende neuerer Zeiten in der großen Kewir gemacht haben, gar nicht unähnlich ist.

Major Sykes in seinem Werke „Ten thousand miles in Persia“, sagt (S. 273): „Dieser Teil der Lut ist noch nicht wieder besucht worden, aber ich weiß, daß er durch und durch Wüste ist, und es ist so gut wie sicher, daß Marco Polo seine letzten unangenehmen Erfahrungen in Tebbes, 150 englische Meilen von Kuh-benan, machte.“

Nach einer neuen Reise und einem Besuch in Tebbes hat Sykes seine Ansicht dahin geändert, daß er nun glaubt, Marco Polo sei von Kuh-benan über Raibend nach Tun gegangen. „Ich möchte behaupten,“ sagt er im „Geographical Journal“, XXVI, S. 465, „daß diese Ansicht es fast als sicher erscheinen läßt, daß Marco Polo nach Tun reiste, da ja Tebbes westlich von der Hauptstraße liegt“. In der Beschreibung seiner fünften Reise in Persien spricht Sykes im „Geographical Journal“, XXVIII, S. 562, noch einmal die Vermutung aus, daß Marco Polo über Raibend gereist sei und auf der die interessante Abhandlung begleitenden Kartenskizze ist auch die Route des venezianischen Reisenden über Raibend gelegt.

Dieselbe Vermutung hatte schon Oberst C. E. Stewart in den „Proceedings of the R. Geogr. Society“, VIII (1882), S. 144, ausgesprochen, der auf seiner großen Reise durch Ostpersien ebenfalls

Naibend besucht hat. Er sagt hierüber: „Es interessierte mich sehr, von Kuh-benan erzählen zu hören, da dies einer der Orte ist, den Marco Polo als auf seiner Route liegend erwähnt. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß der Weg, den Marco Polo von Kirman nach Kain zurücklegte, die über Naibend führende Straße ist. Marco Polo spricht von Tun=o=Cain, was, wie Oberst Yule unwiderleglich nachgewiesen hat, ‚Tun und Kain‘ bedeutet. Gegenwärtig gehört Tun nicht zum Distrikt Kain, sondern zu dem von Tebbes und wird immer Tun=o=Tebbes genannt; und wenn es, wie es meines Erachtens der Fall war, ehemals zum Kaindistrikt gehörte, so ist es damals auch Tun=o=Kain genannt worden, wie Marco Polo es nennt. Durch Naibend geht sowohl nach Tun wie nach Kain der kürzeste und beste Weg.“

Mehrere Reisende haben in neuerer Zeit Kuh-benan besucht. Marco Polos Beschreibung dieses Ortes (s. Yule, a. a. O., I, 125) lautet: „Cobinan ist eine große Stadt. Die Bewohner verehren Mohammed. Es gibt dort viel Eisen und Stahl und Ondanique, und sie machen Stahlspiegel von bedeutender Größe und Schönheit. Sie stellen auch Tutia und Spodium her.“ Dann folgt eine Schilderung der Herstellungsmethode.

Hier brauchen wir auf Yules und Cordiers erschöpfende, gründliche Anmerkungen zu diesem Absatz nicht einzugehen. Houtum=Schindler, Sykes und andere haben wichtige Beiträge dazu geliefert. Über die Stadt selber sagt Yule: „Wir können sicher sein, daß es jetzt bei Kuh-benan keinen Ort gibt, der als große Stadt bezeichnet zu werden verdient, und es ist auch nicht recht glaubhaft, daß es zu Marco Polos Zeiten dort eine solche gab.“ Daß es indessen sogar schon zweihundert Jahre vor jener Zeit dort wirklich eine Stadt gab, beweist folgendes Zitat aus Makdisi: „Koh-benan ist eine kleine Stadt mit zwei Toren und einer Vorstadt, in der sich Thermen und Gasthäuser befinden; bei einem der Tore ist die Moschee. Die Stadt ist von Gärten dicht umgeben, und das Gebirge ist nahe. Der Bazar ist klein, und es gibt dort wenig Wissenschaft

und Strenggläubigkeit. Auf zwei Tagereisen vor und nach Roh-benan sind viele Kuppeldächer und Zisternen.“ Bei Sakut heißt es: „Kobenan ist eine Burg in Karman, zu der auch der Ort Behabadh gehört, wo man Tutia bereitet und verkauft“; und „Behabadh ist ein Ort in Karman; hier und in Kobenan beschäftigt man sich mit der Erzeugung von Tutia, welcher Stoff in alle Welt verschickt wird . . .“ (S. Tomaschef, Zur historischen Topographie von Persien, II, 47.)

Hier wird also Kuh-benan als dieselbe Industrie wie Baabad ausübend erwähnt, und es ist daher glaublich, daß die beiden Orte beständig miteinander in Verkehr standen und daß ein Reisender, der nordwärts gehen wollte, leicht auf den Gedanken verfallen konnte, von Kuh-benan die Straße nach Baabad einzuschlagen. Tomaschef glaubt nicht, daß Marco Polo über Serend reiste, da er sieben Tagereisen durch Wüste auf dem Wege nach Cobinan zurücklegte. Dieser Schluß erscheint mir jedoch vorschnell, da ja der Venezianer gerade von der erquickenden Rast auf der Hälfte des Weges spricht.

Da sogar Sykes, der Persien jahrelang nach allen Richtungen hin durchreist hat, trotzdem nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden kann, ob Marco Polo auf der westlichen Straße über Tebbes oder auf der östlichen über Naibend gereist ist, so erkennt man leicht, wie schwierig die Wahl zwischen den beiden Wegen ist.

Die Gründe, die Sir Henry Yule zugunsten des westlichen Weges anführt, kann ich hier nicht aufzählen, es würde zu weit führen. Statt dessen will ich den Grund für meine Überzeugung, daß Marco Polo die direkte Karawanenstraße zwischen Kuh-benan und Tebbes benutzt hat, auseinandersetzen.

Der Umstand, daß die Hauptstraße über Naibend führt, ist kein Beweis; denn wir finden nicht nur in Persien, sondern auch in Zentralasien, daß Marco Polo alles, was bequeme, sichere Straße hieß, mit souveräner Verachtung betrachtete.

Die Entfernung zwischen Kirman und Kuh-benan beträgt in gerader Linie 165 Kilometer. Marco Polo hat diese Strecke in sieben

Tagen zurückgelegt, ist also täglich kaum 24 Kilometer marschiert. Von Kuh=benan nach Tebbes beträgt die Entfernung 240 Kilometer, auf acht Tagereisen also 30 Kilometer. Von Kuh=benan über Naibend nach Tun sind es dagegen 330 Kilometer oder täglich 41 Kilometer. In jedem Fall merkt man an dem forcierten Marschtempo, daß Marco Polo von Kuh=benan an in eine Gegend gelangte, wo die Entfernungen zwischen den Brunnen bedeutend zugenommen haben.

Ist er auf der östlichen Seite gereist, so hat er bedeutend längere Tagemärsche gemacht als auf der westlichen. Auf dem östlichen Weg wären die Entfernungen zwischen den Brunnen am größten. Major Sykes ist selbst diesen Weg gereist, und aus seiner detaillierten Beschreibung dieser Reise erhält man nicht den Eindruck, daß auf dieser Straße besondere Schwierigkeiten zu überwinden gewesen wären. Mit Pferden ist es keine Kunst, acht Tage hintereinander täglich 41 Kilometer zu reiten; mit Kamelen tut man es nie. Daß ich zwischen dem Haus=i-Hadschi=Ramasan und Sadse 68,5 Kilometer in einem Tag zurücklegte, geschah nur wegen der Gefahr eines Regens in der Kewir, und länger als zwei Tage ist ein so forcierter Marsch kaum denkbar. Ohne Zweifel hat Marco Polo auf seinen langen Wüstenreisen im östlichen Persien Kamele benutzt, und selbst wenn er mit solchen Tieren gereist wäre, die 330 Kilometer in acht Tagen hätte zurücklegen können, hätte er es doch niemals nötig gehabt, denn auf der Hauptstraße über Naibend und Duhuf nach Tun gibt es zur Genüge Wasser. Wäre er über Naibend gezogen, so hätte er sich jedenfalls nicht so schrecklich zu beeilen brauchen. Er würde dann wahrscheinlich dieselbe Marschgeschwindigkeit beibehalten haben, mit der er den Weg von Kirman nach Kuh=benan machte. Diese Strecke legte er in sieben Tagen zurück. Weshalb hätte er die Strecke von Kuh=benan nach Tun, die genau doppelt so lang ist, in nur acht Tagen zurücklegen sollen, anstatt in vierzehn, da es doch ganz unnötig war! Daß er von Kuh=benan nach Tun=o-Kain wirklich in acht Tagen gereist ist, ergibt sich schon daraus, daß er diese Zahl zweimal nennt.



145. Die Halle des Gouverneurpalastes in Tebbes. (S. 53.)



146. Ein indischer Platz im Garten des Gouverneurs. (S. 53.)

Er sagt auch ausdrücklich, daß man während dieser acht Tage weder Bäume noch Früchte sehe und daß man auf dieser Reise Wasser und Lebensmittel mitnehmen müsse. Diese Beschreibung paßt durchaus nicht auf die Raibendstraße, denn in Raibend findet man das vorzüglichste Wasser, herrliche Datteln und andere Früchte. Dann kommt noch Duhuk, das nach Sykes ein sehr bedeutendes Dorf mit einer alten Festung und ungefähr 200 Häusern ist. Nach der Abreise aus Duhuk nach Süden sagt Sykes in seinem Werke „Ten thousand miles in Persia“, S. 35: „Wir setzten unsere Reise fort und waren entzückt zu hören, daß auch bei unserer nächsten Raststelle ein Dorf lag, was beweist, daß dieser Teil der Lur tatsächlich dicht bevölkert ist.“ Dies stimmt gar nicht mit Marco Polos Beschreibung überein.

Ich sehe es daher als wahrscheinlicher an, daß Marco Polo, wie Sir Henry Yule angenommen hat, von Kuh-benan entweder direkt nach Tebbes gegangen oder mit einem kaum nennenswerten Bogen nach Westen über das mittelgroße Dorf Baabad dorthin gezogen ist. Denn von diesem Dorf führt eine direkte Karawanenstraße nach Tebbes, und zwar auf dem ganzen Wege durch lauter Wüste. Marco Polo hat dann 240 Kilometer in acht Tagen zurückgelegt gegen 165 Kilometer zwischen Kirman und Kuh-benan in sieben Tagen. Er hat seine Marschgeschwindigkeit also täglich nur um sechs Kilometer zu vergrößern brauchen, und mehr ist auf der in Rede stehenden Straße auch gar nicht nötig.

Baabad liegt von Kuh-benan 58 Kilometer entfernt, in der Luftlinie gemessen. Erst jenseits von Baabad beginnt die eigentliche Wüste.

Um zu zeigen, daß wirklich eine Karawanenstraße Tebbes mit Baabad verbindet, will ich die Angaben, die mir in Tebbes und Fahanuntsch gemacht worden sind, in die erste und zweite Spalte der folgenden Tabelle eintragen und in die dritte die Namen einfügen, die man auf der Sechsstattkarte „Map of Persia, compiled in the Simla drawing office Survey of India 1897“ wiederfindet

Von Tebbes nach Baabad.	Von Fahanuntjch nach Baabad.	Map of Persia.
Kurit Farsach 4		
Moghu » 9	Moghu .. Farsach 4 $\frac{1}{2}$	Maga salziger Brunnen.
Sefid-ab » 6	Sefid-ab . » 6	Chashma Sefid, salziger Brunnen.
Burtjch » 5	Belutscha. » 5	{ Rhudafrin süße Quelle.
God » 5	God-i-schah- taghi .. » 6	{ Bir Morad .. salziger Brunnen.
Risab » 6	Risab » 5	God Hachtaki . salziger Brunnen.
Pudenun » 8	{ Teng-i- Tebbes » 4 $\frac{1}{2}$	Rezu salziger Brunnen.
Ser-i-dschulge » 4	Pudenun » 4 $\frac{1}{2}$	
Baabad » 4	Chairabad » 4	
	Baabad .. » 4	
Farsach 51	Farsach 43 $\frac{1}{2}$	

Diese Angaben rühren von verschiedenen Gewährsmännern her, stimmen aber vorzüglich überein. Daß die Summe der Entfernungen in den ersten beiden Spalten verschieden ist, hat seinen Grund darin, daß Fahanuntjch dem Dorfe Baabad näher liegt als Tebbes. Einige Abweichungen in den Namen spielen keine Rolle. Burtjch bedeutet Burg oder Festung; Belutscha ist augenscheinlich Tschah-i-Belutsch oder der „Brunnen der Belutschi“, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man an diesem Brunnen, den wohl Belutschiräuber öfter besuchten, in frühern Zeiten ein kleines Fort erbaut hat. Ser-i-dschulge und Chairabad können zwei verschiedene, einander ganz naheliegende Lagerplätze sein. Die Chashma-sefid, die „weiße Quelle“, der englischen Karte ist entschieden derselbe Platz wie Sefid-ab, das „weiße Wasser“. Ihr God Hachtaki ist eine Verdrehung des persischen God-i-schah-taghi, die „Senke des königlichen Saxaul“. Dagegen ist ihr Rhudafrin sehr apokryph. Es ist anscheinend Chuda-aferin oder „Gott sei gelobt!“, ein Ausruf, der sehr passend für den ist, der gerade an einer „sweet-spring“ mitten in der Wüste anlangt. Wenn ein Engländer diesen Weg gezogen wäre, so hätte er einen solchen Ausruf irrthümlicherweise für den Namen des Platzes halten können. Aber dann würde wohl auf der englischen Karte kaum „unsurveyed“ auf gerade diesem Teil der Baabadwüste stehen.

Die Angaben, die ich über die von Tebbes nach Baabad führende Straße erhielt, waren freilich nur summarisch, aber dennoch sehr interessant. Gleich hinter Kurit durchschneidet die Straße einen 2 Farsach breiten Streifen Kewir, der ein Flußbett enthält, das Ende Februar mit Wasser gefüllt sein soll. Die Sefid-ab liegt zwischen Hügeln, und Burtisch in gebirgiger Gegend; südlich davon folgt wieder Kewir, hier aber kaum einen Farsach breit; man kann sie auf einem Umweg umgehen. Im God-i-schah-taghi wachsen, wie schon der Name sagt, Saxaulstauden. Die drei letzten Rastorte vor Baabad liegen alle in kleinern Gebirgen.

Diese Wüstenstraße führt also durch ein verhältnismäßig bergiges Land, überschreitet zwei kleine Kewirdepressionen oder Ausläufer einer und derselben Kewir, hat wenigstens an einer Stelle Weide und bietet keine erwähnenswerten Schwierigkeiten. Die Entfernung beträgt in gerader Linie 182 Kilometer, den 51 Farsach der Perser entsprechend, so daß also der Farsach in dieser Gegend nur 3,6 Kilometer lang ist, gegen 4,6 Kilometer in der großen Kewir. Die Karawanen, die durch die Baabadwüste ziehen, machen die Reise gewöhnlich in zehn Tagen, worunter mindestens ein Rasttag ist; also marschieren sie wenig mehr als 20 Kilometer den Tag. Wenn es nicht an allen den acht Lagerplätzen mehr oder minder salzhaltiges Wasser gebe, würden die Karawanen nicht so kurze Tagemärsche machen können. Es ist auch sehr wohl möglich, daß es an einer Stelle süßes Wasser gibt. Wo Saxaul wächst, kommt gewöhnlich auch Flugsand vor, und im Sande begrabene Brunnen pflegen meistens süßes Wasser zu geben.

Während meines Aufenthalts in Tebbes langte dort eine aus etwa 300 Kamelen bestehende Karawane aus Sebsewar an. Die Tiere waren mit „Rast“ (Petroleum) beladen; die Karawane blieb in Tebbes liegen, um dort so lange zu warten, bis der erste Kewirstreifen nach dem letzten Regen wieder trocken wurde. Dann wollte sie auf der bereits beschriebenen Wüstenstraße nach Baabad und von dort nach Nezd ziehen. Diese Karawanenstraße, die Sebsewar, Turschis, Badschistan, Tun, Tebbes, Baabad und Nezd berührt, gilt als viel weniger

gefährlich als der etwas kürzere Weg durch die große Kewir. Ich bin selbst durch einen Teil der Baabadwüste gezogen, wo ich nicht einmal den von den Karawanen benutzten Wegen folgte, und ich habe gefunden, daß diese Gegend durchaus nicht zu den schlimmsten in Ostpersien gehört.

Durch diese Auseinandersetzung glaube ich es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht zu haben, daß Marco Polo nicht über Naibend nach Tun, sondern über Baabad nach Tebbes und erst von dort nach Tun und Kain gezogen ist. Seine eigene Beschreibung stimmt in jeder Hinsicht mit dem jetzigen Aussehen und den gegenwärtigen Eigenschaften der in Rede stehenden Wüstenstraße überein. Die Zeit von acht Tagen, auf die er den Weg zwischen Kuh=benan und Tun=Kain veranschlagte, macht es ebenfalls wahrscheinlich, daß er die letztere Provinz in Tebbes erreichte, selbst wenn er ein wenig schneller gereist ist, als die Karawanen es heutzutage zu tun pflegen. Der Umstand, daß er den Namen Tebbes nicht nennt, ist bedeutungslos; er nennt nur den Namen der Provinz und fügt hinzu, daß sie eine Menge Städte und Dörfer habe. Eine dieser Städte war Tebbes.

Die beiden folgenden geographischen Namen, die wir in Marco Polos Buch finden, sind Sapurgan und Balc, d. h. die Städte Schibirchan und Balch im nördlichen Afghanistan. Bevor er nach Sapurgan gelangt, durchreist er in sechs Tagen ein Land mit „feinen Ebenen und schönen Tälern und lachenden Abhängen mit vortrefflichen Grasweiden und einem Reichthum an Früchten und allen andern Produkten“. Und er hat hier „eine hübsche Zahl von Dörfern und Städten, deren Bewohner Mohammed bekennen“ gefunden. „Manchmal stößt man auch auf ein Stück Wüste, das sich acht bis zehn Meilen oder auch wohl etwas weniger weit erstreckt. . . . Aber, nachdem man sechs Tage gereist ist, wie ich euch erzählt habe, kommt man nach einer Stadt, die Sapurgan heißt.“

Hieraus scheint deutlich hervorzugehen, daß die sechs Tagereisen in herrlichem Lande unmittelbar vor Marco Polos Ankunft in Sapurgan zurückgelegt worden sind. Dazu sagt Sir Henry Yule in einer



147. Straße zur Hauptmoschee. (S. 55.)



148. Meftichid-i-Dschuma mit ihrem Minaret. (S. 55.)



149. Das alte Minaret. (S. 55.)

Anmerkung a. a. D. I, 150: „Ob nun der wirkliche Weg, wie ich annehme, über Nischapur und Mesched führt oder, wie Chanikoff annimmt, über Herat und Badghis geht, so ist es doch sonderbar, daß nicht eine dieser berühmten Städte genannt ist. Wir sehen uns zu der Annahme genötigt, daß etwas beim Diktieren mißverstanden worden oder verloren gegangen sein muß.“ Yule verlegt die sechs Tage herrlichen Landes in das Gebiet zwischen Sebsewar und Mesched und ist der Ansicht, daß Marco Polos Beschreibung wenigstens hinsichtlich des ersten Marschtages hinter Nischapur vortrefflich mit der übereinstimme, die Frazer und Ferrier gegeben haben.

Ich bin im Herbst 1890 auf der Straße von Sebsewar nach Mesched gereist und kann nicht finden, daß Marco Polos Beschreibung auf sie paßt. Er spricht ja von sechs Tagen durch schöne Täler und lachende Berge. Im Osten von Sebsewar kommt man in eine Einöde, die allerdings in eine fruchtbare Gegend mit vielen Dörfern übergeht. (Vgl. mein Werk „Genom Khorasan och Turkestan“, I, 123 fg.) Dann hat man im Süden eine grenzenlos öde Steppe. Bei dem Dorfe Seng-i-kal-i-deh tritt man in kuppiges Gelände mit gewaltigen Schafherden ein. „Die erste Strecke des Weges zwischen Schurab und Nischapur führte uns durch eine vollständige Wüste. . . . Aber die Landschaft veränderte bald ihr Aussehen, die Einöde ging nach und nach in angebaute Gegenden über, und wir ritten an mehreren Dörfern vorüber, die von Feldern und Gärten umgeben waren. . . . Wir traten hier in Chorassans fruchtbarstes und bevölkerstes Gebiet ein, in dessen Mitte die Stadt Nischapur liegt.“ Über die Gegend im Osten von Nischapur sagte ich a. a. D.: „Hier gibt es unzählige Dörfer. Die Ebene und die Bergabhänge sind damit überjät. Diese Gegend ist außerordentlich reich bevölkert und gut angebaut.“ Dann aber nahm die Herrlichkeit wieder ein Ende, und über die letzte Tagesreise von Rademgah nach Mesched schrieb ich: „Das Terrain stieg, und wir traten in ein labyrinthisches Gewirr niedriger Hügel ein. . . . Die Gegend war außerordentlich öde und kahl. Allerdings sah man mehrere Schafherden, aber es blieb mir ein Rätsel, wovon die fetten,

dicken Schafe lebten. . . . Die öde Landschaft wurde immer mehr durch Reisende belebt. . . . Nach Osten hin erstreckt sich eine wellenförmige Steppe bis an die Grenze von Afghanistan.“

Die Straße zwischen Sebsewar und Mesched ist, mit einem Wort, so beschaffen, daß Marco Polos ungewöhnlich begeisterte Schilderung der sechs Tage nicht auf sie paßt. Wenn diese unmittelbar von Sapurgan aus zurückgelegt worden wären, ließen sich die erwähnten Wüstengebiete auch nicht mit den Wüsten identifizieren, die sich um den mittleren Murgab herum zwischen Mesched und Schibirchan ausdehnen. Zuerst muß die Wüste durchquert worden sein; sie läßt sich mit der Nemekfar, der Salzwüste östlich von Tun und Kain, identifizieren. Die sechs Tage muß er in den Bergketten des Paropamisus, Tirus-kuh und Bend-i-Turkestan zugebracht haben. Marco Polo pflegt seine Leser sonst nicht mit Beschreibungen von Gebirgsgegenden zu verwöhnen, aber gerade hier redet er von Bergen, Tälern und reichen Weideplätzen. Da er sichtlich die Absicht hatte, seine Reise bis in das Herz Asiens auszudehnen, wäre ein Umweg über Sebsewar ebenso unnötig wie unangebracht gewesen. Wäre er nach Sebsewar, Mischapur und Mesched gereist, so würde er, selbst bei der nicht so genauen Feststellung der politischen Grenzen in jener Zeit, schwerlich die Provinz Tun-o-Kain „das äußerste Ende Persiens nach Norden hin“ haben nennen können.

Von Balch geht seine wunderbare Reise nach Osten weiter, und wir verlassen ihn daher. Gerade über Ostpersien ist seine Beschreibung so knapp gefaßt, daß sie mancherlei Vermutungen freien Spielraum läßt. Ich habe hier nur einige neue Gesichtspunkte hervorheben wollen. Ihren großen Wert hat Marco Polos Schilderung der persischen Wüste stets schon allein dadurch, daß sie die physische Unveränderlichkeit dieser Wüste während eines über 600 Jahre langen Zeitraumes bekräftigt. Sie war damals ebenso arm an Dafen wie jetzt, und das Wasser der Quellen war damals nicht weniger salzig, als es in unsern Tagen ist.

Einundvierzigstes Kapitel.

Ein Wüstenfee.

Am 9. März schreitet unser Zug durch das Dorf über den letzten Kanal hinweg und befindet sich plötzlich wieder draußen in vollständigem Wüstenland, in echter Kewir, die eine dünne Schicht glänzender Salzkristalle weiß wie frischgefallener Schnee erscheinen läßt und die nur hier und dort einer kleinen, verkümmerten Tamariske Nahrung gewährt. Unser Weg geht gerade nach Westsüdwest, und wir folgen einem Erosionsbett, das noch vor kurzem Wasser enthalten hat. Über der Kewir im Süden und Südwesten schwebt ein dichter Nebel, aufsteigendem Dampfe ähnlich, und die Gebirge, die wir vor uns haben, sind in dichte Wolken gehüllt.

Nun folgt ein Gürtel gelben Lehmschlammes, in den die Spuren der Kamele, die vor fünf Tagen nach Baabad zogen, noch fußtief eingedrückt sind. Doch dieser Lehm Boden, der bald mit dunkelbraun gefärbten Gürteln abwechselt, ist jetzt an der Oberfläche trocken und in unzählige vieleckige, schwach konkave Schollen zerrißen, zwischen denen sich tiefe, scharfkantige Spalten befinden, die einerseits durch das Austrocknen der obersten Schicht entstanden sind und andererseits das Trocknen des Bodens beschleunigen.

Wir näherten uns jetzt dem gefährlichsten Punkt auf dem ganzen Wege nach Baabad, einem 40 Meter breiten und einem Meter tiefen Flußarme, der aus N 20° D zu kommen schien. Ich ließ zwei Leute diesen namenlosen salzigen Wasserlauf untersuchen, der sehr langsam nach einem

südwärts liegenden, permanenten Wüstensee strömt. An seinen Ufern war der Boden so naß und weich, daß er als absolut unzugänglich für die Kamele galt. Der Grund des Flusses selbst war an einer bestimmten Stelle tragfähig; entfernt sich aber das Kamel von dieser Furt auch nur einen Schritt nach der Seite, so versinkt es im Schlamm. Auch während des Sommers hält sich immer ein wenig Wasser in tiefern Theilen dieses sonst seichten Flußbettes. Zieht man auf der Straße nach Baabad weiter, so hat man noch zwei kleinere Flußarme zu überschreiten; der letzte liegt nur einen Farsach südwestlicher als der Arm, der uns Halt gebot.

Über die Herkunft dieser drei Flußarme konnte ich keine sichere Auskunft erhalten; man sagte mir, daß sie Teile der Wüste durchflössen, wohin Menschen nie gelangten. Es ist auch wahrscheinlich, daß sie in diesem flachen Gelände ihre Lage verändern. Möglicherweise sind sie Deltaarme ein und desselben großen Flusses. Oft soll es vorkommen, daß auch nach starken Regengüssen in der Gegend von Fahanuntsch diese Betten nur eine sehr unbedeutende Wassermenge enthalten und daß ihr Wasser bedeutend anschwillt, obwohl es hier unten überhaupt nicht geregnet hat. Hieraus läßt sich schließen, daß ihre Quellen weit entfernt sind; gewiß sammeln sie das Regenwasser der ganzen Nordhälfte des Beckens von Tebbes, besonders das des Kuh-i-schuturi, und ein ansehnlicher Zuschuß, vielleicht sogar die Hauptmasse des Wassers kommt durch die vielen Schwemmarme, die wir beim Dorfe Dehescht im Süden von Tebbes überschritten haben.

Das Hindernis, das sich uns in den Weg gestellt hatte, zwang uns zu einem großen Bogen nach Osten, denn wir mußten den See umgehen, in den dieser Fluß sich ergießt. Ein kleines Rinnjal, der Abfluß eines Bewässerungskanal, hielt uns auf; es hatte den Boden um sich herum derartig aufgeweicht, daß der Versuch, die Kamele hindüberzubringen, sich als unmöglich erwies. Wir mußten geduldig dem Laufe des Kanals bis an die große Straße nach Perwadel folgen, wo der Boden wieder trug.

Mohammedabad ist ein kleines Dorf mit einigen Häusern, Palmen und Äckern; und in seiner Nähe erheben sich niedrige Hügel, die letzten



150. Bodyschule von Tebbes. (S. 55.)



151. Straßenjungen. (S. 56.)

Ausläufer der östlichen Berge. Dann gelangen wir wieder auf absolut sterilen Schuttboden und in eine Sandwüste, in der auch nicht der kleinste Grashalm wächst. Je weiter wir nach Süden gelangen, destomehr trennt sich der Ruh-i-dschemal von dem übrigen Massiv zur Linken ab; zwischen beiden gähnt ein mächtiges Tal, in dem es keinen Weg geben soll. Zwischen dem Ruh-i-dschemal und dem Ruh-i-margho, dem entfernteren, südlicheren Schneemassiv, führt der Weg nach Duhuf.

Der Weg nach Perwadeh ist deutlich ausgeprägt, trägt aber trotzdem keine Spuren eines lebhafteren Verkehrs. Ihn kreuzen zahlreiche kleine Rinnen aus den östlichen Vorhügeln, die sich hier 2 Kilometer weit von der Straße erheben.

Im Südsüdosten erhebt sich über dem Horizont Mueffinabad (Mossenabad) mit einigen wenigen Hütten und Palmen. Eine Reihe gleich hoher, niedriger Hügel zieht sich ununterbrochen zu unserer Linken hin, einer Terrasse oder einem alten Seeufer vergleichbar; aber die äußerste Spitze des Dschemalgebirges, die bisher frei gestanden hat, wird immer mehr durch andere, jetzt hervortretende Berge verdeckt. Mächtig, kurz und hoch erhebt sich der Ruh-i-margho im Ostsüdosten vor uns; in der Lücke zwischen den beiden Bergstöcken erblickt man niedrigere Berge, die der Weg nach Duhuf in einem Engpasse, einem „Gudar“, überschreiten muß.

Von der Straße an gerechnet kann man nach Westsüdwesten hin folgende verschiedenartige Gürtel unterscheiden: 1) harten, trocknen Boden mit feinem Grus, Sand und außerordentlich seltenen Grasbüscheln; 2) gelben, harten Lehm mit unmerklichem Gefäll; 3) weiße Kewir, teilweise noch feucht, aber schneller trocknend als in der ebenen Kewir infolge der langsamen Abdachung nach dem Boden der Depression hin; und 4) ebene Kewir mit einer dünnen Schicht Wasser.

Mueffinabad erwies sich als ein entzückendes kleines Dorf; es ist zwar nicht reich an Palmen, aber dafür waren die dort vorhandenen schön, gut gepflegt und geschmackvoll um die alte viereckige Festung und ihre runden Ecktürme geordnet. Die Landstraße läuft unmittelbar an der Festungsmauer und ihrem alten Wallgraben hin (Abb. 182, 183).

Die Felder sind ringsum mit Palmen bepflanzt, deren Schatten zur Erhaltung der Bewässerungsfeuchtigkeit beitragen soll.

Als die Kamele ihren langsamen Gang nach Südosten fortsetzten und Mueffinabads Palmen hinter uns kleiner wurden, überschlich mich wieder das Gefühl, als ob wir hinaussteuerten auf das öde Meer, jene gleichmäßige, öde Ebene, die so still, einsam und leblos ist.

Bei einem namenlosen „Haus“ in einer Rinne, die in der Entfernung von einem Kilometer im Süden in einen See einmündet, schlugen wir unsere Zelte im Lager Nr. 42 auf.

Auf der letzten Strecke haben wir diesen See ziemlich nahe zur Rechten des Weges gehabt. Daß es wirklich ein See war und nicht, wie schon so oft, nur eine Luftspiegelung, ging aus dem glickernden Spiele der Sonnenstrahlen deutlich genug hervor. Um den Verlauf seiner Ufer festzustellen und einige photographische Aufnahmen zu machen, schritt ich auf dem Boden der Rinne, wo einige dünne Grasbüschel festen Fuß gefaßt hatten, nach dem See hinab. Die Rinne war ausgetrocknet und mündete in schwarze, höckerige Kewir aus, auf deren Oberfläche sich hier und dort weiße Salzflecke zeigten. Die Oberfläche ist hart und trocken, der Boden darunter aber völlig durchnäßt und weich. Dem Ufer, das sich mit unbedeutenden Buchten und Spizen nach Süden und Westnordwesten hinzieht, schmiegt sich ein Gürtel harten, mit Salz vermischten Kewirschlamm an, dessen ebene Oberfläche noch ganz kürzlich unter Wasser gestanden hat, nach der feinen Kräuselung zu urteilen, die der Wellenschlag hervorbringt (Abb. 184). An der Mündung unserer Lagerrinne hatte dieser Gürtel nur 40 Meter Breite, sonst aber ist er mehrere hundert Meter und weiter im Süden und Südwesten sogar mehrere Kilometer, ja vielleicht sogar Meilen breit. Der Seespiegel sah so aus, als könne er nach Südwesten hin höchstens 10 Kilometer breit sein. Die Wasserschicht liegt, dünn wie ein Blatt Papier, auf der Wüste; an unserem Ufer war sie nur ein paar Zentimeter mächtig, nach den zentralen Teilen des Sees hin wird sie wohl tiefer sein. Das Wasser ist natürlich mit Salz übersättigt, der Seegrund ist vollkommen tragfähig, und man kann auf

kristallisiertem Salz sehr weit nach der Mitte des Sees gehen. Das Salzlager selbst ist kaum zentimeterdick.

Man behauptet aufs entschiedenste, daß dieser See permanent sei und auch im heißen Sommer nicht verschwinde, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß sein Spiegel sich mit dem Grundwasser in gleicher Höhe befindet. Daß er die tiefste Einsenkung dieses Kewirbeckens bildet, ist klar; aber man kann es auch als sicher ansehen, daß seine Oberfläche Schwankungen unterworfen ist. Sie muß nach heftigem Regen steigen, wie an dem kürzlich überschwemmt gewesenen Schlammgürtel mit seinen Wellenschlagzeichen zu sehen war. Sie muß während des Sommers, wenn die Verdunstung in der erhitzten Wüste ungeheuer groß ist, zusammenschrumpfen. Aber der See muß sich nach und nach mit Schlamm füllen, den alle die zeitweiligen Wasserläufe in ihm ablagern, die sich nach Regenfällen in ihn ergießen. Der bedeutende Fluß, den wir unterhalb Jahanuntich gesehen hatten, war von Schlamm dick und trübe, aber das Seewasser war ganz klar. Der Schlamm hatte sich also auf dem Boden des seichten Sees abgesetzt. Wenn dieser Prozeß alljährlich ein um das andere Mal Jahrhunderte hindurch vor sich geht, so muß er die Mulde allmählich ausbessern; sie wird ausgefüllt und verschwindet. Die verschiedenen Kewirdepressionen sind verschieden weit vorgeschritten; so waren die Teile der großen Kewir, die wir durchquerten, ganz ausgefüllt, und es konnten sich dort höchstens kleinere Wasserlachen auf der Salzsicht ansammeln. Hier aber hatten wir eine Kewir gefunden, deren tiefster Teil noch nicht ausgefüllt war und dessen Wasser daher noch offen zutage trat. Diese Erscheinung findet in gewissen Salzseen in Zaidam ein Gegenstück.

Es war nicht leicht, sich von der Größe des Sees einen einigermaßen klaren Begriff zu machen. Seine Ufer sind besonders im Südosten und Nordwesten außerordentlich flach, und eine sehr unbedeutende Hebung des Wasserspiegels würde mit einer Überschwemmung großer Landstrecken gleichbedeutend sein. Daher erscheint der See auch größer, als er ist. Er ist langgestreckt und mit der Längenausdehnung des Beckens parallel. Am Nordufer schneidet der harte Kiesgrund terrassen-

förmig an dem jetzigen flachen Ufergürtel ab. Allerdings durchschneiden ihn eine Menge Rinnen und Betten, aber seine Front ist doch im großen ganzen scharf gezogen, und man ist keinen Augenblick über die Art ihrer Entstehung im unklaren; sie bildet eine ältere Uferterrasse, die aus einer Zeit stehengeblieben ist, als der See viel größer war.

Der See hat keinen besonderen Namen; man nennt ihn bald „Ab=i=kewir“, bald ganz einfach „Ab“, dann wieder auch „Darja“, was Meer oder See bedeutet. Er trägt in hohem Grade zur Erklärung der Entstehung der großen Kewir bei. Wenn man diesen „Ab=i=kewir“ gesehen hat, der übrigens auf den Karten von Persien nicht angegeben ist, begreift man, daß die große Kewir sich einst in einem ähnlichen Stadium befunden und einen, wenn nicht gar mehrere verschwindende Seen enthalten haben muß.

Bei Rabat=gur war der Kuh=i=schuturi als eine lange Bergkette erschienen, jetzt aber sahen wir ihn immer mehr in Verkürzung. Beinahe gerade im Süden tauchte ein kleineres Gebirge auf, das Kuh=i=toroscho heißt. Auf der englischen Karte fehlt der Kuh=i=margho, und im allgemeinen ist das Terrain hier auf ihr sehr unrichtig eingetragen.

Am Abend ging in meinem Zelt ein gelber Skorpion um das Kohlenbecken herum spazieren. Die Wärme der Glut hatte ihn wohl zum Leben erweckt, denn es war noch reichlich früh im Jahre für das Erwachen dieses widerwärtigen Ungeziefers. Er erschien mir als ein Herold, der mich daran erinnerte, daß sich die Zeit nahte, in der ich mich vor den giftigen Bewohnern des Erdbodens in acht nehmen mußte.

Als wir am 10. März aufbrachen, blieb uns keine andere Wahl als weiter südostwärts nach dem Dorfe Perwadeh zu ziehen. Denn erst von dort aus würden wir nach Westen abshwenken können — bis dahin wurden wir durch die Fortsetzung des Sees und durch feuchten Kewirboden daran verhindert. Der Seide, der mir seine sechs Kamele vermietet hatte, gesellte sich im letzten Augenblick zu uns mit einem großen Vorrat Brot, den ein siebentes Kamel trug. Mit dem Seiden als Führer wanderten wir über schwach kuppigten Grusboden, den leichte Abflußrinnen durchschnitten.

Nachdem wir einen Farsach zurückgelegt hatten, gelangten wir an eine Ausbuchtung der Kewir, die bald schwarz, bald weiß von Salz und bisweilen ziemlich feucht war. Das Überschreiten erforderte eine knappe Stunde; im Notfall läßt sie sich im Osten ganz umgehen, da sie sich dort bis an den Fuß der niedrigen, gleichmäßig hohen Hügel erstreckt, an denen wir von Tebbes an entlanggezogen sind und die die Grenze der Ausdehnung des Sees während einer älteren Periode zu bezeichnen scheinen.

Der Kewirboden geht in gelben Lehm über, auf dessen ebenem Grund einige jämmerliche Grasbüschel auf kegelförmigen Erhöhungen wachsen; an der Basis dieser Regel liegt oft Flugsand angehäuft. Streifen heruntergeschwemmten feinen Grases breiten sich oft auf dem Lehm aus und bilden die äußersten Ausläufer des Schuttkegels der Hügel.

Schon um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wurde es glühend heiß, und man sehnte sich nach den kühlenden Lüftchen, die manchmal aus Nordwesten wehten. Dabei stieg die Temperatur nicht über 17,3 Grad. Aber der Himmel ist völlig klar, und die Sonne, die Herrscherin im Frühling und Sommer, gibt uns einen Vorgegeschmack ihrer Macht. Mit jedem Tag geraten wir immer mehr in ihre Gewalt. Neue Gebirgskämme und Gipfel tauchen vor uns am Horizont auf, die alten aber verschwinden in der Entfernung im Nebel. Immer zusammengedrängter und unbedeutender nimmt sich der Kuh-i-schuturi aus, und die Gebirge im Westen, die wir bei Rabat-gur durchzogen haben, verschwinden eines nach dem andern.

Netzt ist der Boden wieder hart, und hier und dort wächst eine Tamariske. Ein Stein gibt den Punkt an, wo ein Pfad nach Südwesten abbiegt, um die Kewir in der Richtung nach Baabad zu durchqueren. Im Südsüdwesten tritt der Spiegel eines neuen Sees hervor, der aller Wahrscheinlichkeit nach eine Fortsetzung des Ab-i-kewir ist, wenn auch eine dazwischen liegende flache Schlammchwelle die beiden Wasserflächen trennen mag. Dieser neue See, der am Fuß des Kuh-i-torowicho zu liegen scheint, zeichnete sich durch seine tiefblaue Farbe aus.

Der Haus-i-kaffe ist eine Zisterne, die mit einem Lehmgewölbe überbaut ist und jetzt voll frischen, guten Wassers stand. Ein unternehmungslustiger Mann hat hier einen kleinen Laden eingerichtet, wo man ein Glas Tee, allerlei Dörrobst und einen Kalkan, eine Wasserpfeife, erhalten kann.

Immer zahlreicher werden die großen Flußbetten, die wir zu überschreiten haben. Alle haben direkt südwestliche Richtung, nach der Kewir hin. Sie verraten uns, daß während der Regenzeit ein bedeutender Abfluß aus den Gebirgen stattfindet, und sie erklären uns auch die Entstehung eines permanenten Sees. Die reiche Steppenvegetation stört etwas den Marsch der Kamele, die im Vorbeiziehen weiden. Üppige Tamarisken stehen hier und da in großer Zahl, und ihr Gürtel erstreckt sich noch eine ganze Strecke weit nach Westen hin, wo die Sträucher sich wie schwarze Punkte vom hellen Kewirgrund abheben.

Das Labyrinth weißer, flacher Hügel, Kegel und Rücken, durch das unsere Straße geführt hat, hört auf; wir gelangen wieder auf ebenen Kewirboden, dessen Oberfläche weiß von Salz und stellenweise so glatt ist, daß die Fußschwien der Kamele ausrutschen und lange Spuren hinterlassen. Hier und dort wächst Schilf, „Bische“, in großer Menge, und das ganze Gebiet sieht aus wie ein gefrorener Sumpftee, aus dessen Eisdecke gelbgewordene Schilfbüschel hervorschauen. Doch bald hat diese stark feuchte Depression ein Ende, und an ihre Stelle treten löffelförmige Hügelausläufer, die 2—5 Meter hoch sind und den äußersten Saum des Schuttkegels nach der Salzwüste hin bilden.

Auf der rechten Seite dehnt sich die weiße Fläche der Kewir aus, die im Westen in Sandwüste überzugehen scheint. Aber je weiter wir gelangen, desto schmaler wird die Salzwüste, und schließlich sieht man nur noch ihre weißen Streifen zwischen den Tamarisken.

Von Tebbes bis hierher waren wir etwas gesunken und befanden uns jetzt in einer Höhe von nur 615 Metern. Immer deutlicher treten die Einzelheiten des Kuh-i-margho in rötlichen Farben hervor. In blauem Farbenton zeichnet sich der weitentfernte Kuh-i-Naibend; er

ragt isoliert, mit silberweißen, glänzenden Schneefeldern, herrlich am Horizont empor.

Beim Haus-i-Hadschi, den wir links von der Straße liegen lassen, sind wir 6 Farsach weit marschiert. Auf der rechten Seite hat der Kewirgürtel jetzt aufgehört, wenn sich auch zwischen den Tamarisken noch ganz kleine Kewirflächen hinziehen. Hier münden mehrere Schlammbetten, und man sieht, wie das überslutende Regenwasser sich in dünnen Schichten und Sumpfflächen ausbreiten muß; sein mitgeführtes Salz vermischt sich mit dem Schlamm, und damit sind die Bedingungen zur Entstehung einer Kewir gegeben. Die Tamarisken stehen bald als hohe Sträucher, bald als ganz kleine Pflanzen auf 2—3 Meter hohen Erdhügeln ganz derselben Art wie die zentralasiatischen und gleich diesen mit einem Wurzelskelett. Eine solche mit Tamariskentegeln übersäte Landschaft sieht seltsam aus, als ob der Erdboden mit unzähligen Warzen bedeckt sei.

Schließlich beginnt der Boden in der Richtung unserer Straße, nach Südosten, merkbar anzusteigen. Wir haben den tiefsten Teil der Depression hinter uns und würden nach einer Grenzschwelle hinaufsteigen, wenn wir nach dieser Seite hin weiterzögen; wir würden, mit andern Worten, eine Wasserscheide zwischen dem Becken von Tebbes und der großen Lut im Süden erreichen.

Vom Anfang des heutigen Marsches an haben gute Augen die Dase Perwadeh sehen können, und je mehr wir uns ihr nähern, desto deutlicher treten ihre Palmen hervor. Wir erreichen ihre äußersten Felder, ziehen unter Palmen weiter, und kommen an einer kleinen „Burtisch“ mit Türmen vorüber, die ein Kranz von Hütten umgibt. In einem kleinen Teiche spiegelten sich einige Palmen in wirkungsvoller Weise, und noch waren unsere Zelte nicht aufgeschlagen, als ich ihr Bild schon auf einigen Platten festgehalten hatte (Abb. 185, 186). Nur wenige Eingeborene lassen sich sehen, wohl aber Rinder, Esel, Kamele und Hühner, jedoch kein einziger Hund; in diesem Teil Persiens sind die Hunde selten.

Perwadeh zählt 39 Einwohner in acht Hütten (Abb. 187); sie bauen Datteln, Weizen, Gerste, Hirse, weiße Rüben und Baumwolle, und

besitzen einige Obstbäume. In und um Perwadeh finden sich Haufen kleiner schwarzer Lavastücke, die eine glasige Oberfläche haben. In der Ferne erhoben sich die Kämme des Kuh-i-schuturi und des Kuh-i-dschamal (Panorama V, Abb. 2, s. S. 76).

Wildschafe, Wildesel und Gazellen kommen hier vor, und abends nähern sich die Schakale dem Dorfe in großen Scharen. Schlangen, Skorpione und Taranteln sind sehr häufig.

Nach Duhuf rechnet man 8 Farsach, nach Naibend 16, und nach Baabad führt eine Straße, die man in sieben Tagereisen zurücklegt. Aus Kirman, Bender Abbas und Chabis kommen im Sommer Karawanen, die Waren nach Mesched bringen.

In Perwadeh hatte ich zu wählen zwischen dem geraden Weg nach Naibend, der zwei Tage in Anspruch nimmt, und einem Umweg, der eine Woche erforderte. Da ich gern einen Absteher in dieses unbekannte Land hinein machen wollte, entschied ich mich für den weitem Weg.

Am Abend stand im Südosten der Kuh-i-margho scharf von der untergehenden Sonne beleuchtet da, als der Erdschatten schon an seinem Fuß hinaufzuklettern und seine Hänge zu bedecken begann. Ein Widerschein des Abendroths schwebt über seinen Gipfeln, nachdem die Glut, die seine Schneefelder vergoldet hatte, erloschen war; wie ein farbiger Hintergrund zittert es hinter dem Weißen, und erst höher oben nimmt die blaue Farbe des Himmels überhand. Plötzlich flammt ein domförmiger Gipfel mitten auf dem Umriß des Gebirges zu neuem Leben auf und macht sich durch sein intensives silberweißes Licht geltend, vor dem alles andere verbleicht. Es ist der Mond, der jetzt voll und klar aufgeht, den roten Abendchein vertreibt und glänzend und schön an dem dunkelblauen Himmelszelt hinschwebt.



152. Tekkieh in Teheran. (S. 56.)
Von einem Armenier aufgenommen.



153. Die Bühne im Tekkiehgarten in Tebbes. (S. 57.)

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Die Wüste von Baabad.

Nach Westen lenke ich von Perwadeh aus meine Schritte. Jetzt galt es, einen Teil der Baabadwüste zu erobern, den bisher noch kein Europäer, nicht einmal Marco Polo betreten hatte. In einer langen Reihe ziehen die zwanzig Kamele (Abb. 188) zum Dorfe hinaus und schreiten anfangs auf einem mit Tamarisken bewachsenen Boden hin. Dann aber gelangen wir wieder auf Kewirboden, der, gewöhnlich trocken und höckerig, dem Boden gleicht, den man in Ostturkestan „Schor“ nennt. Nach einstündigem Marsch sehen wir die Vegetation schnell spärlicher werden, und bald liegt das Land ohne allen Pflanzenwuchs vor uns. Das Terrain senkt sich nach Nordwesten, nach dem Zentrum der Depression, und dorthin zeigen auch die kleinen Rinnen, die wir über-schreiten. Die Höhe ist von 622 Metern in Perwadeh auf 617 Meter gesunken. Zur Linken dehnt sich das große Flugsandfeld aus, das wir schon aus der Ferne gesehen haben.

Wir nähern uns dem außerordentlich scharf markierten Rande des Sandgürtels und folgen dann getreulich seiner Basis. Die Dünen sind nur spärlich bewachsen, aber doch durch die vorhandene Vegetation befestigt. Ihre Höhe beträgt nur 7—8 Meter; weiter im Innern werden sie höher sein. Linker Hand, im Norden, liegt eine völlig sterile, ebene Kewir. Es ist genau dasselbe Grenzgebiet zwischen zwei verschiedenen Terrainformen, das wir schon von der Südbucht der großen Kewir zwischen Chur und Tschamedsch her kennen.

Um 1 Uhr waren es im Schatten 20,8 Grad, und da nur ein kaum zu spürendes Lüftchen aus Südwesten wehte, brannte die Sonne glühend heiß; wie würde es erst werden, wenn die Zahl der Grade doppelt so hoch sein würde! Newenk nimmt die Sache gleichmütig hin, obwohl er noch immer in seinem dicken Winterpelz steckt. Aber der schwarze Hund ist unglücklich über die Hitze; er jault und kratzt an jedem Büschelchen, das er zwischen den Dünen aufspüren kann, kalten Sand auf; es stäubt um ihn wie um die Schaufeln eines Dampfers, und wenn er eine Grube fertig hat, legt er sich eine Minute in den Schatten, um dann schleunigst den nächsten Busch aufzusuchen, der eine Spur Schatten spendet.

Endlich erreichen wir den Punkt, wo wir diese Kewir verlassen, an deren Rändern wir in den letzten Tagen entlang gewandert sind und deren Umrisse ich auf der Karte gut eingetragen habe. Wir schwenken links ab und überschreiten das Sandfeld schräg, um die Steigung auf eine größere Strecke zu verteilen. Zwei gewaltige, nach Nordwesten gerichtete Dünenausläufer lassen wir zur Linken liegen. Weiter hinten im Südwesten erhebt sich noch höherer Sand, richtige Dünen, die an den Abhängen des Gebirges hinaufklettern; dort ist der Sand absolut steril und von derselben Art wie die Dünen in der Takla-makan; keine Wege oder Pfade durchziehen den Gürtel, der auf keiner einzigen Karte von Persien angegeben ist. Im Westnordwesten erblickt man das Südende des Sees Ab-i-kewir, das Gebirge von Naibend dagegen wird immer mehr verdeckt und verschwindet schließlich ganz.

Der Seide, unser Führer, schwenkt gerade nach Süden ab und führt die Karawane durch ein sehr deutlich ausgeprägtes Abflußbett, das 5 Meter breit und einen Meter tief ist (Abb. 189); der mit Sand bedeckte Boden verrät, daß auf diesem Weg nach dem letzten Regen kein Wasser nach der Kewir geströmt ist. Aber die Seiten der Rinne sind feucht und mit Wurzeln durchzogen, und insolgedessen können sie stellenweise 3–5 Meter hohe senkrechte Wände bilden. Höher aufwärts erweitert sich das Bett auf 20 Meter Breite, und die Uferbänke sind nur

2—3 Meter hoch. Der Grund des Bettes besteht aus hartem, angeschwemmtem Lehm, dessen Oberfläche fließendes Wasser gekräuselt hat. Zwischen den Dünen auf beiden Seiten wuchsen Sakaule, die bis zu 4 Meter Höhe erreichten und groß wie Bäume waren. Einer war ganze 6 Meter hoch, und ich brauchte nicht einmal den Kopf zu neigen, obwohl ich auf meinem Kamele saß; wir konnten ungehindert unter der obersten Zweigreihe der Sakaule durchreiten.

Die Talfurche, die Kal-toroscho genannt wird, erweitert sich immer mehr und wird flach und feicht (Abb. 190). Die Uferbänke bestehen wechsellagernd aus Geröll, Lehm und Sand.

Der Rest des heutigen Tagemarsches führte durch eine so eigentümliche Landschaft, wie ich in Persien noch nicht gesehen hatte. Die mächtige Flugsandanhäufung hört auf; an ihrer Stelle tritt anstehendes Gestein auf, das auch auf dem Boden des Toroschotals eine richtige Steindecke bildet. Es besteht aus grauem Sandstein, weißem feinkristallinischem Marmor und porösem löcherigem Kalksinter. Über den Steingrund rinnt ein Bächlein, das von der Tschesme-i-toroscho kommt, einer Quelle, deren Wasser salzig, aber nicht so bitter ist, daß die Kamele es nicht trinken könnten; mir schmeckte es zu lauwarm und faulig. Das Tal wird immer enger und geht schließlich in einen Hohlweg über, dessen Seiten drohende Felsenvorsprünge zeigen (Abb. 191) und in dessen Grund Schilf und Binsen, Tamarisken und Sakaule nebst andern Sträuchern ganze Dickichte bilden. Die Steigung ist fühlbar, aber gleichmäßig, und das Tal sehr gewunden.

Meine Leute wollten im Tal lagern, aber die Luft war dort schwül und drückend, und ich sehnte mich nach freieren Räumen hinaus. Wir zogen daher weiter und überschritten eine Schwelle zweiter Ordnung, die unser Tal von seinem nächsten Nachbar im Westen schied. Das neue Tal ist ebenso eng und gewunden wie das vorige, Kiezhügel bilden seine Seiten, und sein Boden ist dicht mit scharfkantigem Grus, Grasbüscheln und trocknen Stengeln bedeckt. Die Kamele atmen langgezogen und schwer in der fühlbaren Steigung; sie sehnen sich danach, ihre jetzt viel zu warmen Winterpelze abwerfen zu können.

Endlich sind wir droben auf dem Toroschopasse (978 Meter), einer flachen, unbedeutenden Schwelle, von deren Höhe aus man zwei ähnliche, niedrige Kämme im Süden erblickt.

Der Weg vom Pässe nach Südwesten führt wieder durch einen Korridor, der ebenso eng und gewunden ist wie der auf der Nordseite des Pässes. Aus der Ferne hatte das Toroschgebirge ganz unbedeutend und unschuldig ausgesehen, und man hatte wirklich nicht ahnen können, daß es solche Irrgänge, Rinnen und Maufesfallen enthalten werde. Tatsächlich aber ist es flach, zerrissen und ohne bestimmten Charakter, während das Raibendgebirge, das wieder hervortritt, einen mächtigen, imponierenden Eindruck macht.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir eine Talerweiterung (893 Meter), in der wir im Lager Nr. 44 die Zelte aufschlugen. Ich ließ die Kamele sich im Kreise um das Stroh legen, ihnen Futter und Wasser geben, die Hühner in Freiheit setzen, und erfreute mich nach der Hitze des Tages der Abendkühle. Um 9 Uhr waren es nur noch + 13 Grad; es herrschte vollständige Windstille und ganz klarer Himmel. Nachdem die Beobachtungen erledigt, die Gesteinproben etikettiert und die Aufzeichnungen gemacht sind, lege ich mich nach einem sechzehnstündigen Arbeitstag schnell zu Bett.

Nach + 2,6 Grad in der Nacht war die Morgenluft am 12. März frisch und kühl. Von den schweren Wolkenmassen, die vor kurzem über Fran hingezogen waren und uns so vielen kühlenden Regen geschenkt hatten, war jetzt auch nicht mehr das kleinste Wölkchen vorhanden; auf dem reinen Himmel zeichneten sich alle Bergkämme scharf und deutlich ab.

Ich ging wie gewöhnlich voraus und fand bald in einer verhältnismäßig tiefen Einsenkung den Nest einer von dem letzten Regen herrührenden Wasseransammlung. Das Wasser war nach der kühlen Nacht kalt und völlig süß. Die Kamele durften trinken soviel sie wollten, und der Vorrat würde immer noch für eine doppelt so große Anzahl gereicht haben. Aus derartigen „Haus“ oder natürlichen Zisternen pflegen die Wildesel und die Gazellen zu trinken. Doch wenn die

letzten Tropfen verdunstet sind, müssen die wilden Tiere mit den salzigen Quellen des Gebirges vorliebnehmen.

Der hier vorkommende braune harte Sandstein war reich an versteinerten Muscheln; die mitgenommenen Proben genügen zur Bestimmung des Alters des Gesteins.

Je weiter ich in diesem öden Tal abwärts gelange, desto niedriger werden auf beiden Seiten die Berge und desto mehr lösen sie sich in niedrige, zerrissene Rämme auf. Ich gerate zu weit nach Westen, aber das klingende Spiel der Karawanenglocken führt mich auf den rechten Weg zurück, und wir treffen uns wieder am Fuß eines regelmäßig kegelförmigen Hügels, der Pell=i-tufengi, der „Flintenhügel“, heißt, ein Name, der darauf schließen läßt, daß der Hügel von Jägern besucht wird.

Hinter uns thront stolz und mächtig der Ruh=i-margho als Beherrscher der ganzen Gegend und dieses ganzen Gewirres von kleinen Hügelreihen und Rücken, von Gebirgsruinen und Bergfragmenten, die die Baabadwüste der Depression von Tebbes mit ihren großen, ruhigen Zügen so unähnlich machen. Oft überschreiten wir kleine, seichte Bachfurchen, und manchmal ist der Boden weiß von Salz. Daher ist es nicht zu verwundern, daß das Sengab-i-lakuri, ein natürliches Steinbecken am Fuß eines Felsenhügels, salzhaltiges Wasser hatte. Es sammelt sich dort nach Regen von mehreren Seiten her und bringt das Salz aus der Erde mit. Das Becken war 2 Meter tief.

Nachdem wir über den kleinen Sakurifamm gezogen waren, kamen wir wieder auf flaches Land, dessen Boden zum Teil aus völlig ebenen Schlammflächen besteht, aber im großen ganzen doch in südwestlicher Richtung ansteigt. Vollständig wüstenhafte Landschaft, einförmig, trostlos, wie abgehäutet und mit der Wüstenform verwandt, die die Perser „Lut“ nennen.

Links in der Ferne dominiert wieder das Raibendmassiv, ein Leuchtturm, der bei der Orientierung hilft, ein Ziel meiner Sehnsucht, wo wir in einigen Tagen wieder saftige Palmen und gutes Wasser finden werden. Auch meine alten Freunde, der Ruh=i-schuturi und

der Kuh-i-bſchamal treten in roſigen Farben und ſchneeeumrandet auf dem blauen Hintergrund des Himmels ſchwach hervor.

Ebene Schlammflächen tragen Spuren kürzlicher Überſchwennung, aber die Feuchtigkeit muß verſchwindend gering ſein, denn an lebenden Tamariften ſahen wir nur einige wenige unter einer Menge abgeſtorbener und verdorrter Exemplare. Die Fährten der Wildbeſel und der Gazellen ſind ſehr zahlreich, und der Jäger, der vorausgeht, ſchärft ſeine Aufmerkſamkeit und denkt an die 10 Toman, die ich ihm für einen Wildbeſel verſprochen habe. Aber, wie biſher immer, laſſen ſich die Tiere nicht ſehen.

Auf der andern Seite dieſer flachen Depreſſion führt der Weg in einem Tal hinauf, das zwiſchen niedrigen, geriefelten Hügeln aus loſerm Lehm liegt. Es iſt ſtill und tot; man ſieht keinen Vogel, keine Spur von Menſchen. Die Zelte wurden in einer Wüſte aufgeſchlagen, wo weder Waſſer, Brennholz, noch Weidegras zu finden war. Der Lagerplatz Nr. 45 (Abb. 192) heiſt Ghaſemi und liegt 976 Meter hoch.

Am 13. März ein Minimum von 6,2 Grad; der Frühling ſcheint hier vollſtändig überſchlagen zu werden und der Sommer dem Winter auf den Ferſen zu folgen. Am Morgen wehte friſcher Nordweſtwind, und trotz der 15,4 Grad um 7 Uhr war es wirklich kühl, und man hatte nur den Wuſch, daß es den Tag über ſo bleiben möchte.

Auf anſteigendem, leicht kuppertem Schuttgrunde folgen wir der linken Uferterraſſe einer tief eingegschnittenen Rinne; unſere Richtung iſt andauernd ſüdweſtlich. Vor uns haben wir noch eine dieſer unbedeutenden Ketten von Bergruinen, und wir nähern uns einem Gudar, der ſchon geſtern vom Lager aus ſichtbar war. Je höher wir ſteigen, deſto loſer wird der Staub des Bodens, in den die Kamele dezimetertief einſinken und der ihnen im Winde um die Füße wirbelt.

Der Jäger iſt weit vorausgeeilt. Ob er ſich wohl unerwartet mit einem Wildbeſel wieder einfinden wird? Aber er hat wirklich Peſch und kann ſeine 10 Toman nicht verdienen. Wir befinden uns jezt dicht vor dem Kuh-i-ghaſemi. Am Fuße des Gebirges biegt die Rinne

auf einmal nach Südosten ab und führt die Karawane in ein Gewirr greulicher Hügel, die durch tiefe Risse getrennt sind; später wird die Richtung wieder südlich, da wir in eine dorthin abfallende Rinne einbiegen.

Dieses ganze Manöver erschien mir sofort verdächtig. Ich ließ mir den Seiden, den Besitzer unserer gemieteten Kamele, rufen und fragte ihn, wie dies zusammenhänge. Er begann nun zwischen den Hügeln umherzulaufen, als ob er einen verlorenen Weg suche, und als er wiederkam, versicherte er, alles sei in Ordnung und unsere Straße werde bald wieder deutlich erkennbar sein. Bei einer solchen Sicherheit der Überzeugung konnte man nicht den geringsten Zweifel aussprechen, und wir folgten dem Manne, als er in südlicher Richtung weiterschritt.

Außerordentlich langsam geht es vorwärts; aber das Gelände ist widerwärtig, zerrissen und uneben, lauter Hügel, Rinnen und Terrassen. Als sich der Wind um die Mittagszeit noch verstärkt hat, wird die Luft in den engen Durchgängen derartig zusammengepreßt, daß die schweren Kamele beim Gehen hin und her schwanken. Rechts erhebt sich der Hauptkamm inmitten eines Labyrinths unentwirrbarer kleinerer Berge, von deren Topographie einen klaren Begriff zu erhalten unmöglich ist. Auf beiden Seiten der größern Talrinne, der wir dann folgen, ist das Relief um so deutlicher erkennbar: eine unzählige Menge kleiner, niedriger Schwellen und Rücken, die sich parallel mit unserer Straße hinziehen. Das Gestein, grobkörniger rötlicher Sandstein, fällt etwa 20 Grad nach Westen ein: daher kommen diese Landrücken mit den Schichtköpfen im Kämme. Sie haben eine ganz unbedeutende Höhe, und nirgends übersteigen sie 4 Meter, ja manche sind kaum fußhoch. Sie heben sich auf dem sonst grauen Terrain wie schwarze Bänder ab, und da wir nach Süden gehen, ziehen wir in den zwischen ihnen liegenden Zwischenräumen hin. Die Landschaft ist, mit einem Wort, eine Reihe nach Osten steiler, oft jäh abstürzender, nach Westen allmählich abfallender Schwellen und Bänke. Die Breite der Täler, die wir durchziehen, beträgt etwa 10 Meter, oft noch weniger. An

einigen Stellen werden diese Rücken durch Rinnen aus dem Gebirge scharf durchbrochen, und auf dem Boden dieser Betten wächst die kümmerliche, verdorrte Vegetation, die man hier findet.

Leichte weiße Wölkchen eilten mit vollen Segeln über das blaue Himmelsfeld hin. Im Laufe des Nachmittags verdichteten sich sich ein wenig, und wir freuten uns der nur zu kurzen Abkühlung, die uns zuteil wurde, wenn eine freundliche Wolke gerade zwischen uns und der Sonne durchzog.

Am Morgen waren wir einem Taltore im Kuh-i-Ghasemi entgegengezogen. Gerade am Eingang des Tals war der Seide abgebogen und hatte uns südwärts in der Richtung eines noch südlicher liegenden Tals geführt. Er ging immer voran und leitete den Zug durch Schuttäler und über scharfkantige Schwellen. Um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr kam er eiligen Schrittes zurück und erklärte mir ruhig, daß es unmöglich sei, das südliche Tal zu passieren; an dem Punkte, wo wir nach Südosten abgebogen seien, hätten wir nach Südwesten weiterziehen müssen; er erinnere sich dessen ganz genau, da er den Weg schon zweimal gemacht habe! Er hatte eine tüchtige Tracht Prügel verdient; da dies aber meine Lage nicht verbessert hätte, ließ ich die Kamele ausruhen, während Abbas Kuli Bek weiterging, um das südliche Tal zu untersuchen.

Nach einer halben Stunde kehrte der Kosak mit dem Bescheid zurück, daß dieses Tal, eine abschüssige Schlucht in anstehendem Gestein, unpassierbar sei. Also Kehrt und Rückzug auf demselben Wege! Wieder über alle die Schwellen und die beschwerlichen Stufen, die wir schon viel zu gut kannten, nun aber von rückwärts wiederholen mußten, damit sie uns um so besser in Erinnerung blieben. Man hatte wirklich das lebhafteste Gefühl, in einem unbekannten Lande zu sein, wo sich nicht einmal der Führer zurechtfinden konnte. Endlich erreichten wir wieder die Mündung des Tales, dessen Rinne wir nicht hätten verlassen sollen, und nun ging es langsam nach dem flachen Ramme der Kette hinauf, in dessen Nähe wir uns im Lager Nr. 46, in einer Höhe von 1147 Metern, niederließen.



154. Marktplatj von Tebbes. (S. 59.)



155. Nomadenzelt auf dem Marktplatj. (S. 59.)



156. Eine Schuhmacherwerkstatt unter freiem Himmel. (S. 19.)

Schon vorher hatten wir die Spuren des Jägers gesehen, aber weshalb hatten wir ihn nicht getroffen? Als er sich spät abends endlich wieder bei uns einfand, erzählte er, daß er umgekehrt sei, um uns zu benachrichtigen, daß die Quelle, an der wir hätten lagern müssen, ausgetrocknet sei. Hätte der Seide sich nicht verirrt, so hätte der Jäger uns rechtzeitig benachrichtigen können. Nun hatte jener uns unnötigerweise in Verlegenheit gebracht; er sollte dafür als Strafe und Warnung für die Zukunft für den verlorenen Tag keine Kamelmiete erhalten. Der 13. März ist naturgemäß ein kritischer Tag.

Die armen Hühner, die so lange in ihrem Korb auf dem Kamelrücken hin und her geschaukelt worden waren, flatterten früher als gewöhnlich auf mein Zelt Dach, wo sie einen dichten Knäuel bildeten. Sie hatten aber noch viel zu tun, ehe sie in Ordnung waren, denn jedes wollte zu unterst liegen, und während ich meine Aufzeichnungen niederschrieb, hörte ich sie über meinem Kopfe gackern und glucksen. Der Tag endete mit einer großartigen Rauferei zwischen den Hunden; Newenk war fest davon überzeugt, daß mein Zelt und seine nächste Umgebung nur zu seiner Interessenssphäre gehörten, und als sich der schwarze Hund zufällig innerhalb dieses Gebiets sehen ließ, zauste er ihm den Pelz. Mitten in der Nacht weckte mich ein neuer Lärm, Kamelgebrüll, Geschrei und Rufen. Ein Kamel kam gegen mein Zelt gesauft und riß eines der vier Gektaue los; glücklicherweise fiel die Zeltstange nicht über mich, aber der Leuchter und die Hühner purzelten mir auf den Kopf, so daß ich plötzlich wach wurde. Der große, schwarze Hengst hatte sich über seinen Nachbarn geärgert und ihn gebissen. Ich zündete Licht an, während das Zelt wieder befestigt wurde; die Uhr zeigte 10 Minuten vor 12; es war immer noch der 13. März!

Still wurde es noch nicht, denn nach einer Weile ertönte Glockengeläute, da alle Kamele nordwärts nach der 3 Farsach entfernten Quelle Tischehme-i-Ghasemi geführt wurden, denn sie mußten Wasser haben. Fröhlich am 14. sollten sie zurück sein, damit wir rechtzeitig ausbrechen konnten. Als ich zur gewöhnlichen Stunde geweckt wurde,

hatten sie noch nichts von sich hören lassen. Wir warteten eine Stunde nach der andern, aber erst am Nachmittag ertönte Glockenklang aus dem untern Teile des Tales, und Meschedi Abbas und der Pechvogel von Jäger Hassan kehrten mit unsern prächtigen Tieren zurück. Doch nun war der Tag verloren, und wir mußten noch eine Nacht im Lager Nr. 46 bleiben.

Mein Reitkamel ist der erklärte Liebling aller, besonders aber der meine. Es geht mit gravitatischen, schweren und vornehmen Schritten gerade auf mein Zelt los, schiebt mit der Nase den Türzipfel der Zeltleinwand geschickt beiseite und steckt seinen großen Kopf hinein — nicht um nachzusehen, ob ich es dort gemüthlich habe, oder um sich zu überzeugen, daß ich ihm nicht durchgebrannt bin, sondern nur in der Hoffnung, ein Stück Brot zu erhalten. Und das erhält es sofort. Während der langen Ritte ist es mir ein wirklicher Gesellschafter und macht mir viel Vergnügen, wenn es, lustig und drollig, dem Abbas die Mütze wegzuschnappen versucht oder das vor ihm gehende Kamel in die Hinterbeine beißen möchte. Jeden Grasbüschel, an dem es vorübergeht, muß es schnell noch brandschagen. Wenn die Karawane auf dem Marsch einen Augenblick haltmacht, dreht es seinen großen zottigen Kopf nach mir um und beschnüffelt die Ledertasche, in der ich stets ein paar Brotsladen habe. Wenn der Vorrat zu Ende ist, beißt es in die Tasche und zerrt an ihr herum, um mehr zu erhalten. Es frißt leidenschaftlich gern Zucker und Datteln und würde unsern ganzen Vorrat verspeisen, wenn wir es gewähren ließen; aber davon werden ihm keine großen Portionen vorgesetzt. Manchmal kommt es zu mir, steckt mir seinen dicken Zottelkopf unter den Arm und will, daß ich es kraule und ihm die Nase streichle. Es mag sich nicht legen, um seinen Reiter aufsitzen zu lassen, was es doch muß, und sobald ich zwischen seinen Höckern sitze, schnellst es wie eine Feder in die Höhe, und es gilt, den Stoß zu parieren, wenn ich nicht über seinen Kopf hinwegsaufen will. Abbas hat es auf der ganzen Reise von Teheran her am Halfterstrick geführt, und Abbas ist der einzige, der nicht reitet. 1500 Kilometer zu Fuß machen ihm

wenig aus; er ist es gewöhnt, auf den endlos langen Karawanenstraßen in Persien einherzutrablen. Abbas ist ein Original, ein Tatar aus Aserbeidschan, der kein Wort Persisch spricht. Aber er ist nach Kerbela und nach Mesched gepilgert und daher berechtigt, die Ehrentitel zu führen, die den Pilgern nach ihren Besuchen der Gräber Hussains und des Imam Riza zustehen. Böse Zungen behaupteten, daß er sich, wenn er sich in der Nähe von Mesched befinde, mit Vorliebe Kerbelai titulieren lasse, und wenn er in der Gegend von Kerbela sei, den Titel Meschedi vorziehe. In unserer Karawane mußte er sich darein finden, stets Meschedi zu heißen.

Er erzählte mir, die Tscheschme-i-Ghasemi sei eine jämmerliche kleine Quelle, die in einem einzigen dünnen Strahl aus der Erde hervorsickere. Es habe daher mehrere Stunden gedauert, die Kamele zu tränken, und sie hätten trotzdem nicht genug Wasser bekommen. Er habe zwei Mäsch für unsern Bedarf gefüllt, aber das Wasser sei „surch“ und „talsch“, salzig und bitter. Da wir aber kein anderes haben könnten, mußten wir schon damit zufrieden sein.

Bei dem Gedanken an den herannahenden Sommer, seine Hitze, die Insekten, an die tieferliegenden südlichen Gegenden, die meiner warteten, und an die ungeheure Entfernung, die mich noch von Ruschi trennte, beschloß ich, auf den Zug nach Baabad, der hin und zurück elf volle Tagemärsche erfordert hätte, zu verzichten. Er würde auch die Kräfte der Kamele zu sehr in Anspruch genommen haben. Ihre Wolle begann sich immer mehr zu lockern, aber noch waren sie ebenso zottig wie in Teheran; strengten sie sich jetzt zu sehr an, so würden sie die Hitze an der Grenze der Lutwüste vielleicht gar nicht ertragen können.

Daher begnügte ich mich mit einem orientierenden Überblick von der kleinen Paßschwelle aus, die das Lager Nr. 46 um wenig mehr als 10 Meter überragt. Kuh-i-Ghasemi ist der eigentliche Name der weiter nordwärts liegenden Kette, so genannt nach der Quelle Tscheschme-i-Ghasemi, die ihrerseits nach irgendeinem Ghasem (Kasim) benannt worden ist. Im Norden herrschen die nach Osten steilen, nach Westen

langsam abfallenden Rücken vor; hier und dort werden ihre regelrechten Linien durch abgerundete Hügel und Regel aus losem Material unterbrochen. In Südwesten erscheint eine Bergkette, die sich von Nordnordwesten nach Südsüdosten hinzieht und Kuh-i-nachija heißt. In Südsüdosten sieht man die höchste Erhebung einer dritten Bergkette, die mit den beiden andern parallel zu laufen scheint; zwischen ihr und dem Kuh-i-Ghasemi liegt die Straße nach Maibend.

Eine seltsame Landschaft umgibt mich auf allen Seiten! In Kleinasien's nördlichen Küstengebirgen, im Süden Trapezunds und noch mehr in Kaukasien scheint die Erdrinde sich in einer Glanzperiode jugendlicher Frische mit kräftigen, festen Formen, einer bestimmten, ausgeprägten orographischen Anordnung, einem deutlichen, energisch ausgearbeiteten Flußnetz und einer oft saftigen, dichten Pflanzendecke zu befinden. Hier aber, vom Gipfel des Kuh-i-Ghasemi fällt der Blick nur auf Ruinen und Überreste ehemaliger Gebirge, auf zerfallene, verwitterte Falten der Erdrinde, die gespaltenen, zerrissenen, pulverisierten Trümmer uralter Ketten, die vertrockneten, verbrannten, sterilen und langweiligen Bruchstücke, die zerfetzten, unklaren Andeutungen eines uralten Hochlandes. Die Vegetation ist außerordentlich spärlich und verschwindet völlig im Gelände. Braune, dürre, harte Büschel haben genau dieselbe Farbe wie der Boden; noch um ihr Leben kämpfende Tamarisken bleiben im Schutze der Rinnen, die nach den selten eintretenden Regenfällen das Abflußwasser sammeln. Graue, hellgrüne und schmutzig rote Farben herrschen vor, und über dem Ganzen liegt der Staubnebel wie ein dämpfender Schleier, der die Farben abschwächt und sie noch unmerklicher ineinander übergehen läßt. Es ist so still wie im Grab. Ein Rabe, der sich gestern zeigte, ist wieder verschwunden; vielleicht lebt er von Eidechsen, die hier und dort zwischen den Steinen huschen. Keine Wildesel oder Gazellen halten sich in dieser öden Gegend auf; weder Mensch noch Tier verirrt sich hierher. Dennoch macht die Stille, die in dieser grauenhaften Verödung herrscht, tiefen Eindruck, und ich verlebte gern allein eine Stunde auf dem Gipfel des Kuh-i-Ghasemi.

Die Beschreibung, die man mir vom Weg nach Baabab gemacht hatte, ließ darauf schließen, daß er durch lauter wüstes Land mit kleinen, zerklüfteten Gebirgen führt; schon die Namen verraten größte Öde. Es gibt an dieser Straße allerdings drei Quellen, aber zwei davon sind salzig, und die dritte heißt Tschai=i=serd, der „kalte Brunnen“. Daher gab ich diesen Weg ohne Bedauern auf und beschloß, die Richtung nach Naibend, der nächsten großen Steppe, einzuschlagen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Wüste Alexanders und Nadirs Thron.

In der Marschordnung sollte künftig die Veränderung stattfinden, daß früher aufgebrochen wurde, damit wir uns nicht zu lange in der Nachmittagshitze zu quälen brauchten. Als ich daher am 15. März um 4 Uhr früh geweckt wurde und wir um 5 Uhr erst + 2,5 Grad hatten, kam es mir ordentlich kalt vor. Die Glut des Kohlenbeckens und das warme Waschwasser waren sehr notwendig, und man zog sich mehr Kleidungsstücke als sonst an.

Unser Führer wollte eine ganze Strecke zurückgehen. Ich versuchte, den Kuh-i-Ghasemi zur Linken liegen zu lassen, und spielte diesmal selbst den Führer bergauf und bergab über Hügel mit unangenehm lockerem, unsicherem Boden. Die Landschaft ist grauerregend einförmig. Stundenlang marschieren wir abwärts in einer sich unmerklich senkenden Rinne, die ein vorzüglicher Weg ist, und stundenlang ziehen wir nachher über eine ziemlich reich mit Grasbüscheln bestandene Ebene. Nach sechs Stunden ununterbrochenen Marsches machen wir eine Viertelstunde halt, um zu frühstücken und Wasser zu trinken. Die Schalen werden hervorgeholt, Roghan und Brot verteilt, und mein Kamel läuft mir nach, um sich ein wenig Brot zu erbetteln. Wir müssen noch 4 Farsach zurücklegen, um an eine Stelle zu gelangen, wo es Wasser geben soll. Wir gehen nach Ostnordosten; jenseits eines kleinen Bergstockes, den man in dieser Richtung sieht, befindet sich ein

„Sengab“, ein Steinbecken. Es hat sich denn auch gezeigt, daß wir an diesem Abend Wasser jenseits des Bergstockes zu erwarten hatten.

Eine eigentümliche Veränderung tritt im Gelände ein. Die Ebene, auf der wir bisher hingezogen sind, endet mit einem scharfen Rande kleiner Vorsprünge und Ausläufer, an deren Fuß sich eine Kewirfläche ausdehnt; der Pfad läßt sie zur Linken liegen und tritt in einen Gürtel außerordentlich dicht stehender, frühlingsfrischer grüner Tamarisken ein, bei deren Anblick die Kamele rein toll werden und sich nur mit Mühe regieren lassen. Hier treten zwei Quellen zutage und bilden klare, schöne Bäche, die die Kamele zu schnellerem Lauf veranlassen. Es ist unmöglich, sie zurückzuhalten; sie müssen ihren Willen haben und sich selbst davon überzeugen, daß dieses so herrlich aussehende Wasser scharf salzig ist. Um der dichten Vegetation auszuweichen, folgen wir eine Strecke weit dem Laufe dieser Gewässer; man reitet hier in richtigen Alleen, wie man bei uns daheim zwischen Heidekraut und Wacholdersträuchern geht. Es duftet hier frisch nach Nadeln und Frühling, aber die Mücken, die uns um die Ohren fliegen, werden recht lästig. Man wundert sich, in dieser ausgetrockneten Gegend Wasser und Grün zu finden, aber die Freude daran ist nicht groß; es ist ja nicht einmal eine Dase, es ist ein türkischer Hohn für den Durstigen. Draußen liegt die Kewir, die weit hinten im Norden ein niedriger, in der dunstigen Luft kaum sichtbarer Kamm begrenzt. Doch der Pflanzenwuchs wird bald geringer, und nach noch einem Gürtel Steppengras sind wir draußen auf der Salzwüste, die so weiß ist wie der weißeste Schnee und gegen deren Grund die Kamele scharf und grell abstechen (Abb. 193--195). Wir befinden uns in 925 Meter Höhe.

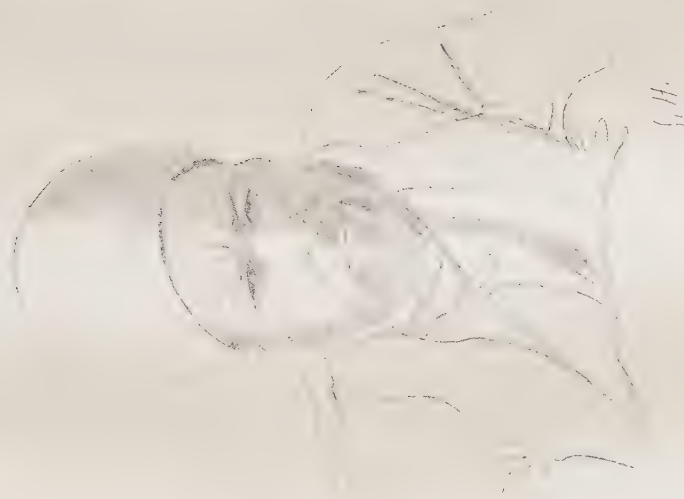
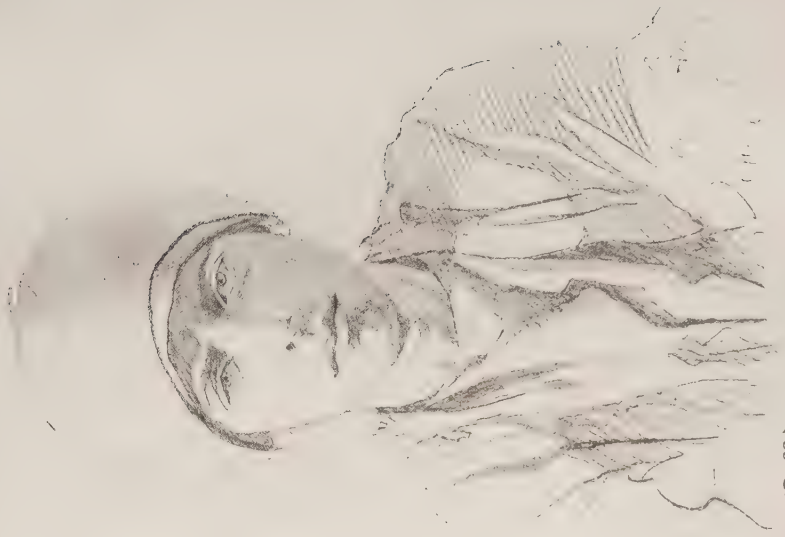
Nachdem der Wüstengürtel aufgehört hat, steigen wir langsam zwischen niedrigen, zerrissenen, kleinen Bergen aufwärts, und nach gut dreistündigem Marsch wird mir mitgeteilt, daß sich das „Sengab“ des Abendlagers nicht weit hinter dem kleinen Kegel befinde, in dessen Richtung wir gezogen sind.

Es wird dämmerig, und noch immer geht es in östlicher Richtung weiter. Es wird dunkel, und meine Leute machen keine Miene

anzuhalten. Hassan, der Jäger, und Hussein Ali Bek eilen beide dem Zuge voraus; sie beabsichtigen wohl, das ersehnte Wasser zu suchen. Den Übergang zwischen ebenem Lehmboden und Flugsand in Dünen merkte man nur an dem Gange und den leisen Schritten der Kamele, und man hörte die Saxaule an den Lasten krahen. Im übrigen konnte man in dem undurchdringlichen Dunkel nicht die Hand vor den Augen sehen; der Bad-i-Chorassan, der heute wehte, hatte Massen dichter Wolken mitgeführt. Nach 13 stündigem, angestrengtem Marsch lagerten wir um 7 Uhr endlich neben zwei Saxaulen, aber ohne Wasser, denn die uns vorausgeeilten Kundschafter hatten beim Suchen kein Glück gehabt. Die Gegend des Lagers Nr. 47 hieß Dagemaſchi und liegt 975 Meter hoch. Das Abendessen machte einen provisorischen Eindruck, und im Lager wurde es früher als gewöhnlich still.

Als ich am Morgen im Lichte der aufgehenden Sonne aus meinem Zelte trat, war ich überrascht über die Landschaft, in der wir abends im Stockfinstern gelandet waren. Man findet sich darin nicht zurecht und wundert sich beinahe darüber, daß man hat hierherkommen können, denn man erblickt sich inmitten eines Labyrinth's niedriger Dünenkämme. Das Naibendgebirge zeigt sich prächtiger als bisher, und vor diesem meinem Ziele erhebt sich ein kleinerer Bergstoß namens Tschefab.

Die merkwürdigste Entdeckung an diesem Orte machte eines der Kamele, das über eine Düne spaziert kam und, als man es besah, eine nasse Nase hatte. Durch Verfolgung seiner Spur fanden wir einen Tümpel, der nur ein paar Minuten weiter südostwärts lag, aber so groß war, daß die ganze Bevölkerung Persiens sich an seinem Wasser hätte satt trinken können. Er war 200 Meter lang, 20 Meter breit und sah aus, als könne er wohl eine Durchschnittstiefe von etwa einem Meter haben. Sein trübgraues Wasser war ganz süß; es war durch ein trocknes Bett von Westen her nach dieser kleinen Depression hingeströmt, die Dünen sand und Saxaule auf allen Seiten umgeben; sie spiegelten sich sehr hübsch in der ruhigen Wasserfläche, an deren Ufer eine mit Saxaulzweigen überdachte Schafhürde erbaut war. Während



157. 158. Typen von Tebbes. (S. 62.)
Zeichnungen des Verfassers.



159. Festung von Tebbes. (S. 62.)



160. Das Grab des heiligen Sultan Hussein Riza. (S. 62.)

die Kamele in langen, schlürfenden Zügen tranken, wurden alle unsere Mäsch und Schaflederschläuche gefüllt (Abb. 197), bis sie so glänzend und aufgeblasen dalagen wie die Leiber frischgeschlachteter Schweine. Fliegen, Spinnen, Nachtschmetterlinge, Ameisen, Käfer und Skorpione haben schon begonnen, sich zu tummeln; von den letztern sieht man im Sande Spuren, die den feinsten Spizen gleichen. Es war recht betrübend, diesen angenehmen Ort und diesen kleinen Süßwassersee verlassen zu müssen, an den uns das Glück geführt hatte, ohne daß wir eine Ahnung von seinem Dasein gehabt, und in dessen unmittelbarer Nähe wir mit dem mitgebrachten Salzwasser hatten vorliebnehmen müssen.

Müde vom gestrigen langen Marsch, ritt ich den ganzen Weg, als wir am 16. März nach Ostnordosten weiterzogen, um noch einen Tag hindurch dem Klange der Glocken auf dem unendlichen Wüstenwege durch Ostpersien zu lauschen. Ein wenig weiter abwärts passieren wir noch einen Tümpel, der bedeutend größer, dafür aber seichter ist, denn aus seinem Spiegel erheben sich hier und dort festwurzelnde Pflanzen. Hier beginnt auch eine mit unserm Wege parallellaufende Dünenreihe, die nach Südsüdosten hin steil abfällt, 20—25 Meter hoch und völlig steril ist.

So bleibt das Terrain eine Strecke weit, bis sich das Längental erweitert und sich im Osten und Südosten ein Sandfeld ausdehnt, das Rig-i-Iskenderi, „Alexanders Sandwüste“, heißt und dessen Dünen so hoch sein sollen, daß man sie möglichst umgehen muß. Die Höhe betrug hier nur 886 Meter. Ein zweiter solcher Gürtel im Nordosten trägt den Namen Do-rah seh-rig, „die drei Sandfelder der zwei Wege“. Wir haben also auf allen Seiten Sand, und vor uns im Osten erhebt sich eine isolierte Gebirgspartie namens Tacht-i-Nadiri, Nadirs Thron (Abb. 196). Die Namen Alexanders des Großen und Nadir Schahs sind hier also in brüderlicher Eintracht verbunden, obwohl zwischen beiden Welteroberern 2000 Jahre liegen.

Wir folgen einer pfadlosen Straße; keine Fußspuren von Menschen, keine Anzeichen eines Weges sind in diesen wüsten Tonboden eingedrückt. Hassan geht auf gut Glück voraus, und es hat den Anschein, als

werde er uns irgendwie zum Ziele bringen. Die Luft ist klar, alle Farben und Umrisse sind scharf, und sowohl der *Kuh-i-schuturi* wie der *Kuh-i-bischemal* sind schwach, aber deutlich erkennbar; ich sehne mich danach, sie unter dem Horizont verschwinden zu sehen.

Wir forcieren einen schmalen Gürtel beschwerlich zu übersteigender Dünen, die alle nach Südsüdosten steil sind; wir ziehen im Zickzack zwischen ihnen hindurch und schneiden ihre Gipfel und Flügel ab. Die Kamele arbeiten sich an den heimtückischen Abhängen hinauf und lassen sich auf der andern Seite auf den Fesseln hinabgleiten. Doch bald schreitet der Zug wieder auf festem Boden weiter, auf dem es sich jedoch ebenfalls mühsam marschirt, weil sich hier vom *Kuh-i-tschekab* her zahllose Rinnen sammeln und nordwärts gehen. Ein solches fächerförmiges Bündel kleinerer Rinnen und Bachfurchen vereinigt sich zu einem mächtigen Bette, das den *Tacht-i-Nadiri* mitten durchschneidet.

In einer der nächsten Rinnen ließen wir uns im Lager Nr. 48 für die Nacht häuslich nieder. Die Seehöhe betrug 907 Meter. Durch die Lücken des *Nadirgebirges* sieht man die *Kewir*, die das Ziel aller Abflusserinnen der Gegend ist, und in der Ferne ahnt man den *Kuh-i-margho*, der gleich dem *Kuh-i-schuturi* und *Kuh-i-bischemal* eigentlich nur ein höherer Teil einer und derselben Bergkette ist. Im Südwesten steht der niedrige Kamm der *Tschekabkette* schwarz unter der Sonne. Im Nordosten erhebt sich ein Berg, der *Kuh-i-serd*, der „kalte Berg“.

Die nächste Tagereise führt uns am Fuße des *Tschekabgebirges* und an seinem durch unzählige Rinnen unterbrochenen Schuttkegel entlang, ein äußerst ermüdendes, anstrengendes Gelände. Diese Rinnen, die wir hinab- und wieder hinaufklettern müssen, sind bald 10 Meter tief und 100 Meter breit, bald klein und unbedeutend. Sie vereinigen sich zu einem Bündel und gleichen auf der Karte den Zweigen eines Baumes.

Endlich stoßen wir auf ein Steinmal, das Menschenhand errichtet hat, und von nun an folgt eine Reihe solcher Steinpyramiden. Sie bezeichnen jedoch keine Straße; sie sind augenscheinlich von *Kamelhirten* zusammengetragen worden, die bei ungünstigem Wetter und

trüber Luft sich sonst nicht nach ihren Weideplätzen hinfinden. Die Luft ist schwer und drückend, und wenn man zu Fuße geht, ist es sehr heiß. Die Hunde eilen hastig von dem einen bißchen Schatten zum andern und kragen unter schroffen Erosionswänden den nachtskalten Sand auf.

Um mein Reittamel zu schonen, gehe ich zu Fuß. Als ich endlich von diesem Vergnügen genug habe, bleibe ich in einer Rinne und erwarte dort die anderen, vor denen ich eine gute halbe Stunde Vorsprung habe. Die Karawane muß die tiefen Rinnen vorsichtig überschreiten, und das ist zeitraubend. Mirza machte über die lange Promenade ein verdrießliches Gesicht, und die andern neckten ihn damit; aber wenn ich zu Fuß gehe, darf kein anderer reiten. Es ist herrlich, nachher wieder auf dem Kamelrücken zu sitzen, um so herrlicher, als es aus Südosten zu wehen anfang. Nach einer Weile schwoh der Wind zu einem halben Sturme an. Mäntel und andere leichte Sachen, die lose auf den Lasten lagen, wurden heruntergeweht und mußten festgebunden werden. Dank dem heftigen Winde spürte man die Wärme nicht, obwohl sie 23,6 Grad betrug, die höchste Temperatur, die wir bisher gehabt hatten.

„Nabirs Thron“, den wir hinter uns zurückgelassen haben, tritt wieder in Verfürzung hervor und sieht wie ein kleiner, verschwimmender Berg aus. Vor uns zieht sich eine Hügelreihe hin, in der wir endlich die große Straße nach Naibend finden, die durch Steinmale bezeichnet ist und frische Fußspuren von Reisenden aufweist. Vom Scheitel des Kuh-i-Naibend hängen lange Schneestreifen herab, aber in der unklaren Luft tritt alles nur gedämpft und schwach hervor.

Der Lagerplatz Nr. 49 dieses Tages (1167 Meter) wurde in öder Gegend ausgewählt, wo die Kamele frei zwischen den spärlichen Steppengrasbüscheln umhergehen konnten. Der Sturm übte auf die Zelte einen schweren Druck aus und wehte große Staub- und Sandmassen gegen die lustigen Behausungen. Zwei Wanderer aus Arababad gingen bei uns am Abend vorbei; sie waren die ersten Reisenden, die wir seit Fahanuntsch gesehen hatten. In einer so öden Gegend wie die Baabad-

wüste waren wir bisher noch nicht gewesen. Sogar am Rande der Salzwüste hatte man stets Hirten getroffen, und mitten durch die große Kewir führt die Karawanenstraße; doch hier in der Baabadwüste sieht man nichts Lebendes.

Recht müde und schläfrig ging ich früh zu Bett, lag aber noch lange wach und lauschte dem Regen, der gleich nach 9 Uhr begann und in dichten Schauern auf mein Zelt prasselte. Die willkommene Dusche, die die ganze Nacht anhielt und wohl der Nähe des hohen Kuh-i-Naibend zu verdanken war, überflutete das dürre Erdbreich, schenkte der spärlichen, verkümmerten Vegetation neue Lebenskraft, füllte die Zisternen, die für den ungestörten Gang des Karawanenlebens so wichtig sind, und kühlte und reinigte auch die Luft für den nächsten Tag. Nement lag draußen; doch als ihm das Wetter zu naß wurde, schlich er sich, demütig und betrübt jaulend, in mein Zelt, dessen Betreten ihm sonst verboten war. Noch gegen 7 Uhr prasselte ein Schauer auf das klatschnasse Zelttuch, und der Donner krachte betäubend im Kuh-i-Naibend. Ein Stückchen Regenbogen stand grellbunt unter blauvioletten Wolken an der Westseite des Gebirges, und nach dem schwülen Abend war die Morgenluft mit ihren 13,2 Grad wunderbar erfrischend.

Wir ziehen zwischen zerklüfteten Bergen und über Furchen, deren Boden mit Schutt bedeckt ist, nach Süden; am Becken der Tscheschmegasus dürfen die Kamele frisches Wasser trinken, das auch auf dem ganzen Wege nicht knapp ist, da überall kleine Lachen stehen. Glücklicherweise stießen wir auf einen Jäger, der in der Gegend gut Bescheid wußte und mir ordentliche Antworten auf alle meine Fragen geben konnte. Die Straße führt über den Schuttkegel, kleine Ausläufer und einige Abzweigungen des Naibendmassivs. Bei jeder neuen Schwelle oder Wegbiegung wird unsere Neugierde größer, wie dieses Naibend wohl sein wird, von dessen malerischer Schönheit sogar die Perser so viel zu erzählen wissen. Einstweilen umgeben uns noch lauter kahle Berge. Der Landrücken, den wir zur Linken haben, ist jedoch so niedrig, daß der Blick ungehindert über seinen Kamm hinweg in die unendliche,



161. Imamşadeh Sultan Fuffein Rıza. (S. 62.)



162. Wefftor von Tebbes. (S. 63.)

mit einem Dunstschleier verhüllte Ferne schweifen kann, wo Farbtöne und Konturen uns Gebirge und Landrücken, die zum Gebiete der Lutwüste gehören, ahnen lassen. Wir steigen außerordentlich langsam über ein Gewirr scharfer Abstürze, über tief in den Boden eingeschnittene Rinnen und leichte Schwemmbetten, die alle in östlicher Richtung verlaufen. Die Berge auf unserer linken Seite nehmen an Höhe ab, und die Aussicht über die große, einsame Einöde wird immer weiter. Rechts erhebt sich, frei und stattlich, das Raibendgebirge. Auf dieser Seite sollen mehrere kleine, einsame Dörfer in den Tälern versteckt liegen. Wir ziehen auch an zwei kleinen Palmenhainen vorbei, die sich dicht am Wege erheben und in dieser gelben, roten und schwarzen Wüstenei außerordentlich wohltuend wirken.

In den Bergen zur Linken gibt es keine Dörfer. Es sind Lutberge, sagte der Jäger, womit er meinte, daß sie ebenso vertrocknet und unfruchtbar seien wie die Wüste. Er teilte uns auch mit, daß es in der Lut keine Wildesel gebe, daß diese aber drei Tagereisen weit nach der Baabadwüste hin einen ihrer Sammelplätze hätten. Vergeblich setzte ich auch jetzt einen Preis von 10 Toman für eines dieser geheimnisvollen Tiere aus, die wie Gespenster über den Boden der Einöden hineilen.

Endlich treten wir aus dem ärgsten Gewirre heraus und ziehen durch eine mächtige Rinne in südöstlicher Richtung abwärts. Die unendlich große Lutwüste liegt in ihrer ganzen erhabenen Einförmigkeit vor meinen Augen da, und etwa 15 Farsach entfernt erhebt sich im Süden ein kaum sichtbares Gebirge, der Kuh-i-murgab, wohin alle jetzt ausgetrockneten Wasserläufe der Gegend gehen. Wir folgen unserem Haupttale lange abwärts und schwenken dann rechts ab. Die Gesteine, von denen ich Proben mitnahm, waren grauer quarzitischer Sandstein, dunkelgrauer Schiefer und grauweiße Kalksteinbreccie. Der höchste Punkt des heutigen Marsches lag in 1189 Meter Höhe; der niederste unterhalb der Talmündung von Raibend 1014 Meter.

Die Richtung wird westlich und ist durch ein schmales Tal vorgezeichnet. Auch hier ist alles kahl und wüst. Wird dieses Labyrinth

zerrissener Berge denn nie ein Ende nehmen? Doch halt, dort schimmert es grün in dem ewigen Rotgelb, dort schwanen Palmen in Hainen und Gruppen, dort dehnen sich zu ihren Füßen saftige, frische Gerstenfelder aus! Wir nähern uns; das Bild wird klarer, und dennoch wirkt es fast wie eine Luftspiegelung, ein Traumgesicht in der Wüste. Die Erinnerung an die Dase Tebbes verbleicht vor Raibend, wo Menschenhände im Verein mit der Natur mitten in diesem heillos verdorrten, von Gott vergessenen Lande ein Paradies hervorgerufen haben (Abb. 198). Noch haben wir einige kleine Abzweigungen und Talgänge hinter uns zurückzulassen, ehe wir in einem größeren Tale landen, wo wir auf dem Hofe eines Karawanenraies unsere Zelte im Lager Nr. 50 aufschlagen. Wir befinden uns in 1075 Meter Höhe.

Dieses seltsame Gemisch grüner Palmen, terrassierter Ackerfelder und Schwalbennestern ähnlicher Häuser auf der Höhe kleiner Hügel und Landrücken und diese Mündungen von Tälern und Schluchten, die sich durch den ganzen Knäuel schlängeln, lassen sich schwer beschreiben. Sobald wir das Lager aufgeschlagen haben, mache ich einen Ausflug bergauf durch ein gewundenes Tal zwischen Riesrücken, in deren Seitenwänden natürliche Grotten als Viehställe dienen. Bald befinde ich mich am Fuße eines steilen Höhenrückens, auf dessen Gipfel sich die Festung von Raibend zwischen Häusern und Mauern erhebt, die wie Vogelnester an den schroffen Abhängen kleben (Abb. 199), gleichsam mit dem Felsen verbunden sind. Die ganze Anordnung erinnert an Tibet und Ladak, wo Klöster und Festungen gewöhnlich auf dominierenden Punkten und kleinen Bergspitzen angelegt werden. Noch vor 30 Jahren pflegten Belutschiräuber dem Dorf von Zeit zu Zeit einen Besuch zu machen. Sie kamen in 200 Mann starken Banden auf schnellfüßigen Dschambas. Sie jagten auf ungebahnten Wegen wie der Wind über die Lut hin und brausten wie der Sturm in das nichts Böses ahnende Dorf hinein. Winter und Nacht waren Hauptbedingungen, wenn ein solcher Raub, ein solcher Überfall, gelingen sollte.

Ein gewundener Fußpfad führt an den Abhängen hinauf; da und dort liegen an ihm offene Felsställe, nur notdürftig mit trocknen

Palmenblättern überdacht, oder auch kleine, ebene Flächen, die den darunterliegenden Häusern als Dächer dienen und auf denen das Fehlen jeglichen Geländers alle nächtlichen Spaziergänge für Arme und Beine gefährlich macht. Nach allen Richtungen rollten sich die malerischsten Motive auf. Auf der einen Seite hat man zum Beispiel die senkrechten Mauern zweier Häuser, auf der andern den Abgrund mit den Palmen in der Tiefe und fern im Südosten die endlose Lutwüste. Im Westen erhebt sich der großartige Ruhi-Naibend, den wir schon so lange von allen unsern Lagern aus gesehen haben. Nach Süden hin ist sein Kamm schneefrei, nur auf den schattigen Hängen können die Schneefelder der steigenden Wärme noch Trost bieten. Im Norden der Richtung, aus der wir gekommen sind, haben wir ein Gewirr kleiner, greulicher Berge und Landrücken.

Der Fels ist auf allen Seiten gleich steil. Auch von Osten, wo ein langes, graues Tal aus dem Gebirge heraustritt, kann man nach dem Dorfe hinaufklettern, das ein Gewirr gewundener, enger Gassen und steiniger Fußpfade zwischen würselförmigen Häusern und durch Mauern abgeschlossenen Gehöften ist. Nur Gselgeschrei ertönt hier, da Kamele und Pferde in Naibend fehlen. Der Boden ist stark kuppert, aber mitten im Dorfe ist ein relativ ebener Platz mit einem kleinen Brunnen, und ein zweiter liegt auf der Nordseite am Fuße des Felsens, von anmutigen Palmen umgeben. Im Dorfe selbst sucht das Auge vergeblich auch nur nach einem grünen Grashalme; alles Grün konzentriert sich drunten in der Tiefe, um den Felsen herum, wo kleine Verinselungskanäle Palmen (Abb. 200) und Felder bewässern.

Von der Burg, einem kleinen Turme auf der äußersten Spitze des Felsens im Osten, hat man eine großartige Aussicht (Abb. 201). Man glaubt auf einem Leuchtturm mitten im Meere zu stehen. Auf beiden Seiten ziehen die tiefen Täler sich zwischen rauhen, dunklen und bizarren Berggrücken hin, deren äußerste Ausläufer nach dem Flachlande in der stauberfüllten Luft verschwimmen, und aus dem Wüstendunst schimmern in der Ferne kleine, dunkle Streifen hervor, Inseln in diesem Meere.

Das Dorf besteht aus 250—300 Häusern, in denen je 4—5 Einwohner leben; die Zahl der Palmen soll sich auf ungefähr 5000 belaufen. Man baut auch Weizen und Gerste und zieht Melonen. Wie Tebbes liegt auch Naibend isoliert und kommt mit der Außenwelt nur durch nicht sehr bedeutende Karawanenwege in Berührung. Die Dörfler haben weite Wege zurückzulegen, wenn sie ihre nächsten Nachbardörfer besuchen wollen.

Selbst ein flüchtiger Besuch in Naibend wiegt dem Fremden die Reise durch ganz Persien auf. Es übertrifft die Oase Tebbes, der das Relief fehlt, und wenn auch die Palmen von Tebbes viel zahlreicher sind, so erscheinen die von Naibend doch viel schöner, weil sie sich vor einem von kahlen, rauen Felswänden gebildeten Hintergrund erheben, und beinahe überall sieht man zwischen den schwankenden Palmen hindurch die Häuser droben auf der Höhe des felsigen Felsrückens (Abb. 202 und bunte Tafel).

Hier könnte ein Maler jahrelang weilen und dennoch täglich neue Motive für seinen Pinsel finden, und er würde seine Mappen voll der wunderbarsten Bilder mit nach Hause bringen. Jetzt sehen wir Naibend in seiner Frühlingsstimmung; bald kommt der glühend heiße Sommer mit seinen warmen, schwülen Farben, seiner Luft, die gleich Dampf über einem überhitzten Kessel zittert, und seinem langsamen, schlaffen Leben, bei dem man den ganzen Tag nicht aus der Tür geht, wenn man nicht muß. Und dann folgt der Winter, bald durch regenschwere Wolken verdüstert, bald klar und rein. Dann kommt es vor, daß der Kuh-i-Naibend, der von hier einem Regel gleicht, sich in einer einzigen Nacht in ein blendend weißes Schneegewand kleidet. Wenn die Luft klar geworden ist, sieht man das rotgelbe Dorf und die immergrünen Palmen sich scharf und grell gegen glänzende Felder frischgefallenen Schnees abzeichnen: tropische Palmen auf dem Hintergrunde arktischen Schnees, es kann nichts Entzückenderes geben als einen solchen Kontrast!

In Naibend sind auch die Menschen schön, friedfertig und heiter (Abb. 203, 204). Im großen und ganzen sehen sie aus wie die meisten Perser; vielleicht liegt es an ihren gesunden, rein arischen, vornehm geschnittenen Gesichtszügen, daß man sie gern leiden mag. Männer und



Die Oase Naibend.

Jünglinge haben in der Mitte der Stirn und oben auf dem Kopfe einen Scheitel, und das schwarze Haar hängt ihnen nach beiden Seiten hin glatt und dicht über die Ohren, oft bis auf die Schultern hinab. Die Iris ihrer Augen ist dunkel, fast schwarz, die Brauen sind harmonisch, aber nicht zu dicht; die Nase hat einen scharfen, energischen Schnitt, der Mund ist edel und anmutig gezeichnet, das Kinn kräftig, das ganze Gesicht oval und regelmässig. Man sieht oft Männer mit guter Körperhaltung, die ihren Kopf hoch erhoben tragen und mit schnellen, elastischen Schritten einhergehen, als ob sie den Boden leicht wie Gazellen berührten. Ich hatte einen unerschöpflichen Vorrat an Modellen und mußte zu meinem Bedauern auf viele prächtige Köpfe verzichten. Stundenlang saß ich bei der Arbeit und zeichnete, so viele ich nur bewältigen konnte (Abb. 205—212). Die andern standen um mich herum und guckten mir zu, aber ohne Lärm und Geschrei wie meistens an andern Orten, sondern schweigend und voller Interesse. Ich selbst war ja nur ein Zugvogel, der in dieser Perle unter den Däsen am Rande der großen Wüste einen Tag zu Gaste war. Ich möchte nach langen Jahren noch einmal nach Naibend; aber mein Schicksal wird mich wohl nie wieder zu seinen grünen Palmen führen.

Nur ein paar Naibendern erschien das Abkonterfeien verdächtig. Auf dem Futterale meines großen photographischen Apparats sitzend, vom Festungsturm beschattet und mit der erhabenen Aussicht über die Wüste um mich herum, war ich gerade dabei, einen Knaben zu zeichnen, als sein Vater sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Zuschauergruppe bahnte und jedem, der zuhören wollte, eine lange Moralpredigt hielt. Er fand es außerordentlich Bedenken erregend, daß ein Heide rechthgläubige Schritten abzeichne, und prophezeite, daß jeder der in meinem Skizzenbuch Verewigten früher oder später erblinden werde. Die Sache, meinte er, werde dadurch noch schlimmer, daß ich die Leute nach ihrem Alter und ihrem Namen frage. Der Knabe sprang auf und versteckte sich, während ich den Vater dadurch zu beruhigen suchte, daß ich ihm sagte, das Porträt werde in meinem Besitz bleiben und den Namen könne ich sehr gut entbehren. Der

Wortwechsel endete in Frieden und Freundschaft; der Knabe kam wieder, und schließlich ließ sich sogar der besorgte Vater selber abzeichnen. Ein zweiter Unglücksprophet hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ich eine Art heimlicher Agent im Dienste des Schahs sei und alle Porträtirten gezwungen würden, ins Heer einzutreten.

Wie überall erkundigte ich mich auch hier nach allen Dörfern, Quellen, Brunnen und Bergen, und wie in Tebbes schwebte ich in einiger Ungewißheit über den Weg, den ich am besten wählen könnte. Ich hatte mich für die gewöhnliche Straße nach Neh zu entscheiden, die sich am Nordrande der Lut hinzieht, oder aber für einen wenig bekannten und jetzt selten benutzten Weg quer durch die Wüste. Meine Wahl fiel auf den ersteren.

Der Gedanke, eine Exkursion in die Lut hinein zu machen, hatte für mich etwas sehr Verführerisches, aber die Jahreszeit war schon zu weit vorgeschritten, die Kamele konnten in der nun einsetzenden Wärme nicht länger als zwei Tage ohne Wasser bleiben, und es wäre daher barbarisch gewesen, sie in die Wüste hinauszutreiben. In Naibend rechnet man auf den Winter nur drei Monate, Dezember, Jannar und Februar; allein in der großen Lut ist auch der Winter mild, und jetzt näherten wir uns schon dem Ende des März. Es ist ein melancholisches Gefühl, durch unüberwindliche Hindernisse gehemmt zu sein; ein solches Hindernis sind die Sommerhitze in der Lut und ihr vollständiger Wassermangel.

Als ich am Abend im Bette lag, dachte ich mir neue Reisepläne in dem alten Iran aus. Ich wollte die Baabadwüste und das Land der Wildesel besuchen, ich wollte die Descht-i-lut durchqueren und das Gebiet um den Mirissee durchziehen und viele andere weniger bekannte Gegenden erforschen. Und ich dachte an die langen Fahre, die hierzu erforderlich sein würden, und dachte daran, daß man älter wird und auf einmal alt ist. Das Leben ist so kurz und die Erde so unendlich groß.

Am Abend stimmten die Schakale ihre Hohngelächterserenade an; aber die Hunde, die diese Kinder der Einöde so lange nicht mehr gehört hatten, wurden zornig und jagten sie in die Flucht.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Im toten Land.

Der Seide aus Tebbes, der mich mit sechs Mietskamelen und zweien zu seinem eigenen Gebrauch bis hierher begleitet hatte, ließ sich bestimmen, auch noch nach Neh zu folgen. Er wurde gut bezahlt, und in Naibend konnte man für kein Geld Kamele mieten. Die Karawane bestand also aus 8 Mann und 21 Kamelen; Proviant hatten wir zu einer fünftägigen Reise eingekauft. Am Morgen des 20. März verließ ich Naibend, von einer dichten Zuschauer- und Bettler-schar begleitet. Aber noch ehe wir die kleine Schwelle Gudar-i-chur erreichten, auf deren Höhe ein Steinmal errichtet ist, waren die letzten unserer Begleiter wieder nach ihren Hütten auf dem Felsenhügel über den Palmen zurückgegangen.

Im Osten ragt der Berg empor, auf dem unser heutiger Lagerplatz Schand-Ali-Riza-Chan liegt; man rechnete bis dorthin nur 3 Farsach, obgleich mir die Entfernung viel größer erschien. Doch der Seide behauptete, der Farsach sei in der Gegend hier beinahe doppelt so lang wie der in Tebbes; wenn er auch übertrieb, so war der Unterschied doch merkbar.

Von Gudar-i-chur senkt sich das Terrain langsam, und wir lenken unsere Schritte nach einem Chaos hin, dessen ferne Grenze in geheimnisvollem Dunst verschwindet. Einer der Schneegipfel des Kuh-i-Naibend ist wieder hinter uns aufgetaucht. Ich habe das Gefühl, daß dieses Gebirge lange wie ein Denkstein am westlichen Horizont stehen und

nich an das malerische Dorf erinnern wird, das seine Mauern hoch über rauschende Palmen erhebt.

Der Weg ist gut und bequem, ein kaum erkennbarer Fußpfad zwischen Grus und Lehm. Es ist die große Landstraße nach Birdschan. Im Südosten, 5 Kilometer entfernt, erhebt sich aus der ebenen Wüste ein kleiner isolierter Berg, eine Klippe im Meere, und noch weiter hinten glitzern weiße Kewirflächen.

Vom Haus=i-kalifa, einem rechtwinkligen, gemauerten Brunnen, der voll Wasser stand, wird unsere Richtung direkt östlich, und langsam gelangen wir von den Abhängen des Kuh=i-Naibendmassivs zu einem Sammelbett hinunter, das nach Süden gerichtet ist. Die Höhe beträgt hier nur 776 Meter, wir sind also von Naibend 300 Meter herabgestiegen. Auf der andern Seite steigen wir langsam wieder an. Die Landschaft ist verzweifelt einförmig, still und tot. Das vorherrschende Gestein ist Porphyrit in verschiedenen Abarten. Schon bei einer der ersten Wegkrümmungen ist das lachende, freundliche Naibend hinter uns verschwunden.

Zwanzig bis dreißig Meter hohe, zerstreut liegende, verwitterte Landrücken und Felsb Hügel begleiten die Straße auf beiden Seiten nach Ostnordost. Sie führt in einem breitem Bett weiter, das weiß von Salz ist und ein Rinnsal mit ganz salzigem Wasser hat; die Kamele kosten das Wasser, heben aber sehr schnell wieder den Kopf und schnauben, prusten und spucken mit ihren fleischigen Lippen. Die ganze Gegend ist ein ödes, düsteres und totes Land. Bei Tagh=i-Alli-Niza-Chan konnten die Kamele sich wieder entschädigen, denn dort stand eine große Regenwasserlache. Von diesem Gelände kann nur eine ganz spezielle Karte einen wirklich klaren Begriff geben. Hier gibt es keine großen, dominierenden klaren Züge in der Plastik des Bodens. Alles ist sozusagen zerpfückt, alle Gebirge sind verwittert und stehen wie Bruchstücke und Ruinen, als Andeutungen und Denkmäler früherer Falten der Erdrinde da. Keine Vegetation hindert die Denudation und die Verwitterung an ihrer Zerstörungsarbeit, die Gebirge zerfallen in Schutt, der Schutt wird zu Staub pulverisiert, den Staub spült das



163. Zufuhr am Westtor von Tebbes. (S. 63.)



164. Bajar in Tebbes. (S. 63.)

Regenwasser fort, füllt damit die Depression aus und bildet dadurch Flächen ebener Kewir. Nur zur Linken haben wir jetzt einen zusammenhängendern Kamm aus Porphyrit, der eine rote Farbe hat, zerklüftet und verfallen ist. Er heißt Kamar-i-Ali-Niza-Chan. In einem fort ziehen die Kamele mit langen, abgemessenen, langsamen und würdigen Schritten auf dem wenig gewundenen Pfad vorwärts. Ihr Gang ist königlich vornehm, sie setzen die Fußschwielen fest und sicher auf den Boden. Ihre Geduld ist das einzige, was die langen, stillen Wege der Wüste besiegt. Selten wenden sie das Haupt seitwärts; sie schauen nach vorn, und der Blick ihrer schönen, glänzenden Augen ist ruhig und philosophisch. Woran mögen diese schweren Arbeitskolosse wohl denken? Ihr Gesichtskreis reicht nicht bis an den Rand des Horizonts. Sie sehnen sich nur nach dem Strohhäcksel und der Baumwollsaat des Abendlagers.

In der Steppe bei Schand-Ali-Niza-Chan durften sie am Fuße einer kleinen Schwelle grasen. Hier ist ein Abflußbett oder „Schand“, dessen Boden dichter, grober Sand bedeckt; in diesem braucht man nur einen halben Meter tief zu graben, um frisches Wasser zu erhalten. Um 4 Uhr war der Kuh-i-Naibend sehr schwach sichtbar, bald darauf aber war er ganz verschwunden und hinter dichten, schweren Wolken versteckt, die sich in einem mit Hagel gemischten, heftigen Regenschauer entluden. Die Seehöhe im Lager Nr. 51 betrug 843 Meter.

Der folgende Marschtag führte ebenfalls durch ödes Land, durch eine Reihe flacher Becken, ein Terrain, das sich im allgemeinen südwärts nach der Lut hin abdacht. Der Kuh-i-Naibend ist wieder sichtbar und der Kuh-i-Ispendiar, der ein Teil des Kuh-i-margho im Nordnordwesten ist, ebenfalls. Ein dritter dominierender Bergstock, der im Osten vor uns liegt, heißt Kuh-i-germah. Rechts tritt die gewaltige Lutwüste nur noch selten hervor. Der Boden ist bestreut mit feinem Grus aus dem rotbraunen verwitterten Porphyrit, der auf den Seiten des Wegs ansteht.

Man marschiert immerzu und glaubt unausgesetzt, der Mittelpunkt derselben einförmigen Landschaft zu bleiben; man schreitet über

die flachen Wellenlinien des Bodens, die an die Dünung eines Meeres erinnern.

Das Lager Nr. 52 wurde in 884 Meter Höhe in einem größern Tale aufgeschlagen, das nach Südosten geht und Schand=i-schamtuk heißt. Wie im vorigen Lager erhielt man auch hier an jeder beliebigen Stelle des sandigen Beckens durch Graben frisches Wasser. Der Ort ist den Karawanen gut bekannt. Vor uns war eine Karawane dort angelangt, die von Ser=i-tscha kam und mit Gerste nach Raibend ging. Ser=i-tscha ist ein Dorf, das zum Bezirk Birdschan gehört. Der Hakim, der Gouverneur, von Birdschan hatte seinen Untergebenen verboten, den Nachbarn Korn zu verkaufen, damit nicht in seinem Gebiete eine Preissteigerung eintrete. Die Karawane, die jetzt in Schand=i-schamtuk lagerte, hatte also Schmuggler als Führer, die die Wüstenwege benutzten und die große Landstraße zwischen Birdschan und Raibend sorgfältig vermieden.

Heute war „Norus“, Neujahrstag. Meine schiitischen Diener, d. h. die ganze Gesellschaft, machten mir in feierlicher Prozession ihre Aufwartung, um kleine Gaben in klingender Silbermünze zu erhalten und von den Lippen eines Heiden den Wunsch „Eid Mobarek“, „Gefegnetes Fest“ zu hören.

22. März. So spät im Jahr und doch nur + 2,3 Grad Minimum in der Nacht und 8,2 Grad um 7 Uhr morgens! Man zog sich wieder warm an; hier herrschte kein Sommer. Die Leute nannten den kühlen Nordwind „Bad=i-bahar“, den Frühlingswind; vielleicht ist er ein charakteristisches Zeichen der Jahreszeit und ein Vorläufer großer Hitze.

Eine Lücke oder ein Tor, in dem sich alle Gewässer der Gegend vereinigen, um nach der Lut hinunterzugehen, lassen wir rechts liegen. Nemefsar, die „Salzpflanze“, heißt eine unregelmäßige Kewirfläche zwischen den Bergen; in diesen Gegenden bezeichnet Nemefsar dasselbe wie in andern das Wort Kewir, nämlich Salzwüste.

Unsern Marsch hinderte in 898 Meter Seehöhe ein richtiger Fluß, der Rudchaneh=i-jengal=i-nacho, in dessen 100 Meter breitem Flußbett in der Sekunde nur anderthalb Kubikmeter schmutzigroten,

bittern Wassers strömten. Noch war das Flußbett überall feucht von der letzten Flut, und sein Boden bestand meistens aus Sand, im übrigen aber aus gelbem Schlamm. Der fest zusammengedrückte Schlamm war überall tragfähig, der Sand jedoch weich, naß und tückisch. Abbas hätte seinen Esel beinahe in einem bösen Loche verloren, in dem das mit dem Hinterleib eingesunkene Tier nach und nach von einem gewaltigen Ungeheuer verschlungen zu werden schien. Eines der Kamele des Seiden mußte eine weiter flußaufwärts liegende Stelle erproben. Obgleich es sehr mühsam patschte und recht tief in den Sand einsank, kam es ohne weitere Unfälle hinüber; wir folgten seiner Spur. Der Fluß geht nach Südsüdosten nach der tiefsten Depression der Lut.

Das Land wird immer wüster, immer trostloser, je weiter wir in der persischen Wüste nach Osten vordringen. Es ist kaum glaublich, daß es nach Süden zu besser werden wird, wenn man die Däsen ausnimmt, die hier und dort zerstreut liegen. Niedrige Tamarisken und Sargaule, vereinzelte Grasbüschel und Steppenpflanzen prangen gelegentlich einmal in frischem Lenzgrün; diese lebhaften Farbenflecke wirken um so erfrischender in dem immerwährenden Grau, als sie so selten sind.

Zu unserer Linken erhebt sich der Germab-Berg, der bald hinter uns zurückbleiben wird, rechts fällt das Terrain in weiten Wellen nach Süden hin ab; das Land wird immer offener und flacher. Überall ist Porphyrit vorherrschend. Fern im Südsüdwesten ahnen wir in einer schwachen blaugrauen Andeutung einen Doppelberg; es ist der Kuh-i-murgab, der „Berg des Vogelwassers“; auf seinen beiden Seiten geht der Horizont der Wüste in den dunstgetrübten Rand des Himmels über. Wir kreuzen einen Fußpfad, den Weg zwischen Chabis und Birdschan. Er sieht nicht nach viel Verkehr aus; der Reisenden, die nicht lieber über Raibend ziehen, sind es gewiß nur wenige. Ein wenig rechts, jenseits des Kuh-i-murgab, zeigt sich in noch matterer Farbe der bedeutend höhere Kuh-i-derbend.

Das Gelände steigt nach Osten hin allmählich an. Immer offener und ebener wird das Land im Süden. Wir ziehen auf dem Rande

eines ungeheuer großen, unglaublich flachen und seichten Beckens hin, und wir haben das Gefühl, daß es sich hier um kolossale Entfernungen handeln muß und daß das Rennbromedar hier mehr als genügenden Raum für seinen schnellen Lauf hat.

Für die Nacht richteten wir unsere Zelte im Lager Nr. 53 an einem Brunnen auf, der Gelle-tscha heißt und salzhaltiges Wasser hat. Wir waren wieder bedeutend gestiegen und befanden uns in 1196 Meter Höhe. Eine Anzahl Kamele aus dem Dorfe Bermentsch weideten in der Gegend. Nach Süden, dem Innern der Lutwüste, hinzeigend, sprachen die Hirten von der Schahr-i-lut, der „Wüstenstadt“, deren Ruinen ein 20 Farsach großes Gebiet bedecken sollen. Aus der Ferne gesehen, glichen sie einer schwachen Wellenlinie; näherte man sich ihnen aber, so finde man dort nichts anderes als nackte Erdhügel. Wie viele solcher sagenhaften Städte gibt es doch im innersten Asien!

Die Hirten wohnten in einer Höhle, einer Erdgrotte mit Saxaulstengeln und Zweigen als Dach. Auf der ganzen nächsten Tagereise gehen bald größere, bald kleinere Abflußrinnen nach Süden und Südwesten, und selten legen wir 10 Meter zurück, ohne auf eine trockne Rinne zu stoßen. Die Depression der Lut ist wie die Kewir ein gewaltiges Sammelbecken, nach welchem das Wasser von allen Seiten her hinabströmt. Doch nur selten hört man in diesen zahllosen Betten, die von allen Seiten her nach dem tiefsten Teil der Einsenkung hin zusammenlaufen, fließendes Wasser rauschen. Wohl regnete es am 23. März um 8 Uhr fein und leicht, aber das ausgedörrte Erdreich wurde kaum merkbar feucht.

Seltam, daß der Sommer noch immer auf sich warten ließ! Die Temperatur stieg nicht über 13 Grad, und infolge des herrschenden Südostwindes war es fast kalt und unfreundlich. Die Welt zerfetzter, verwitterter Hügel, die uns gestern umgab, hatte jetzt schmutzig-grauer Nebeldunst verschlungen, und den Himmel verdeckten schwere, drohende Wolken.

Nach einstündigem Marsch auf ebenem, stellenweise reich mit Steppenvegetation bewachsenem Boden verzieht sich der Nebel, die

Regenwolken verteilen sich, und man hat wieder freien Ausblick auf die vor uns liegende Straße, die sich indessen bald in einem Labyrinth kleiner, unangenehmer, ermüdender Berge verliert, einem bunten Durcheinander kleiner Rücken, Hügel und Täler, wo es unausgesetzt bergauf und bergab geht. So hoch wie hier sind wir seit Teheran nicht wieder gewesen. Dieser Umstand nebst dem ungünstigen Wetter erklärte die unerwartet niedrige Temperatur, die um 1 Uhr mittags kaum 13 Grad betrug.

Auf der kleinen Paßschwelle Bend-i-ser-i-gudar (1399 Meter) stand ein Süßwassertümpel, aus dem sich die Kamele satt trinken konnten, während wir den Vorrat in den Schläuchen erneuerten. Dann geht es wieder bergab in ebenso zerrissenem, verwirrendem Gelände wie bisher, zwischen verwittertem Tonschiefer und Porphyrit. Kamelfährten und Schafspuren sind häufig, aber dennoch ist dieses Land trostlos öde und einsam. Nachmittags begann es wieder tüchtig zu regnen, und es war so frisch, daß man lieber zu Fuß ging. Wie so ganz anders war es doch in dem „Germfir“, dem warmen Lande, in Tebbes und Raibend! Nun befanden wir uns auf einer verhältnismäßig hohen Bodenschwellung zwischen zwei Depressionen.

Die Quelle im heutigen Lager Nr. 54 hieß Tscheschme-i-sehesid (1332 Meter); in ihrer Nähe erhebt sich der Berg gleichen Namens. Alles rinnende Wasser dieser Gegend geht nach einem kleinen, isolierten Becken, das Kemeksar-i-tscha-schur, der „Salzbehälter des salzigen Brunnens“, heißt und im Süden durch einen niedrigen Kamm begrenzt wird. Dorthin führt ein Pfad, den nur kleine Salzkarawanen benutzen, denn in der Depression soll Speisesalz abgelagert sein.

Das Land bleibt ebenso einförmig wie bisher. Vergeblich späht man nach einer Dase, einer Karawane oder sonst etwas aus, das diese die Geduld auf die Probe stellende Einöde unterbräche. Schmal und unbedeutend, oft durch Stürme und Regenwasser verwischt, schlängelt sich der Pfad nach Ostnordosten über einen durch Rinnen ausgefleckten, grauen Schuttkegel hin, der langsam nach Süden abfällt, wo sich eine Menge kleiner steriler, verwitterter Kämme untereinander und mit unserer Straße parallel erheben.

Schwindlig und wirr im Kopf nach dem gestrigen langen Marsch und der angestrengten Arbeit, sowie auch von dem ewig in den Ohren faulenden Glockengeläute und Schellengeklingel, fiße ich träumend und schaukelnd auf meinem prächtigen Kamel und musterte Schritt für Schritt die öde Landschaft, die sich in meiner unmittelbaren Nähe beständig verändert, aber in der Ferne stundenweit dieselbe bleibt. Heute brachte es die Temperatur nicht über 11,3 Grad, und ich freute mich, daß ich einen Mantel um die Schultern und eine Kapuze über der Mütze hatte. Noch immer fühlte ich mich stark nach den unbekannten Teilen der Wüste hingezogen. Wenn dieses eigensinnige kalte Wetter anhielte, würde ich ohne Gefahr eine Exkursion nach Süden ausführen können.

Endlich ein Zeichen von Leben! Neben der Straße haben wandernde Nomaden ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen (Abb. 213). Wir machen halt und schauen in zwei hinein. Das schwarze Zelttuch ist um konisch gestellte Stangen gezogen, die gerade an der Spitze eine kleine Öffnung lassen, durch die der Rauch entweichen kann. Um den Herd abgenutzte Teppiche einfachster Art und darauf ein Kreis von alten Kleidungsstücken, Rissen und Lumpen, ein Eldorado für Schmutz und Ungeziefer. Draußen zwei Haufen Brennholz, aus dünnen Büschen der Steppe bestehend. Wir kauften ein Schaf und einen ausgiebigen Vorrat an saurer Milch, die in Lederbeuteln aufbewahrt wurde; Zeugen des Handelsgeschäftes waren eine Menge barfüßige Weiber und zerlumppte Kinder, die wie ein Bienenschwarm um uns summten (Abb. 214).

Die jungen Frauen, diese Kinder der Einöde, die gleich den dünnen Kräutern der Steppe ihre Nahrung aus dem kargen Erdreich ziehen, waren in all ihrer Armut außerordentlich malerisch und bezogen sich mit einer ungenierten Dreistigkeit, die man bei der angesiedelten Bevölkerung niemals findet. Sie drängten sich an mich heran, faßten mich an, zupften an meinen Kleidern und interessierten sich lebhaft für den Stoff meines Mantels und meiner Kapuze. Sie fragten mich, ob ich ihnen nicht einige Türkise schenken könne,

bettelten um Geld, schrien und schnatterten durcheinander, lärmten wie wilde Raken und bestürmten mich mit einer solchen Energie, daß ich mich schließlich nur durch die Flucht aus diesem Wespennefte retten konnte.

Der Zug schreitet nach Osten weiter. Fünf Männer in weißen Turbanen, die in Ostpersien oft und in Belutschistan immer getragen werden, treiben eine kleine Eselkarawane westwärts. Von einer neuen Schwelle aus werden wir Zeugen eines neuen Szenenwechsels: vor uns erstreckt sich flaches Land mit abfallendem Boden, rechts haben wir dasselbe Labyrinth kleiner Berggruppen und Klämme wie bisher, im Norden erhebt sich der 2528 Meter hohe Kuh-i-schah, der Königsberg; er steht frei und ist höher als die andern Gebirge der Gegend.

Der Schuttkegel des Kuh-i-schah fällt ganz gleichmäßig gerade nach Süden ab und ist nur von kleinen Erosionsrinnen durchzogen. Dünnes, leuchtgrünes Gras hat hier und dort zu sprießen begonnen und verleiht der Steppe eine anmutige Farbe. Trockne Stengel haben neue saftige Blattknospen; die winterlichen Niederschläge haben ihre Arbeit getan, bald wird die Steppe wieder zum Leben erwachen, der Frühling ist ihre beste Zeit. Überall sieht man zahllose Schaf- und Rinderspuren; wir befinden uns in einem Teile des Landes, in welchem die Bevölkerung von Viehzucht, nicht vom Anbau der Datteln lebt. Wir nähern uns einem bewohnten Ort, nach dem sich die Wege und Pfade hinziehen. Eine zu unserer Rechten liegende Ruine heißt Kelat-i-Ali-Riza-Chan, und dort hinten zeigt sich endlich das erste Dorf seit Naibend.

Auf einer unfruchtbaren Ebene liegt Ser-i-tscha, 1270 Meter hoch. Ein langweiligeres, farbloseres Dorf kann man sich nicht denken. Seine 100 Lehmhütten liegen auf einem Haufen; sie haben alle Kuppeldächer wie die Häuser in Kerim Chan und Tschupunum, denn hier gibt es nicht einen Baum, nicht eine Palme, aus deren Holz, Zweigen und Blättern sich ein flaches Dach herstellen ließe. Die Einwohnerzahl soll etwa 800 betragen. Wir reiten an Feldern vorüber, auf denen Weizen, Gerste, Gemüse und Baumwolle gebaut

werden, und schlugen unsere Zelte im Lager Nr. 55 unmittelbar an der Nordseite des Dorfes auf.

Ein ortskundiger Mann muß mir die Auskünfte über die Gegend erteilen, deren ich bedarf. Er beschreibt mir alle Verkehrsstraßen, die in Ser=i-tscha zusammenlaufen, und erzählt mir, daß seit einem Monat die Pest in Chabis wüte und die aus diesem Orte kommende Straße infolgedessen gesperrt sei; Karawanen aus dieser Richtung werden 2 Farsach vor Ser=i-tscha angehalten. Füchse, Wölfe, Schakale und Panther gibt es in dieser Gegend, aber auch Gazellen, Wildschafe und Antilopen. In den benachbarten Gebirgen liegen wohl 50 Dörfer teils in der Nähe von Ser=i-tscha, teils in größerer Entfernung. Die nächsten besitzen zusammen 2000 Kamele, die nur zurucht, nicht für den Karawanendienst benutzt werden.

Man erzählte mir hier auch von den Dschambasdromedaren in dem Lande weiter südwärts und im Südosten. Ihre Ausdauer und Schnelligkeit habe keine Grenzen; der Reiter ermüde in jedem Fall viel eher als sein Reittier, das doch, wenn es von guter Rasse sei, einen leichten, weichen und nicht stoßenden Gang habe. Es werde mit Gerstenmehl gefüttert, nie mit Häcksel oder Baumwollsaat, was es fett machen würde; es müsse mager und fehuig bleiben und sich deshalb mit schmaler Kost begnügen.

Man erzählte mir auch wieder von der gefürchteten Spinne mit behaartem Körper und behaarten Beinen. Ihr Biß sei außerordentlich gefährlich, behaupteten die guten Leute in Ser=i-tscha. Wenn die Spinne nach dem Biß entkomme und einen Wassertümpel und Kanal erreichen könne, d. h. gleich nach dem Bisse Gelegenheit zum Trinken finde, so müsse der Gestochene sterben. Wenn er aber die Spinne erwische und sie töte, so verliere das Gift seine tötende Kraft. Es versteht sich von selbst, daß diese Erzählungen nur der Volksphantasie entsprungen sind. Ich hörte sie aber nicht nur hier, sondern auch an vielen andern Orten im östlichen Persien und in Belutschistan.

In Ser=i-tscha verweilte ich einen Tag, und ich hatte wieder Gelegenheit, meine Bildergalerie durch verschiedene Typen zu ver-

größern (Abb. 215—221). Die meisten waren junge Frauen; mehrere von ihnen sahen recht gut aus, ohne eigentlich hübsch zu sein. Im allgemeinen scheinen die Frauen wenig scheu zu sein, je weiter man nach Osten gelangt; sie ließen sich jedoch nicht bewegen, mehr als den Schleier zu heben; an der Kopfbinde durfte nie gerührt werden, und ein Paar Ohren zu sehen, war mir daher ganz unmöglich. Die Schamhaftigkeitsbegriffe sind eben bei den verschiedenen Völkern verschieden. Ihre nackten Füße zeigten sie ungebeten — bis über die Knie hinauf; aber ein Ohr — niemals!

Sünfundvierzigstes Kapitel.

Den Palmen entgegen.

Eines unserer Kamele, das schon seit Tebbes nicht mehr beladen worden war, hatte die Karawane während der letzten Tage nur noch aufgehalten und ihren Marsch verlangsamt. Daher wurde es in Ser-i-tscha zu einem Schleuderpreise an einen Kaufmann veräußert. Das Kamel hatte sonst keinen Fehler, aber es wäre zuviel verlangt gewesen, daß ein so erschöpftes Tier mit den andern gleichen Schritt halten sollte. Es kam mir wie Sklavenhandel vor, als ich es von seinen zwölf Kameraden trennte. Bei unserm Ausbruch stand es auf einem freien Platz im Dorf und sah der abziehenden Karawane mit fragenden Blicken nach. Was es dabei dachte, wird sein Geheimnis bleiben; wir Menschen können uns mit den Tieren nicht verständigen, wir können sie nur quälen. Die andern sahen sich nicht einmal nach ihrem allein zurückbleibenden Kameraden um, sondern marschierten beim Klange der Glocken ruhig nach Osten.

Ohne Bedauern verließ ich das ungemütliche Dorf, eines der langweiligsten, das ich bisher gesehen hatte. Sogar die Festung, die doch sonst malerisch zu sein pflegt, wurde hier von der Ruine einer Mauer repräsentiert. Unsere Straße berührte das Dorf Miabad, in dessen offenem Brunnens ein stinkender Kamelkadaver lag. Zur Rechten entschwindet das Dorf Ambari den Blicken. Der Boden besteht ausschließlich aus gelbem Lehm, der oft weiß von Salz und oft schlüpfrig durch kleine Kanalarme ist — wunderbar, daß sich diesem Erdreich

überhaupt etwas Genießbares entlocken läßt! Die Gegend macht aber auch den Eindruck großer Armut; alles ist schlecht erhalten, Ruinen und eingestürzte Kanäle sind eine gewöhnliche Erscheinung. Die kleinen Dörfer scheinen einen harten Kampf um ihr Leben zu kämpfen; Bettler sind sehr zahlreich, Blinde sitzen zusammengekauert an den Mauern und strecken ihre welken Hände nach Almosen aus; man reicht den armen, elenden Menschen gern eine kleine Gabe.

Alle diese kleinen Dörfer liegen auf einer außerordentlich gleichmäßigen Ebene, einem flachen Becken, das von angeschwemmtem festem Material angefüllt worden ist. Nur da, wo die Kanäle ihre Verzweigungen erstrecken, werden Saaten aus der Erde gezaubert, im übrigen ist diese Ebene unfruchtbar wie die Wüste. Der Kuh-i-schah beherrscht das Land. Um Cheirabad herum schimmerten die Felder grün, und zwei Obstbäume, ein ungewöhnlicher Anblick, schmückten dieses Dorf; aber seit meiner Abreise aus Naibend habe ich nicht eine einzige Palme gesehen.

In gewissen Gürteln liegt Flugsand zu sehr niedrigen Dünen ohne Vegetation angehäuft. Abbasabad ist ein verkümmertes Dorf, dessen Einwohnerschaft aus zwei Männern und einigen Vogelscheuchen auf den Äckern zu bestehen scheint. Alle Erosionsrinnen gehen nach Südwesten; am Fuße einer Reihe roter Hügel liegt der Brunnen Haus-i-do-dehené (1348 Meter), eine überbaute Zisterne, ein unterirdischer Wasserkiosk; er ist mit dem herrlichsten Regenwasser gefüllt. Er ist am rechten Ufer eines Hauptbettes angelegt, wird aber von einem Seitental aus gefüllt. Der Inhalt unserer Mäschk, das salzige Wasser aus Ser-i-tscha, wurde sofort ausgegossen, und dann füllten wir vier Schläuche mit dem süßen Regenwasser. Kein kann dieses Wasser nicht sein, da es allen des Weges Ziehenden zur Verfügung steht; keiner geht vorbei, ohne einen Augenblick zu verweilen, zu trinken, sich zu waschen, sich dort im Schatten niederzusetzen und zum Vergnügen im Wasser zu plätschern. Doch daraus macht man sich nichts; man hat auch keine Wahl und freut sich nur, das widerliche Salzwasser nicht trinken zu brauchen.

An dem Brunnen Tschakuru (1410 Meter) bereiten wir uns im Lager Nr. 56 auf eine neue Nacht vor. Als das Leutezelt auf der Erde auseinandergewickelt wurde, kroch aus seinen Falten ein großer gelber Skorpion heraus. Er hatte den ganzen Weg von Ser-i-tscha bis hierher reiten müssen und schien darüber verdrießlich zu sein. Er wird sich nachher wohl getröstet haben, als sein Kopf und seine Giftblase mit Steinen zerquetscht wurden.

Der Hund Newenk ist ebenso zu Ende wie meine schwedischen Stiefel. Seine Füße sind so empfindlich, daß er der Karawane morgens kaum zu folgen vermag; erst nach einer Weile kommt er in Gang und begleitet uns langsam und vorsichtig humpelnd, ohne alle Seitensprünge. Was die Stiefel anbetrifft, so haben das Salz und die Masse in der Kewir sie ruiniert und zerfressen; es ist also nicht die Schuld des Schusters, sondern meine eigene, daß ihre Sohlen zu den gewesenen Dingen gehören.

Nach Südosten führt am 27. März der Weg. Vor mir tauchen die Bergstöcke Kuh-i-bala, Kuh-i-tscheleketau und Schah-fuh auf; der erstgenannte sieht wie ein dominierender Regel aus, der letzte, sehr fern liegende fällt nach Nordosten steil, nach Südwesten sanft ab. Er ist das höchste aller in unserm Gesichtskreise liegenden Gebirge und hat auf der Nordseite viel Schnee. Der Kuh-i-schah verschwindet hinter uns, und der Schah-fuh steigt vor uns auf. Nach diesen Namen zu urteilen, sollte man glauben, daß die Perser in diesem Teile des Landes sehr königstreuen gesinnt seien.

Gelbe Tromben jagen einander auf der rechten Seite unserer Straße im Winde; wir können sieben solcher wandernden Staubsäulen auf einmal zählen. Wie gelbe Gespenster kommen sie aus der Wüste herauf und drehen sich in Spiralen feierlich über den Boden hin. Eine dieser Tromben ging gerade über mein Kamel hinweg. Sie kam wie eine Spirale, wie ein Wirbelwind, aber ich hörte sie schon aus der Ferne sausen und konnte mich in Verteidigungszustand setzen. Sie hob meine Filzdecken hoch und hüllte mich in Staub und Sand ein, eilte aber auch mit großer Geschwindigkeit weiter, obgleich es den Anschein



165. Malerische Straße in Tebbes. (S. 64.)



166 Über den Mauern schwanken die Kronen stattlicher Palmen
(S. 65.)

hatte, als bewege sie sich außerordentlich langsam vorwärts. Als sie den Fuß der roten Hügel zu unserer Linken erreichte, löste sie sich auf und verschwand.

Eine Weile folgen wir einem flachen, sanft ansteigenden Tal aufwärts. Unmittelbar zur Rechten haben wir das arme, einsame Dörfchen Hiret mit seinen Kuppeldachhütten und seinem Kanat, durch dessen 2 Meter tiefe Brunnen man das auf seinem Grunde rieselnde Wasser sah und hörte. Vor uns hatten wir einen Paß, mit seinen 1580 Metern der höchste auf der ganzen Reise; er war aber nur eine kleine Schwelle, von deren Höhe aus wir den gewöhnlichen Szenenwechsel gewahrten. Der ganze Tagemarsch führte durch dichten hellgrünen Diabasporphyr.

Unweit des malerisch geformten roten Bergstockes Kuh-i-deh-no lagerten wir im Lager Nr. 57 an dem Wasserbehälter Haus-i-hatam (in 1550 Meter Höhe, Panorama V, Abb. 3, S. 76), wo sich mehrere Nomaden aufhielten. Zwei alte Weiber, scheußliche Meerkraken, bettelten mich an und wurden abfonterfeit. Ein älterer Hirt hütete 200 Schafe, die verschiedenen Leuten in den benachbarten Dörfern gehörten. Er sagte, in der ganzen Gegend sei das Volk arm, der Boden schlecht und das Berieselungswasser unzureichend, und man müsse hier mit unsicheren Ernten und unverföhllichen Wölfen rechnen; augenblicklich gebe es hier drei Pfegrimme, denen man vergeblich beizukommen versucht habe; sie würgten alljährlich 20—30 Schafe ab. Man könne es sich hier nicht leisten, Hunde zu halten, denn wenn jemand einen Hund habe, müsse er ihn mit Gerstenmehl ernähren. Die Leute selber lebten ausschließlich von Mehl, saurer Milch und Butter; ihre Mittel erlaubten ihnen nicht, die Schafe zu schlachten. Im übrigen esse man wildwachsende Kräuter, wandere im Sommer umher und wohne dann in Zelten, im Winter aber in dem Dorf Kelat-i-Hassan. Man sieht es den Leuten auch an, daß sie arm und schlecht ernährt sind; die Kinder sind mager und sehen so elend aus, als ob eine Hungersnot die Gegend heimgesucht hätte. Mein Gewährsmann war von hier in sechs Tagen nach Chabiz gegangen. Er sagte, daß man, sobald man in die Salzwüste

gelaugt sei, Tag und Nacht marschieren und wie in der großen Kewir im Gilmarsch ziehen müsse, theils um die Kamele nicht zu lange an Durst leiden zu lassen, theils um dem Regen und der Glätte zu entgehen. Salzseen habe er nicht gesehen, und die große Nemeksar habe nur während der Regenzeit eine dünne Wasserschicht.

28. März. Bettler wachsen wie Pilze aus dem Boden der Einöde; ein ganzer Schwarm umringte mich am Morgen, ohne daß ich begreifen konnte, wo sie hergekommen waren. Man glaubt ihnen aufs Wort, wenn sie von ihrer großen Armut und ihrem beständigen Hunger sprechen, und man bedauert nur, nicht allen helfen zu können.

Das Gelände ist eben und offen. Die Landschaft ist unendlich einförmig; die einzige Abwechslung, die sich dem Auge bietet, ist die Beobachtung der Entwicklung der Steppenvegetation, und es macht wirklich Freude zu sehen, wie der Boden jetzt mit jedem Tag grüner schimmert. Bei dem Berg Kuh-i-rume hatten wir eine kleine Unterbrechung in der Einförmigkeit. Ein Kamelhengst kam kochend vor Wut angelaufen; er gurgelte dumpf, und sein Maul war ganz weiß von Schaum, der ihm in Flocken von den fleischigen Lippen tropfte. Er hatte unsere Hengste von der Steppe aus gewittert und wollte sie augenscheinlich zum Kampf herausfordern. Mit gesenktem Kopf und wild rollenden Augen ging er gerade auf den großen Hengst los, den der Seide führte, und schickte sich an, seinen Gegner mit dem Halse auf den Boden niederzudrücken. Dieser aber war stärker und schneller in seinen Bewegungen und warf den Fremden mit einem einzigen Druck nieder, in der Absicht, ihn in seiner knienden Lage gründlich mit den Vorderbeinen zu behandeln. Hieran verhinderte ihn jedoch der Seide. Der Besiegte erhielt Zeit, sich wieder zu erheben, und ergriff schleunigst die Flucht, wobei ihn die Hunde, die sein Benahmen recht unpassend gefunden hatten, auf den Fersen verfolgten.

Im Dorje Meigon, das etwa 80 Häuser zählt, wollte der Seide Raft halten; da der Ort nichts anderes bot als zwei Säcke Stroh, die wir dort erstanden, konnten wir ebenso gut an jeder beliebigen Stelle der Steppe bleiben und lieber noch einen Farsach zurücklegen.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich eine in Ruinen liegende Festung, und an seinem Rande steht eine Reihe sehr eigentümlicher, origineller Windmühlen. Mitte Juni beginnt der hier vorherrschende Nordostwind, der zwei Monate anhält. Er weht außerordentlich regelmäßig, und die Mühlen sind ausschließlich für diese Windrichtung gebaut. Nachts soll der Wind am stärksten sein. Ursprünglich waren es acht Mühlen, jetzt sind nur noch drei im Betrieb, seitdem die andern eingestürzt sind. Ihre aus Steinen und an der Sonne getrockneten Ziegeln errichteten Mauern oder Pfeiler sind so gebaut, daß der Wind sich zwischen zwei von ihnen wie ein Keil hineinpreßt und mit seiner ganzen Kraft auf drei der acht vertikalen Flügel einwirkt, während die übrigen sich auf der vom Winde abgewandten Seite befinden, die rotierende Bewegung also weder hindern noch stören. Die Flügel sitzen an einem sich drehenden senkrechten Pfahle fest, dessen oberes Ende in einem auf die Mauern gelegten Querbalken läuft, während sein unteres Ende in einem unter dem Fußboden liegenden Mühlenraume einen Mühlstein in Bewegung setzt, der sich auf dem darunterbefindlichen festen Mühlstein dreht. Die ganze Einrichtung ist ebenso einfach wie sinnreich, läßt sich natürlich aber nur in einem Land anwenden, wo der Wind so regelmäßig wie die Passatwinde weht. Daß hier früher acht Mühlen waren und jetzt nur noch drei da sind, zeigt, daß der Getreidebau hier abgenommen hat. In einer so kurzen Zeit kann man eine merkbare Veränderung des Klimas oder eine Ausdehnung der Herrschaft der Wüste nicht annehmen. Wahrscheinlich könnte der Boden mit ein wenig gutem Willen besser ausgenutzt werden.

Wir befinden uns in einem deutlich ausgeprägten Längental, das über 20 Kilometer breit ist und zwischen niedrigen Ketten liegt. Zwischen diesen senkt sich der Boden nach Südosten. Hinter uns, im Westen, schließen drohende Wolken den Horizont des Tales ab. Heftiger nordwestlicher Wind mit Regen, büschelartig umherfliegendem gelbem Staube und wirbelnden Tromben zwang uns, schleunigst das Lager Nr. 58 in der Nähe zweier schwarzer Nomadenlager in 1305 Meter Höhe aufzuschlagen (Abb. 222).

Die folgende Tagereise führte in dem breiten Längental zwischen dem Kuh-i-bubak im Norden und der Schah-kuh-Kette im Süden weiter; die Richtung ist noch immer südöstlich. Das Gefälle ist mit bloßem Auge nicht wahrnehmbar. Die Schuttkegel der beiden Ketten fallen außerordentlich langsam, mit kaum zwei Grad, nach der Mitte des Tales ab, wo der ebene Boden schließlich ganz durch ein wohl einen Kilometer breites Abflußbett eingenommen wird.

Beim Haus-i=Ali=Schah hielten wir eine gute Stunde Rast, während welcher Zeit ich die Karawane von allen Seiten photographierte und auch eine kinematographische Aufnahme machte. Die Leute benutzten die Gelegenheit, zum drittenmal zu frühstücken — ihr Appetit ist bewundernswert. Der Haus-i=Ali=Schah ist eine überbaute, gemauerte Zisterne, die mit herrlichem Regenwasser gefüllt war (Abb. 223). Das Wasser wurde in einem Schlauch herausgeschöpft und in eine Rinne gegossen, aus der die Kamele trinken durften (Abb. 224). Es wird sonst eigentlich nicht als passend angesehen, den Kamelen süßes Regenwasser zu geben, da sie sich recht gut bis zum nächsten natürlichen Brunnen gedulden können, aber dieses eine Mal vergingen wir uns doch gegen jenes Gesetz.

Gerade als wir aufbrachen, kam eine Gesellschaft reisender Bauern und zerlumpter Kerle aus Seistan mit Bündeln und Kindern auf ihren Eseln. Sie hatten zu der Reise hierher zwölf Tage gebraucht; das Wasser des Hamunsees hatte ihnen keine Schwierigkeiten bereitet. Sie hüteten sich, auch nur ein Wort von den unglücklichen Verhältnissen zu sagen, die jetzt in Seistan herrschten und die nicht nur sie, sondern auch viele andere bestimmt hatten, sich in das Innere Persiens zu begeben.

Um die Mittagszeit veränderte sich das Wetter in ganz eigentümlicher Weise. Gerade vor uns im Südosten wurde der ganze Horizont so gelb wie in der Wopwüste, wenn ein Sarik-buran, ein „gelber Sturm“, heraufzieht. Eine gewaltige gelbe Wolke, bald hoch, bald tiefliegend und zeitweilig zerrissen, kam uns entgegengerollt, nachdem die Luft vorher ziemlich ruhig gewesen war. Nach einer Viertelstunde umgibt uns die Wolke, und die Gebirge auf unsern beiden

Seiten verschwinden. Es weht wieder frisch, wenn auch nicht heftig, und der ganze Himmel ist auf einmal durch Wolken verhüllt. Nach einer kleinen Weile ist die Staubbö auf ihrem Zug durch die Wüste über uns hinweggezogen, und an ihrer Stelle gleiten nur noch vereinzelte Tromben über den Boden hin, den Nachzüglern eines vorrückenden Heeres vergleichbar. Eine Stunde darauf wiederholt sich diese Erscheinung, aber mit größerer Kraft und dichteren Staubwolken, die das ganze Land in undurchdringlichen Staubnebel hüllen. Über den Bergen des Schah-kuh sah der Himmel unheimlich und drohend aus, und die von den Wolken herabhängenden dunkelblauen und stahlgrauen Streifen verrieten, daß es dort heftig regnete. Der frische Wind ließ die Luft kalt erscheinen, und alle Mäntel wurden umgebunden. Der Donner rollte dumpf in dem fernen Gebirge. Wie ganz anders ist das Klima doch hier als in der Gegend von Raibend, wo wir manchmal vor Hitze zu zerfließen glaubten!

Wieder vergeht eine Stunde; dann hört man den Donner lauter und näher als vorher grollen. Es wird einen Augenblick ganz windstill; darauf ertönt ein Säusen hinter uns, der Wind hat sich gedreht, und hinter uns zeigt sich wieder die gelbe Wand, die gleich einer Sturzflut über die Steppe hinrollt. Innerhalb einiger Minuten herrscht ein ausgesprochener Weststurm. Immer stärker wird der Wind, die Kamele beginnen bedenklich zu schwanken, der ganze Boden scheint in Bewegung zu sein, und der vom Wind aufgewühlte Staub scheint vom Erdboden fortstürmen zu wollen. Man wird auf diesem Tummelplatze wilder, wechselnder und launenhafter Frühlingswinde ganz wirr im Kopfe. Das Klagegeheul des Windes wird dumpf und düster von dem Läuten unserer Glocken begleitet; noch einige wenige Marschtage, und sie haben ausgedient. Auf der Innenseite haben die Klöppel sie schon blankgeschauert; wie viele Schläge haben sie aber auch seit dem Tage getan, an dem wir Teheran verließen! Ich sitze wie gewöhnlich auf dem ruhigen, sicher schreitenden Kamel, lausche dem Klänge seiner Glocke und rechne dabei aus, daß ihr Klöppel schon wenigstens fünf millionenmal gegen das Metall geschlagen haben muß.

Wir hatten für heute genug und lagerten im Lager Nr. 59 mitten in der Wüste einen halben Farsach vom Brunnen Tschä-i-sihebal in 1113 Meter Höhe. Das Aufschlagen der Zelte und das Festmachen ihrer Taue war bei dem herrschenden Winde durchaus keine leichte Arbeit, aber es war schön, endlich unter Dach zu kommen und dann den ganzen Abend dem Sturme zu lauschen, der draußen wie ein rauschender Wasserfall brauste.

Nach solchem Marsch schläft man wie ein Sack, und ich merkte es auch nicht, daß es während der Nacht goß. Aber in allen Rinnen sah man am Morgen die frischen Wasser Spuren, und die Zelte waren schwer und naß. Kaum eine halbe Wegstunde vom Lager hielt die Karawane an, um Brennholz zu sammeln, falls wir am Abend zwischen vegetationslosen Bergen lagern müßten. Nomadenzelte sehen wir an mehreren Stellen; vor einigen hielten Hunde Wache.

Auf ansteigendem Terrain ziehen wir in östlicher Richtung weiter. Gegen 11 Uhr hatten die Wolken sich derartig angehäuft, daß wir einer gründlichen Dusche nicht entgehen konnten. Sie artete bald in einen richtigen Wolkenbruch aus; mit ungeheurer Gewalt goß und plätscherte es auf uns nieder. In fünf Minuten waren alle Rinnen mit Wasser gefüllt, und es war ein ungewohnter Anblick, in allen diesen unzähligen kleinen, gelben Rinnen fließende, munter rieselnde Wasserbäche glänzen zu sehen. Sie schlängeln sich über den gleichmäßig abfallenden Schuttkegel hin, teilen sich, krümmen sich und vereinigen sich wieder, und das Wasser ist dick und gelbrot von all dem feinen, festen Material, das es mitschwemmt.

Die zweite Dusche kam eine halbe Stunde später und dauerte, mit abwechselndem Regen und Hagel, wohl zwanzig Minuten. Wieder füllten sich alle Abflußrinnen mit trübem Wasser. Wenn man solche außerordentlich heftigen Güsse dieses sonst so ausgedörrte, versengte Land überfluten sieht, erkennt man die Ursache der Flachheit und des gleichmäßigen Gefälles aller Böschungen. Das Wasser trägt alles fort, füllt alles aus und nivelliert alles. Sobald der Regen aufgehört hat, versiegen die kleinen Bächlein ziemlich schnell, und in allen Betten

liegt der feuchtglänzende, gelbrote Lehm wie ein frischer Ölfarbenanstrich.

Über die langsam ansteigende Steppe hinschauend, sehnt man sich auf seinem Kamel nach der Sonne, die die durchnähten Kleider trocknen muß. Endlich erreichen wir den Fuß der Berge, die das verbindende Glied zwischen dem Kuh-i-Neh und dem Kuh-i-esten bilden, und treten nun in ein sehr schmales, vegetationsloses und stark gewundenes Hohlwegtal ein, in einen Korridor zwischen steilen, aus lockerem Ton bestehenden Höhen, die auf die phantastischste Weise durchfurcht und durchbohrt sind, so daß sie mich lebhaft an den Kato-tag in Zentralasien erinnern (Abb. 225). Der rote und grüne Tonboden war jetzt durch und durch naß, weich und schlüpfrig, hatte aber auch ein Skelett festen Gesteins, das vertikale Scheiben mit hier und dort hervorragenden Zähnen und Spitzen bildete. Das Gestein ist teils braunroter Sandstein, teils weißer dichter Kalkstein. Die senkrechten Platten streichen von Nordwesten nach Südosten, und da das Tal, dem wir folgen, das Gestein in der Diagonale schneidet, wird sein Verlauf außerordentlich gewunden, und wir gehen darin, obwohl wir auf dem Wege nach Osten sind, tatsächlich nach allen vier Himmelsrichtungen; einige Windungen sind nur 2 Meter lang. Die kleine enge Klamm ist recht malerisch; ehe man sich dessen versieht, ist man oben auf einer kleinen Paßschwelle (1306 Meter) angelangt, deren gewölbter Tonboden nach dem Regen glatt wie Schmierseife war. Sie heißt Gudar-i-Chabisi, weil die Straße nach Chabis über sie hinführt.

Nach kurzer Zeit gelangen wir wieder auf ebenen Boden, und der glatte Ton geht in den gewöhnlichen Steppenboden über. Die Nachmittagsstunden waren schön, und die Regenwolken verzogen sich vor der Sonne nach allen Seiten hin wie auseinanderstiebende Schafale.

Jetzt sehen wir deutlich die Stadt Neh mit ihrer dominierenden Festung (Abb. 226). Links schimmern grüne Felder; wir überschreiten zwei Bewässerungskanäle, deren einer eine Steinplatte als Brücke hatte. Wir streifen ausgedehnte Felder, die sich hier nach allen Seiten hin erstrecken, wir berühren Nehs äußerste Häusergruppen (Abb. 227) und

landen, wie gewöhnlich, auf dem Friedhof in der Nähe des besten, Trinkwasser enthaltenden Kanals dieses Gemeinwesens in 1196 Meter Höhe im Lager Nr. 60. Nicht weit davon steht eine Reihe jener charakteristischen Windmühlen, die wir zuerst in Meigon gesehen haben (Abb. 228, 230).

Wir lagerten im richtigen Augenblick, denn die Zelte waren kaum aufgeschlagen, als auch schon die dritte Regenbö dieses Tages über das Land hinbrauste, zuerst mit frischem Nordwind, der 16 Meter Geschwindigkeit in der Sekunde hatte, und darauf mit einem halbstündigen Sturzregen, der alle Gaffer aus Neh im Handumdrehen in die Flucht jagte. Die Niederschläge sollen hier in den verschiedenen Jahren sehr verschieden sein. Dieses Jahr hatte es viel geregnet, im vorigen Jahre wenig, und vor drei Jahren so stark, daß in Neh mehrere Häuser eingestürzt waren. Noch konnte man anderthalb Monate lang Regen erwarten, dann aber kommt der glühende Sommer ohne einen Tropfen vom Himmel.

Neh hat 400 Häuser, 30 Läden im Basar und 75 Mühlen. Man baut Weizen und Gerste, zieht Melonen, züchtet Granaten, Äpfel, Birnen, Weintrauben, Maulbeeren und Feigen und pflanzt auch Baumwolle. Die Weizenproduktion reicht für den Bedarf des Ortes nicht aus und muß aus Seistan ergänzt werden, wohin man dafür Baumwolle liefert. Datteln werden aus Deh-i-salm eingeführt, einer Oase, die von hier aus zwei Tagereisen südwestwärts liegt; dort soll es ungefähr 10 000 Palmen geben. Neh besitzt 200 Kamele, die im Karawanendienst verwendet werden, etwa 20 Pferde, einige Rinder und 2000 Schafe. Dschambas oder Kenndromedare gibt es hier nicht. In der Gegend liegen 19 Dörfer, davon haben mehrere Obstgärten.

Gegenwärtig war Neh sowohl von Seistan wie von Chabis so gut wie abgeschnitten, weil dort die Pest wütete. Reisende, die aus Seistan kamen, wurden in Bendan einer fünftägigen Quarantäne unterworfen, und ein indischer Arzt untersuchte alle des Weges Ziehende.

In Neh blieb ich einen Tag, um Vorbereitungen zu der Reise nach Bendan zu treffen. Der Seide mit seinem Gehilfen und der Jäger



167. Die Tochter des Seiden mit einer Freundin. (S. 66.)



168. Im Haremshof des Seiden. (S. 66.)



169. Sie stellten sich langs der Wände auf, wo sie regungslos wie Nonnen stehenblieben. (S. 66.)

Abbas (Abb. 229) erhielten ihren Lohn und reichlich bemessene Trinkgelder und waren sehr zufrieden, als sie ihren langen Heimweg antraten. Noch eine halbe Stunde lang hörten wir ihre Karawanenglocken; dann verhallte der Klang in der Ferne.

Auch hier zeichnete ich verschiedene Volkstypen (Abb. 231, 232). Inmitten einer Menge Neugieriger porträtierte ich eine junge, ziemlich hübsche Frau, als zwei Mollahs erschienen, sich zu der Schar setzten und ihre Skalan anzündeten. Als ihnen klar geworden war, um was es sich handelte, verboten sie der Frau, einem Heiden als Modell zu dienen. Ich aber trat vor sie hin und befahl ihnen in einem Tone, der keine Widerrede erlaubte, sich dahin zu scheren, wo der Pfeffer wächst, und ganz artig folgten sie dieser Anweisung.

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Reisen in der Kewir.

Marco Polo hat die große Kewir weder durchquert noch überhaupt berührt, dagegen hat er kleinere Kewirbecken in der nördlichen Lut passiert, der Wüste, die sich im Südwesten von Tebbes ausdehnt. Wir müssen uns beinahe 600 Jahre weiter begeben, um zu dem nächsten Europäer zu kommen, der uns Aufklärungen über die große Salzwüste gibt. Diesmal ist es ein Forscher, der die Wüste gewissenhaft und erschöpfend beschreibt, der Russe Dr. Buhse, der im Frühling 1849 quer durch die Kewir reiste. Lord Curzon erinnert (Persia, II, 248) an St. Johns Ausspruch, daß Buhse der einzige Europäer sei, der je diese Reise ausgeführt habe.

In Tomascheks vortrefflicher Abhandlung „Zur historischen Topographie von Persien“ finden wir (a. a. O., II. Die Wege durch die persische Wüste, S. 70 fg.) einen übersichtlichen Bericht über die Wüstenreise Buhses. Der arabische Geograph Matbisi im 11. Jahrhundert macht über die Demgan und Dschandak verbindende Straße durch die Kewir nur sehr kurze Angaben, aber er läßt dennoch ahnen, daß die Wüste vor 900 Jahren ebenso schwer zugänglich gewesen sein muß wie heute. Tomaschek bedient sich des charakteristischen Ausdrucks „Daryâ-i-kawir“, „Kewirmeer“. Er führt an, daß Buhse im Südosten von Demgan ein Becken mit einem schmalen Salzsee in der Mitte gefunden und daß Alexander der Große auf seinem letzten Tagemarsch von Hekatompylos nach Schahrud den Nordrand dieses Beckens berührt habe.

Vom Westrand des Beckens gehe die Straße südwärts nach Frat. Weiter südlich folge eine Strecke Flugsanddünen. Über Steppen und Hügel gehe es nach Reshm und weiter nach Husseinan und Mehelleman, letzterer Ort liege hart am Wüstenrande. „Glücklich die Karawane, die nach der Fahrt durch das trockne Meer endlich diesen Punkt erreicht hat!“

Dr. Buhse beschreibt in dem Aufsatz „Die große persische Salz=wüste und ihre Umgebung“ in der Zeitschrift „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“, XV, S. 52 fg. die Kewir auf folgende im Auszug wiedergegebene treffende Weise, die in allem mit dem Bilde übereinstimmt, das ich 56 Jahre später von derselben Straße habe geben können:

Bei Reshm herrscht Kalkstein vor; dann folgen Hügel aus Kalk=mergel, die reich an Kochsalz sind; von ihnen kommt man auf die Kewir hinaus, deren graugelber Boden anfangs ziemlich fest ist.

„Seine Hauptbestandteile sind: Sand (50 Prozent), kohlensaurer Kalk (16,7 Prozent), Eisenoxyd (6,1 Prozent), Kochsalz (5,3 Prozent), schwefelsaures Natron (2,5 Prozent), Tonerde (2,1 Prozent). Salzausblühungen bedecken weite Strecken. Tiefer hinein nimmt der Salzgehalt so zu, daß in Vertiefungen und ausgewaschenen Löchern reines Salz zutage tritt, ja stellenweise größere Salzkrusten sich ausbreiten. Hier ist es nur in der trocknen Jahreszeit möglich, zu passieren, und der geringste Regen macht den Boden so schlüpfrig und weich, daß namentlich Lasttiere oft verunglücken. Noch schlimmer ergeht es ihnen bei ungünstigem Wetter auf dem 130 Kilometer von Reshm entfernten Deria=inemef. Am 14. April 1849 aber war die glatte erdige Oberfläche desselben ziemlich trocken. Wie einzelne vorhandene Löcher zeigten, war das darunter liegende Salz etwa 0,7 Meter dick und die schlammige Sole, welche die Salzsicht bedeckt, etwa ebenso tief. An Stellen, die seitab vom Karawanenwege liegen, soll die Salzlage dicker sein. Die Breite dieser anscheinend bandartig von Westen nach Osten durch den Kewir sich fortziehenden Salzmulde mochte 9 Kilometer betragen. Wieweit sie reicht und ob sie etwa mit andern ähnlichen Bildungen in Verbindung stehe, war nicht zu erfahren. Das Südufer ist ebenso moorig als das

Nordufer. Erst bei einem Karawanserai, einem kleinen verfallenen Bau mit einer Zisterne, hat man wieder kompakten Boden unter sich und genießt den Anblick einiger vereinzelter Gewächse.“

In einer Bemerkung teilt Buhse mit, daß man ihm einen Karawanenweg, der von Turut gerade durch die Salzwüste in sechs Tagen nach Halwan führe, angegeben habe; dort solle die Kewir 100 oder 106 Kilometer breit sein.

Durch meinen Zug von Turut nach Chur habe ich nachweisen können, daß der Salzstreifen sich im südlichen Teile der Wüste noch eine ziemliche Strecke weit nach Osten erstreckt.

In den Jahren 1858 und 1859 bereiste eine von der Geographischen Gesellschaft in Petersburg ausgesandte große russische Expedition unter Chanikoffs Führung das östliche Persien. Der Weg führte durch die Wüste Lut von Neh bis Kirman, und man befand sich schon in vollständiger Wüste, als man den zweiten Lagerplatz, Bala-haus, noch lange nicht erreicht hatte. „Endlich, am Morgen des 4. April, machten wir in drückender Hitze bei Bala-haus halt. An dieser Stelle konnte man nur noch die Spuren einer zerfallenen Zisterne sehen, die schon seit langem jeglichen Wassers beraubt war. Hier hatte die Wüste ganz den Charakter eines verfluchten Landes, wie die Eingeborenen sie nennen, angenommen. Nicht der kleinste Grashalm, nicht ein einziges Zeichen tierischen Lebens erfreute uns, kein anderes Geräusch als das durch die Karawane verursachte unterbrach diese düstere Stille der Vernichtung.

„Infolge des langsamen Ganges der Kamele und des Zeitverlustes, den wir erlitten, als wir den Weg verloren, betrug die Länge des nächtlichen Marsches nicht mehr als 25 Kilometer. Nach vierstündiger Rast setzten wir uns wieder in Marsch und hielten die Richtung auf einige Hügel ein, die Kellehper hießen und 20 Kilometer von Bala-haus entfernt lagen; man sah sie deutlich, aber sie schienen wirklich vor uns zu fliehen. Die absolute Unbeweglichkeit aller Punkte in dieser melancholischen Landschaft, nebst dem vollständigen Fehlen aller Laute machte einen beklemmenden Eindruck. Man fühlte, daß man sich in



170. Eine stille Gasse. (S. 67.)



171. Der Seftspielhof. (S. 67.)



172. Die Teilnehmer an den blutigen religiösen Schauspielen
zerfleischen sich. (S. 71.)

einem Teile der Erde befand, der zu ewiger Abwesenheit jeglichen Lebens verdammt war und in den das organische Leben nur infolge einer schrecklichen Naturumwälzung würde zurückkehren können. Man sah hier sozusagen den Anfang des Todeskampfes unseres Planeten mit an.“ (Chanikoff, zitiert von Macgregor in „Journey through Khorassan“ I, 106 fg.)

Professor A. v. Bunge, der Botaniker der Expedition, gibt uns von demselben Wege in seinem Berichte „Die Russische Expedition nach Chorassan in den Jahren 1858 und 1859“ in „Petermanns Mitteilungen“, 1860, S. 222 fg. folgende wertvolle Beschreibung.

„In der Nacht vom 22. März (3. April) auf den 23. März (4. April) zogen wir auf Kamelen in die schauerliche, wasser- und vegetationsleere Wüste, Luth (gewöhnlich auf den Karten als Wüste von Kirman bezeichnet) ein . . . Ein tiefes und breites, ganz trocknes Flußbett, der Chosrud, zu dem wir am ersten Abend bei Sonnenuntergang gelangten, verließ der Landschaft fast etwas Gespenstisches . . . Schon ehe die Sonne aufging, traten die Erscheinungen der Luftspiegelung ein. . . Die Gegend blieb gleich tot und öde, die Hitze stieg von Stunde zu Stunde; vorher senkte sich gegen Abend die Ebene, und bald erreichten wir die tiefsten Stellen (kaum 1000 F. ü. d. M.), wo der Boden, reiner kompakter Salzton, auf weite Strecken eine eigentümliche Beschaffenheit annimmt, ähnlich einem frisch aufgerissenen Lande, dessen große Schollen bereits zusammengesunken sind; diese großen Schollen sind sehr feste, mit Ton und Grand gemischte Salzkrusten, die durch von unten heraufgequollenen ähnlichen, einst wohl halb flüssigen Salzton wie zusammenge kittet sind — offenbar ein durch allmähliches Auslaugen und Austrocknen zusammengesunkenes Salzmoor, das aber jetzt selbst bei starken Regen, die zuweilen im Frühjahr vom Gebirge kommend bis hierher reichen, nie mehr versumpfen soll. Jenseits dieser weiten Strecken erheben sich aus der Ebene, in weitester Ausdehnung zerstreut — wohl die Ufer des einstigen großen Salzsees — zerwaschene, nicht selten den Ruinen kolossaler Bauten täuschend ähnliche Salztonhügel, die, besonders durch Luftspiegelung, das Aussehen einer

in Trümmern liegenden ungeheuren Stadt gewinnen. Zwischen diesen Hügeln hindurch und zum Teil über sie hinüber gelangten wir bei einbrechender Nacht zu einem Flusse, dessen ganz mit Salz gesättigtes Wasser träge und kaum merklich sich fortbewegt. . . . Endlich erblickt man in der Ferne grünes Gesträuch — es sind zerstreute Tamarisken . . .“

Aus dieser Beschreibung ergibt sich, daß Kewir und Lut nur insofern verschiedene Begriffe sind, als eine Lut Streifen und Flächen Kewir- oder Salzwüstenbodens enthalten, während das Gegenteil nicht vorkommen kann. Die tiefsten Depressionen einer Lutwüste werden auch gewöhnlich von Kewir oder Nemekfar, d. h. Salzfenken, gebildet.

Der Weg der Expedition Chanikoffs war den arabischen Geographen des 10. Jahrhunderts wohlbekannt, und Tomaschef hat ihre Angaben in seinem sehr verdienstlichen Werke wiedergegeben (a. a. D., S. 34 fg.). Man ersieht daraus, daß das Land sich während des langen Zeitraums nicht merklich verändert hat, daß die Wüstenstraße genau dieselbe ist wie heute und daß die Beschreibung Makdisis von Chabis mit der neuerer Reisender in den Einzelheiten übereinstimmt.

Auf Tomaschefs Karte „Die chorasaniſchen Wüſtengebiete“ finden wir fünf Straßen durch die Lutwüste angegeben. Die nördlichste geht von Chabis über Rawer nach dem östlichen Chur und scheint zum Teil mit der Route Sykes' zusammenzufallen; die zweite ist Chanikoffs Weg. Die dritte führt von Neh über Deh-i-salm und Bagh-i-asad nach Seif und Chabis; wir haben ihren Verlauf bereits kennen gelernt. Von der vierten aber haben wir nur dank den arabischen Geographen Kunde erhalten; Tomaschef gibt ihren Verlauf unter dem Titel „Der Weg von Narmaschir über Deh-i-salm und Neh nach Frah“ an.

Von den Arabern wird sie „die neue Straße“ genannt. Tomaschef sagt über ihren Verlauf: „Von der Stadt Narmäsir zog man einen Tag lang in nördlicher Richtung nach dem Orte Däristān, das ist ein Dorf mit einer Palmenpflanzung, aber ohne Saräi; weiterhin gibt es keinen Anbau mehr“. Eine Tagreise weiter gelangt man nach Sar-âb: „das ist eine Wasserquelle, die in einem Teiche gesammelt wird“

(Zauberts Idrisi I, S. 434, „une source, dont les eaux s'écoulent dans un grand lac!"). Von da zieht man vier Tage lang und durchschneidet die ganze Breite der Wüste; der Weg ist ein echter Wüstenweg, voll Gefahren, und die Tagemärsche sind lang. Man erreicht endlich Deh-i-Salm: „das ist ein Dorf, welches zu Karmân gehört, umgeben von ausgedehnten Baumpflanzungen (Dattelpalmen) und Äckern“. Makdisi, S. 494 fg. bemerkt: „Bei diesem Dorfe sind verfallene Gebäude, so weit das Auge reicht, worin jetzt niemand wohnt, da die Quellen und Zisternen versiegt sind; das bewohnte Dorf gehört zu Karmân.“

Tomaschek führt auch einen Weg von Sanig (Süd-Nasretabad) nach Deh-i-Salm an, der dem östlichen Gebirgsfuße des Beckens folgt, und er sagt, daß noch kein Europäer diese beiden Straßen gezogen sei und nur die arabischen Schriftsteller Edrisi und Makdisi Licht über diese terra incognita Permaniens verbreitet hätten.

Die Straße von Bam (Marmaschir) nach Deh-i-Salm ist besonders interessant. Sie ist nicht einmal auf den neuesten Karten von Persien angedeutet. Sie ist 250 Kilometer lang, und nur während der beiden ersten Tagereisen findet man Wasser. Dann folgt den ganzen Weg vollständige Lutwüste. Das Interessanteste an dieser Straße aber ist, daß sie mitten zwischen den beiden Salz Sümpfen hindurchging, die auf den Karten Nemefsar und Schur-ges heißen und von denen der erstere die aus Norden und Westen kommenden Wasserläufe und der letztere die von Süden herkommenden aufnimmt. Wir werden später auf diese Frage zurückkommen.

Der fünfte Weg ist der südlichste; er war den Arabern gut bekannt, die von ihm sagen, daß diese Straße von der Stadt Marmaschir nach Fahradsch, dem ersten Orte am Rande der großen Wüste führe, wohin es eine kurze Tagereise sei. Von dort rechneten sie bis Sanig oder Nasretabad vier Tagereisen, die zusammen 31 Farsach betrug. Edrisi zählt die Namen der Stationen auf. Sanig war damals eine spärlich mit Wasser versorgte Militärkolonie inmitten öder Wüste; alle Anhöhen und Schluchten waren verwittert und aus-

gebörret, nirgends Spuren eines Lebens vorhanden. (Vgl. Tomafschek, a. a. O., II, 28.)

Diese Straße legte Sir Frederic Goldsmids Mission im Januar 1872 in derselben Richtung zurück, Major Evan Smith hat sie uns in seinem Werke „Eastern Persia, an account of the Journeys of the Persian Boundary Commission 1870—71—72“ beschrieben (I, 245 fg.). Man rüstete die Wüstenkarawane in Bam aus. Sie bestand aus 73 Mann, 138 Tieren und 16 Zelten. Die letzte Raststelle, ehe man in die Wüste hinausgeht, ist Tum=i=rig, der „Sandhügel“, wo es gutes Wasser gibt. Sechs Zoll tief in der Erde stößt man jedoch auf ein hartes Salzlager; dasselbe gilt vom ganzen Wege durch die Wüste, eine überraschende Nachricht, die anzudeuten scheint, daß die südliche Lut ein abgetrenntes Becken für sich ist. Denn die Salzscheibe der Nemekfar liegt auf einem viel niedrigeren Niveau.

Drinne in der Wüste werden zwei Raststellen, Schur-ges und Gurg passiert, mit 5 Fuß tiefen Brunnen, die salzhaltiges Wasser geben. Bei Gurg geht der ebenfalls salzige Fluß Rud=i=mahi nach Nordwesten. Der Weg führt meistens durch schwach wellenförmige Steinwüste ohne irgendeine Spur Lebens; gelegentlich zeigt sich ein Dünengürtel. Es geht an zwei Minarets vorüber, von denen das erste Mil=i-Nadiri heißt und 55 Fuß hoch ist, das zweite aber in Trümmern liegt. Aus diesen Trümmern und den Ruinen eines Forts und eines Karawansefers bei Ribat erhielten die Reisenden den Eindruck, daß diese Straße früher viel benutzt worden sein muß. Die Kälte war im Januar groß, aber der Sommer sollte dort so heiß sein, daß ein Reiter seine Steigbügel mit Lappen umwinden muß, damit sein Reittier keine Brandwunden erhalte! Sie hörten auch von einem direkteren Wege von Nasretabad nach Bam, der sich auf schnellfüßigen Dschambasbromedaren in einem Tage zurücklegen lasse.

Der nächste in der Reihe ist General Sir G. M. Macgregor, der im Jahre 1875 zwischen Chur und Tebbes die Südbucht der großen Kewir durchquerte. Hierüber sagt er in „Narrative of the Journey through the province of Khorassan“ (I, 101): „Es ist



173. Die wilderregte Menge. (S. 71.)



174 Der Kapitän in Bußens Leuchtturm. (S. 71)

schwierig, etwas ausfindig zu machen, wodurch ein englischer Leser einen Begriff von dem erhalten kann, was eine Kewir ist. Sie ist kein Sand, und sie ähnelt in keiner Weise den öden Ebenen Indiens, die, wie sonnverbrannt sie auch seien, doch noch reich an Vegetation sind, wenn man sie mit der Kewir vergleicht. Dort gibt es buchstäblich keinen Grashalm, kein Blatt, kein lebendes Wesen irgendeiner Art. Die Kewir besteht aus dunkelm Boden, der aussieht, als ob er vor einem Jahre aufgepflügt worden sei, ist aber mit dicken Salzausblühungen bedeckt, deren Gligern die Augen angreift. Soweit der Blick reicht, sieht man ringsherum nichts anderes als dieses weiße Glimmern. . . . Die Oberfläche der Kewir ist nicht eben, sondern von kleinen, etwa 9 Zoll tiefen und mannskopfgroßen Gruben derartig durchlöchert, daß den Tieren das Gehen dort sehr schwer wird. . . . Kleine Gesellschaften, die Wasser mitnehmen können, brauchen in der Kewir nichts anderes zu sehen als eine widerwärtige, öde Straße durch eine außerordentlich unangenehme Landschaft, aber sie mit andern Tieren als Kamelen zu durchreisen, würde man vergeblich versuchen. Als die Kewir aufhörte, kamen wir wieder in Sand hinein. . . .“

Auf einer beigegeführten Karte hat Macgregor eine Anzahl Wege durch die große Kewir angegeben. Zwischen Tebbes und Sebsewar gibt es eine direkte Wüstenstraße, aber keine von Chur nach Sebsewar, und auch keine von Chur nach Mischapur. Nur auf Umwegen kann man diese Städte erreichen. Von Chur in nordnordöstlicher Richtung nach Biarjarmand (?) ist ebenfalls kein Weg. Auf der Karte ist auch eine direkte Straße von Chur nach Semnan, die über Huseni (Husseinan?) führt, aber ich habe bereits gezeigt, daß sie heutzutage, wenn sie früher auch existiert hat, nicht mehr benutzt wird. Von Chur ist sie jedenfalls nie ausgegangen, sondern von Dschandak. Macgregor besuchte auch Tebbes.

Im Jahr 1880 reiste Oberstleutnant C. E. Stewart auf beinahe ganz demselben Wege wie ich von Trapezund nach Teheran und dann von Isfahan über Tebbes nach dem Lande der Turkmänen. Uns interessiert hier nur der Teil seiner Reise, der zwischen Ardekan

und Lebbes fällt. (Vgl. „Proceedings of the Royal Geographical Society“, III [1881], S. 513 fg.) Stewart glaubt, daß die große Wüste einst das Bett eines seichten Meeres gewesen sei. Er erinnert an die persischen Legenden, deren eine den König Salomo mit Hilfe der beiden Dämonen Ard und Bil diesem Binnenmeer Abfluß nach dem Kaspischen Meere verschaffen läßt. Eine andere Überlieferung läßt das Kewirmeer an dem Tage verschwinden, an dem Mohammed geboren ward.

Als die Hebung des Landes eintrat, die das Meer leerte, blieb die Wüste noch immer in tieferer Lage als die umliegenden Hochländer, von denen aus die Flüsse auch fernerhin ihr Wasser in diese Mulde ergossen, und Sümpfe bildeten sich darin. Salz wurde dort hin geschwemmt, die Sümpfe trocknen im Sommer aus, werden aber im Winter wieder gefüllt. Im Laufe der Zeiten bedeckt sich der Boden mit einer Salzkruste.

Stewart unterscheidet zwischen mehreren verschiedenen Arten Kewir, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Salzmenge. Ein Typus ist die Kewir, die reich an Furchenreihen ist, als ob der Boden aufgepflügt wäre. In andern Gegenden sinkt das Pferd ein, während wieder andere feucht sind, als ob Wasser von unten her emporgequollen sei. Die Perser behaupten, daß böse Geister und Dämonen in der Wüste haufen und den Menschen alle möglichen Streiche spielen.

Im Süden der großen Bucht zwischen Chur und Tscha-medschu liegt der Haus-i-Schah-Abbas, eine Zisterne. Jenseits dieses Brunnens wird „die Wüste schlimmer als je; bisher hat sie aus festem Boden bestanden, aber hier gelangen wir an Sanddünen. Der Weg führt hinauf und hinunter, und sie sind einander so ähnlich, daß es schwer ist, den Pfad zu finden. . . . Die Pferde sanken bei jedem Schritt knietief in den losen Sand ein. Nach 6 englischen Meilen solchen Sandes erreichten wir endlich einen niedrigen Hügelrücken.“

Dies ist der Sandgürtel, dessen Nordrand ich auf dem Weg nach Tscha-medschu folgte und von dessen Breite wir uns nach den Zahlen, die Stewart anführt, einen Begriff machen können.

Stewart besuchte Tebbes und behauptet, der erste Engländer zu sein, der nach Macgregor dort gewesen ist. Dann geht sein Weg nordostwärts nach Turbet-i-Haidari in einiger Entfernung vom Ost-rand der Kewir. Er teilt einige von ihm falschverstandene Angaben mit, die er über die durch die große Wüste führenden Straßen erhalten hat. „Von Dasjirdun (Dest=gerdun) gibt es direkte Wege durch die Wüste, sowohl nach Schahrud wie nach Demgan. Dies ist der Wüstenweg von Tebbes nach Teheran, und fast aller Tabak, der nach Teheran transportiert wird, geht auf Kamelen diese Straße.“ Da man zugleich auch erfährt, daß es bei jeder Raststelle Wasser gibt und daß eine davon „Tahrud“ heißt, so ist leicht zu erkennen, daß dies die Straße ist, die später Vaughan benutzt hat und die über Turut führt. Er erfuhr auch, daß der Weg nicht über Kewirboden ging, ihn aber streifte. Dagegen sollte es einen Weg von Chur nach Semnan oder Demgan geben, auf dem es über viel Kewirboden ging.

Auf Stewarts Karte von Chorassan, die für seine Zeit ganz vorzüglich ist, hat er den Kuh=i=gugird doppelt so lang angegeben, als dieses Gebirge ist, und die Kette erstreckt sich quer durch die Wüste nach Ostjüdosten, anstatt nach Ostnordosten bis in die Nähe von Husseinan. Bedenklicher ist der eingezeichnete direkte Weg von Tschahrdeh durch die Kewir über Turut nach Semnan, um so mehr, als auch die Namen aller Lagerplätze auf der Karte angegeben sind. Eine solche Straße hat niemals existiert und ebensowenig ein direkter Weg von Dest=gerdun nach Turut.

Im Jahre 1881 durchreiste Edward Stack Persien. Er besuchte die große Kewir nicht, teilt aber mehrere Beobachtungen aus kleineren Kewirbecken in andern Teilen des Landes mit. Über eine Kewirdepression, die ungefähr auf halbem Weg zwischen Lar und Kirman liegt, macht er folgende teilweise recht zutreffenden Bemerkungen in seinem Werke „Six months in Persia“ (I, 175): „Vielleicht ist es besser, zu erklären, was eine persische Kewir ist. Sie ist das Resultat der Nacktheit der persischen Gebirge und des Salzgehaltes des persischen

Flachlandes. Die Gebirge, die nicht mit Bäumen, Sträuchern und Gras bewachsen sind, mußten seit Jahrhunderten unter dem Einflusse der Sonne, der Winde und des Regens verwittern; die zerstörten Felsen ziehen sich in langen, sanften Abhängen nach der Ebene hinunter, während auf der andern Seite ebensolange und sanftgeneigte Halden nach den Hügeln hinaufführen. Ein solcher Abhang kann oft 20 englische Meilen breit sein. Die Regen- und Schneemengen des Winters, die in Gestalt großer und kleiner Ströme aus den Bergen herabfließen, verlieren sich in diesen Schuttabhängen, treten aber in den niedrigsten Theilen der Ebene wieder zutage, wenn auch in einer ganz anderen Form. Das Wasser ist mit Salz gesättigt und quillt in glitzernden, weißen Körnchen aus dem Boden. So muß eine Kewir immer die Entwässerungslinien des Flachlandes begleiten, und wenn die Ebene groß ist, so kann man die Kewir sich, einem weißen Streifen vergleichbar, nach der Richtung hinziehen sehen, in der die Ebene sich abdacht, bis sowohl diese wie die Kewir am Horizont verschwinden. Im übrigen wechselt die Wassermenge in einer Kewir je nach ihrer Lage und der Jahreszeit, so daß man entweder nur eine Salzausblüfung auf tragfähigem, starkem Ton oder aber einen Salzmorast finden kann, in dem das Lastthier tief einsinkt, wenn es einmal vom Pfade abweicht. . . . Der allgemeine Eindruck der Kewir ist der allergrößter Nacktheit, die weder durch einen Stein, noch durch einen Grassalm unterbrochen wird. Man sagt, daß der kleinste Gegenstand in sehr vergrößertem Umfang hervortrete; ein Lehmklumpen auf der Oberfläche des Bodens sieht aus wie ein Hügel.“

Auf seinem Wege von Kirman nach Tezd ging Stack über Kuh-benan, Marco Polos Cobinan, nach Bask. Es sei noch nebenher erwähnt, daß seine Karte einen direkten Weg von Kuh-benan nach Baghabad (Baabad) kennt. Bei der Abreise von Bask nach Nordwesten heißt es a. a. O., I, 245: „Mit Lebensmitteln auf zwei Tage versehen, zogen wir nach Khan-i-Banj über 2 Meilen Flugland, wo der Weg durch Steinhäufen bezeichnet ist; dann auf hartem Tonboden und darauf in die Kewir hinein. Diese Kewir kommt den ganzen

Weg von Barand (Serend) aus herunter. . . . Wir fanden sie 6 Meilen breit und als eine vollkommen ebene Fläche aus mit Salz vermengtem Ton. . . . In der Mitte ist ein Salzfluß, den wir in einer mit Steinen belegten Furt überschritten. Jenseits der Kewir wird das Flachland hart und steinig und steigt nach Khan-i-Banj hinauf.“

Genau denselben Weg hatte im Jahre 1849 Abbott in der entgegengesetzten Richtung zurückgelegt. Er beschreibt ihn ganz ebenso (*Journal of the Royal Geogr. Soc.*, XXV [1855], S. 23): „Gleich nachdem wir Rhaneh Punj verlassen hatten, kamen wir in eine völlig sterile Gegend, die sich bald in salzige Kewir auflöste; nach weiteren 7 Meilen überschritten wir das beinahe trockne Bett eines ungemein salzigen kleinen Stromes, der durch diese Ebene fließt. In der Nähe von Bast zogen wir durch eine sandreiche Landschaft.“ Abbott fand das Bett Mitte Dezember beinahe trocken; Stack fand es Ende April wasserführend. Januar, Februar und März ist die eigentliche Regenzeit.

Einer der Leute Stacks hatte einmal mit zwei jungen Persern und einigen zuverlässigen Männern von Dschandak aus die große Kewir nach Norden durchquert. Stack teilt (a. a. O., II, 11) ihren Bericht in folgenden Worten mit: „In Dschandak kauften sie Kamele und verschafften sich einen Führer, der sie einen Farsach weit nach einem Abambar (entschieden der Haus-i-Hadschi-Kamasan) führte, wo sie ihre Tiere tränkten, ihre Schläuche füllten und in die Kewir hineingingen. Der Führer entlief ihnen bei der ersten Gelegenheit und ging wieder heim. Sie hatten ihren Marsch am Nachmittag angetreten; am nächsten Morgen erhob sich die Sonne aus der Kewir, sie wanderten den ganzen Tag und sahen die Sonne in der Kewir untergehen, und erst um die Mittagszeit des dritten Tages langten sie in Husseinan an. Die Breite dieser Kewir beträgt, wie sie sagen, 21 Farsach. Sie beschreiben die Wüste als regelrechte Kewir, die in Blasen aufgeschwollen ist, überall Löcher hat und außerhalb des ausgetretenen Pfades gefährlich zu betreten ist. . . . Auf dieser Reise durch die Kewir ist, wie mir mein Gewährsmann erzählte, die ganze Gesellschaft nahe daran gewesen, vor Durst umzukommen, und

sein Pferd ist tot unter ihm zusammengebrochen. Einer der jungen Männer starb in Demgan an den Folgen der Angst und der Leiden, die er ausgestanden hatte. Eine andere Geschichte aus der Kewir sei auch angeführt. Eine Karawane durchquerte diese Wüste im Winter; es trat Schneewetter ein; sie verlor den Weg und lagerte, um zu warten, bis der Himmel wieder klar sein würde; alle erfroren."

Im Winter 1880—81 reiste General A. Gasteiger Khan im Auftrage des Schahs von Teheran nach Bampur, Dschalk und Maschfid, aber seine Reise vermehrt unsere geographischen Kenntnisse nicht. Er bestätigt in seinem Bericht „Von Teheran nach Beludschistan“ (S. 102 fg.) die Angabe, daß bei Bampur Sanddünen seien, und behauptet, daß der Bampurfluß das ganze Jahr hindurch die gleiche Wassermenge habe; 7 (österreichische?) Meilen unterhalb der Stadt verschwinde er als echter Steppenfluß spurlos in der Erde. Maschfid in Belutschistan nennt er einen letzten Ausläufer der Kultur und des Lebens; von hier an beginne die trostloseste Sandsteppe.

Während seiner Reise durch Ostpersien in den Jahren 1882 und 1883 durchquerte Oberst C. E. Stewart einen Teil der Lut, der im Norden meiner Route zwischen Naibend und Neh liegt. Aus seiner Beschreibung erhält man den Eindruck, daß mit diesem Teile der Wüste nicht zu scherzen ist. Er erinnert daran, daß Sir Frederic Goldsmids Mission nach Seistan durch einen Teil der südlichen Lut ging, der weniger unwirtlich ist als die Gegend, die Chanikoff durchzog und über die ich schon berichtet habe.

Stewart verließ, wie er in den „Proceedings of the R. Geogr. Society“, VII (1886), S. 137 fg. berichtet, Birdschan am 25. Mai 1882, also in einer Jahreszeit, die zu einer Wüstenreise schon zu weit vorgeschritten war. Er spricht auch von der entsetzlichen Hitze und dem Wüstenwinde, der so heiß gewesen, als ob er direkt aus einem überheizten Ofen gekommen sei. Er begab sich über Chusf nach Chur, das nach der Wüste hin der letzte bewohnte Ort ist, und sagt, daß er gerade diesen Ausgangspunkt gewählt habe, weil die Wüste hier schmaler sei als auf Chanikoffs Linie. Die Führer versicherten, daß

es nicht nötig sei, Wasser mitzunehmen, denn auf den ersten 80 englischen Meilen gebe es an zwei Stellen Wasser. Es stellte sich indessen heraus, daß seine Führer die Wüstenwege gar nicht kannten, und schließlich geriet die Karawane in eine sehr schlimme Lage; es war unmöglich, weiterzuziehen, und ebenso unmöglich, wieder umzukehren. Als Stewart an das Flußbett Schand=Mi=Niza gelangte, wo man durch Graben mit Leichtigkeit süßes Wasser erhalten konnte, befand sich die Karawane in so erschöpftem Zustand, daß „wenige unserer Gesellschaft, wenn überhaupt jemand, Aussicht gehabt hätten, mit dem Leben davonzukommen, wenn wir nicht dieses Wasser gefunden hätten“. Zwischen Tscharabs und Tasdun durchquerte Stewart auch die Salzwüste, die im Osten von Kain an der Grenze von Afghanistan liegt und die, wie ich glaube, Marco Polo auf dem Wege von Tun=O=Kain nach Sapurgan durchzogen hat. In ihrer tiefsten Einsenkung liegt ein Nemekfar oder Salzsee namens Dat=i=Schurschab.

Im Jahre 1887 durchquerte Leutnant R. E. Galindo den westlichen Teil der großen Kewir zwischen Chur und Demgan. Leider habe ich keine Beschreibung dieser Reise oder eine Karte darüber erhalten können, aber Lord Curzon gibt im 2. Bande, S. 249 seines Werkes über Persien folgenden Auszug aus dem Berichte Galindos: „Völlig ebener Boden, zuerst hauptsächlich schwarzer Schlamm mit isolierten Flecken weißen Salzes und schleimigen Pfuhlen mit grünem Wasser. Allmählich nimmt das Salz zu, bis es eine harte, beinahe ununterbrochene weiße Rinde bildet, auf der noch immer die grünen Pfuhle stehen; diese Pfuhle haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wasserlachen, die das Meer bei der Ebbe an einer felsigen Küste in kleinen Bodenmulden zurückläßt. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß dieser ganze, etwa 26 englische Meilen lange Weg durch Kamelleichen bezeichnet wird.“

An andern Stellen gab es nur wenig oder gar keine Salzausblühungen, aber „es sah aus, als ob sehr flüssiger, schwarzer Schlamm plötzlich haltgemacht habe und gerade in dem Augenblick erstarrt sei, als er sich im Zustand heftigen Brodelns oder Gärens

befand. Der Boden ist mit dichten Narben bedeckt und von runden Löchern durchsetzt, die 8—12 Zoll Durchmesser haben und im allgemeinen ebenso tief sind, obwohl einige 2—3 Fuß in den Boden hinuntergehen. Zwischen ihnen befinden sich runde Höcker oder Wülste aus Schlamm, von denen einige kompakt, andere aber nur Erdblasen und Erdbeulen sind, deren dünne Rinde eine tüdtsche Grube bedeckt. Das Pferd muß langsam und vorsichtig von Wulst zu Wulst gehen, um nicht lahm zu werden. Auf beiden Seiten des ausgetretenen Pfades ist der Boden natürlich einfach unpassierbar“.

Diese Beschreibung gibt ein sehr deutliches Bild und hat für gewisse Gürtel jeder Kewir in Persien Geltung. Leider kann ich nicht feststellen, wo Galindo gereist ist. Nach Lord Curzon soll es von Chur nach Demgan gewesen sein, wahrscheinlich jedoch auf einem Umweg. Denn auf der direkten Strecke zwischen Chur und Turut ist die Kewir 70 englische Meilen breit, nicht 26, wie Galindo anführt. Und in der großen Kewir reist man nie mit Pferden.

Leutnant Galindo hat auch zweimal, 1887 und 1888, die große Lutwüste durchquert, das eine Mal in 6 und das zweite Mal in 5 Tagen, und zwar in einer Gegend, wo man auf 120 englische Meilen keinen Tropfen Wasser findet. Lord Curzon gibt a. a. O. (II, 252) aus dem Reisebericht folgenden klaren, erschöpfenden Auszug: „Er (Galindo) konnte nicht umhin, auf die außerordentliche Ähnlichkeit aufmerksam zu werden, die die vom Winde getriebenen Sanddünen mit einem vom Sturm aufgewühlten Meere hatten. Diese Sanddünen wechseln mit sandfreien, aus schwarzem Grus bestehenden Flächen und mit einer Erscheinung ab, die noch nicht beschrieben worden ist. Es ist eine Gegend mit seltsamen, würfelförmig ausgemeißelten Tonklöben, von denen die Eingeborenen glauben, daß es Ruinen einer alten Stadt seien, die sie Schahr=i=lut nennen, die aber in Wirklichkeit aus natürlichen harten Tonbildungen bestehen, die der heftige Nordwestwind in eigentümlichen, an Mauern und Türme erinnernden Formen ausgeschnitten und ausgehöhlt hat! Leutnant Galindo fand unter dem Sand überall einen Untergrund aus hartem Salz, das



175. Ein verfallenes Tor. (S. 71.)



176. Tor in der Stadtmauer. (S. 71.)



177. Opfer des Photographen. (S. 71.)

8—9 Zoll unter der Oberfläche lag und folglich die salzige Eigenschaft der Wüste beweist, und er sah auch hin und wieder Streifen echter Kewir. Ihr Grund war in unregelmäßigen Polygonen gezeichnet, mit trennenden Rücken kompakten Salzes oder auch bestreut mit harten, runden, weißen Blasen dieses Materials, die einer Menge zur Hälfte begrabener Staßencier glichen, oder auch wohl mit einer Art Haut aus sehr feinen Salztacheln bedeckt, die wie dünne, lange Nadeln aus dem Boden heraussachen, aber so stark wie Stahlspitzen waren. Der schlimmste Teil dieser Wüste ist ihre Südostecke zwischen Neh und Bam, die eine der unheimlichsten Gegenden auf der ganzen Erde ist. Hier hat der vorherrschende Nordwestwind den Sand zusammengeweht und daraus große Dünen und Hügel aufgebaut, die ihre Gestalt und Lage beständig verändern. Eine brennend heiße Sonne erhitzt den Boden und macht ihn so heiß wie glühendes Metall; beinahe immer weht der ‚Bad-i-sam‘, der Samum, der von dem Hinfahren über Hunderte von Meilen glutheiße Wüste so trocken geworden ist, daß sein Hauch, wenn er Menschen und Tiere überrascht, ihnen in einem Augenblick jedes Atom Feuchtigkeit aus dem Körper saugt und sie als verschrumpfte geschwärzte Mumien zurückläßt.“

In diesem Auszug erkennen wir einen Charakterzug einer wirklichen persischen Wüste wieder. Er zeigt uns auch, daß die große Lut Streifen echter Kewir, Grusflächen und Tonfelder enthält, in die der Wind tiefe Furchen und Rinnen eingeschnitten hat. Es ist dieselbe Erscheinung, die ich aus der Lopwüste beschrieben habe und die später auch von Stein und Huntington studiert worden ist.

Die große Lut ist, soviel ich weiß, nur von drei Reisenden durchquert worden: hoch oben im Norden von Chanikoffs Expedition, südlich davon von Galindo, und ganz im Süden von Goldsmids Expedition auf der Linie, auf der jetzt der Telegraph Seistan mit Kirman verbindet. Zwischen den beiden letztgenannten Routen liegt die größte Fläche unbekannten Landes, die es noch in Persien gibt; es sind gegen 30000 Quadratkilometer. Die zweitgrößte Fläche ist der westliche Teil der großen Kewir mit ungefähr 25000, die dritte ist der

östliche Teil mit etwa 22000 Quadratkilometern. In diesen drei Gebieten gibt es keine Straßen; weder Eingeborene, noch Europäer sind je dort gewesen.

Auf der schon erwähnten Karte von Persien, die die Survey of India im Jahre 1897 herausgegeben hat, ist ein Wüstenweg zwischen Neh und Chabis angegeben. Ich vermute, daß dieser Weg derjenige ist, den Leutnant Galindo kennengelernt hat und den Lord Curzon beschreibt. Nach der Karte ist dieser Weg 180 englische Meilen (300 Kilometer) lang, da er vom Gudar-i-barut an im rechten Winkel umbiegt. Rechnet man nur die wasserlose Strecke von Deh-i-salm über Gudar-i-barut nach dem ersten Wasserlaufe aus dem Kirmangebirge, so bleibt eine Länge von 120 englischen Meilen oder 200 Kilometern. Diese Straße ist indessen nicht die einzige, die Neh mit Chabis verbindet. Denn während meines Aufenthalts in Neh erhielt ich Angaben über eine andere Straße, die jene nur an einem einzigen Punkte, in Deh-i-salm, berührt, sonst aber südlich von ihr liegt.

Von den 51 Farsach dieser Straße führen nur 5 durch Kewir, und da gerade der Kewirboden, wenn es regnet, für die Karawanen so mörderisch ist, scheint mir dieser Weg von Neh nach Chabis nicht zu den schlimmsten persischen Wüstenstraßen zu gehören. Die einzige Schwierigkeit, um die es sich hier handeln kann, ist die Frage des Wassertransports.

Diese Straße ist 283 Kilometer lang. Die Perser rechnen sie zu 51 Farsach, demnach wäre ein Farsach hier gleich 5,5 Kilometer. Die Straße der englischen Karte ist, wie schon gesagt, 180 englische Meilen lang, macht aber einen Bogen nach Norden nach dem Gudar-i-barut, der 6 Farsach von Gudschar entfernt liegt. Zu diesem Bogen ist man nach starken Regengüssen gezwungen, da diese das Erdreich um Bagh-i-assad herum in Morast verwandeln, in welchem die Kamel e einsinken.

Die direkte Straße nach Chabis geht gerade über die Nemekfar, die auf den Karten als Sumpf oder See angegeben ist. Hierüber erhielt ich in Neh folgende Auskunft. Da, wo der Weg über Kewir=

boden führt, ist die Salzwüste nur ein paar Farsach breit, dagegen erstreckt sie sich als ein unendlich langer, schmaler Streifen nach Südosten, indem sie getreulich dem Südwestrande des ganzen Lutbeckens folgt. Von einem See hatte man dort niemals gehört. Von Bagh-i-assad konnte man den Schur-rud, soweit der Blick reicht, sich fortsetzen sehen, ohne daß auch nur die Spur eines Sees zu beobachten gewesen wäre. Die Nemekfar ist während der trocknen Jahreszeit eine vollkommen trockne, harte Salzkruste, die nur in der Regenzeit je nach der Mächtigkeit des Zuflusses von Wasser überflutet wird.

Karawanenverkehr findet nur in der kalten Jahreszeit, vom Anfang des Winters bis zum „Norus“ (Neujahr) statt, also vier Monate lang. Im Sommer reist man niemals durch die Wüste, weil es dann zu heiß und daher auch zu schwierig ist, das nötige Wasser mitzunehmen. In den tieferen Teilen der Wüste würde die Hitze für die Kamele verderblich sein. Im Sommer wird der Kewirboden steinhart und an der Oberfläche ganz trocken. Er springt auf und bildet Schollen und Wülste, die nach dem nächsten Winterregen wieder weich werden und sich zu der alten, gleichmäßig ebenen Lage ausziehen, eine Prozedur, die sich alljährlich wiederholt.

Die Bäche, die Chabis und die unterhalb dieser Stadt liegenden Dörfer bewässern, sollen sich in eine Menge Veriefelungskanäle teilen, deren Überschuß selten oder nie nach der Nemekfar gelangt. Es dürfte jedoch möglich sein, daß nach besonders starken Niederschlägen eine Sturzflut doch die tiefste Depression der Lut erreicht.

Im allgemeinen scheint sich dieses außerordentlich scharf begrenzte Becken, das die Gestalt einer dreieckigen Schale hat, in einem Stadium viel weniger weit fortgeschrittener Entwicklung zu befinden als die große Kewir. Jedenfalls ist es weniger mit Kewirton ausgefüllt. Nur der langgestreckte Streifen an seinem Südwestrande, der den Namen Nemekfar trägt, ist eben. Er ist teils mit Kewirton, teils mit reinem Salz ausgefüllt. Hier beträgt die Höhe ungefähr 1000 Fuß über dem Meerespiegel, während das am Wüstenrande gelegene Chabis schon 1800 Fuß hoch liegt und die Pässe in den Rand-

gebirgen, nach der englischen Karte, bis zu 9650 Fuß ansteigen. Nach Osten hin hebt sich der Boden des Beckens von der tiefsten Einlenkung viel langsamer aufwärts. Nach Norden und Südosten ist die Steigung ebenfalls ganz langsam.

In der großen Kewir finden wir eine ganz andere Bodengestaltung. Dort ist die Ausfüllung so weit vorgeschritten, daß die Oberfläche so gut wie völlig eben ist oder jedenfalls nur ganz geringe Höhenunterschiede besitzt. Diesem Ende schreitet auch die Lutwüste entgegen. Aus allen umliegenden Gebirgen wird während der Regenzeit Ton-schlamm und Salz dorthin geschwemmt, also gerade das Material, das mit der Zeit die Kewir bildet.

Einen sehr wichtigen und erschöpfenden Beitrag zu unserer Kenntnis der großen Kewir verdanken wir Leutnant H. B. Vaughan, der auf seinen verschiedenen Reisen in den Jahren 1888—1891 ihre westlichen Teile durchquerte und die Wüste überall umwanderte, zum Teil wiederholt. Er hat also besser als irgendein anderer Gelegenheit gehabt, die Grenzen des Wüstenbeckens festzustellen. Seine Ansichten über ihre Entstehung und seine Erklärung mehrerer ihrer charakteristischen Erscheinungen stimmen auch völlig mit den Beobachtungen überein, die ich auf meiner Reise machte. Da ich andern Straßen folgen konnte als Vaughan und auch die Wüste auf zwei Linien durchquert habe, ergänzen unsere Beobachtungen einander.

Aus Vaughans Route im Jahre 1888 zwischen Anarek und Semnan erkennt man einige Namen wieder, die ich bereits angeführt habe. So Ruh-i-dom, Chasima-Bulazun, Chah Schur, Ruh Tulha, Siab-Ruh, Chah Meshmus und Ruh-i-Gugird. Vaughan umging den Ruh-i-dom im Süden und Westen, ich im Norden. Unsere Wege kreuzen sich zwischen dem Siab-Ruh und dem Ruh-i-tallhä. Im Süden des Ruh-i-tallhä überschritt Vaughan einen Fluß, dessen Breite während der Hochwasserzeit er auf 150 englische Ellen bei 6 Fuß Tiefe schätzte; er selbst fand, daß der Fluß einen Querschnitt von nur 8 Quadratfuß hatte.

Von der Kewir sagt er in den „Proceedings of the R. Geogr. Society“, XII (1890), S. 577 fg.: „Der große Salzsumpf, der an einer

tiefen Stelle mitten in der großen Wüste liegt, ist ein Becken, nach welchem hin ein ungeheures Landgebiet entwässert wird. Alle Flüsse, die dorthin strömen, sind mehr oder weniger salzhaltig und führen alljährlich eine große Menge Wasser mit. Die starke Hitze in der Wüste während der Sommermonate verursacht schnelle Verdunstung, und die Folge ist, daß die Salzmenge im Verhältnis zur Wassermenge beständig zunimmt, bis schließlich der Boden mit einer Salzkruste bedeckt ist. Die Perser sagen, daß vor langen Jahren über die ganze Depression, in der ich mich jetzt befinde, ein Meer seine Wogen gerollt habe und daß man dieses Meer mit Schiffen befahren habe, die von Semnan nach Kaschan zu segeln pflegten.“

Von Turut reiste Vaughan nach Amel-ahijā (Vaughan schreibt: Abul Haiyea) und sagt über den Fluß Kal-mura im nordöstlichen Teile der Wüste: „Seine Ufer sind dicht mit grünen Sträuchern bewachsen . . . nach Süden hin strömt der Fluß in die Wüste hinein, seinem unbekannten Ziele entgegen, und sein Lauf wird noch in der Ferne durch grüne Sträucher bezeichnet. Ungefähr 40—50 englische Meilen von hier soll er sich in einen großen See ergießen.“

Die Eingeborenen versicherten, daß man, wenn die Sonne zur Winterszeit im Südwesten untergehe, den Seespiegel meilenweit glikern sehe. „Kamelhirten, die ihre Kamele verloren, sollen auf der Suche nach ihren Tieren dem Laufe des Flusses gefolgt sein und gefunden haben, daß er in einem Salzsee endete, dessen anderes Ufer sie nicht sehen konnten.“

Über die Ausdehnung der Kewir schreibt Vaughan: „Meine Überzeugung ist, daß die Kewir sich ohne Unterbrechung vom 52° 45' bis 57° östlicher Länge erstreckt und daß ihr Bett in ungefähr 54° 15' schwach erhöht ist und dort eine trockenere Gegend bildet, über die die Straße von Tezd nach Demgan führt. Ich glaube, daß die Wüste aus zwei großen Depressionen besteht, eine unmittelbar im Süden und am Fuße des Gugirdgebirges, die andere in der Gegend des Punktes, wo sich die Flüsse Kal-mura und Kal-lada vereinigen, und ich glaube auch, daß diese beiden Depressionen während der Regenzeit ohne Zweifel ausgedehnte Wasserflächen enthalten.“

Auf seiner zweiten Reise in Persien in den Jahren 1890—91 konnte Vaughan seine Kenntniss der großen Wüste noch mehr erweitern und seine früheren Karten verbessern und vervollständigen. (S. *Geographical Journal*, VII [1896], S. 24 fg. und S. 163 fg.) Von Linga an der Küste ging er nordwärts und durchquerte mehrere kleinere Wüsten, ehe er Dschandak erreichte. Über das Holzportal der Festung von Dschandak erhielt er die phantastische Auskunft, daß man es aus dem Brack eines Schiffes verfertigt habe, das auf dem vorgeschichtlichen Dariya-i-Saweh gesegelt sei, dem Binnenmeere, das der Überlieferung nach das ganze Kewirbecken ausgefüllt hat. Von Dschandak begab er sich nach Kaschan, „um die südliche Grenze der Salzwüste festzustellen“. Dies gelang ihm freilich nicht, da er sich während der ganzen drei Tagereisen südlich von Dschandak und auch vom Ruh-i-dom hielt. Ich habe auch bereits nachgewiesen, daß sich die Südgrenze der Salzwüste weit im Norden des Ruh-i-dom und der übrigen Bergketten, die zu demselben System gehören, hinzieht. Seinen Umweg machte er, um „den ungeheueren Sandhügeln, die den südlichen Rand der Wüste an vielen Stellen begleiten“, auszuweichen.

„Rechts lag in weiter Ferne Rig-i-Sin, der Sand der Geister, der sich weit in die Wüste hinein erstreckt und bis an ihre andere Seite reichen soll. Die Eingeborenen haben vor der Sandwüste große Angst und wollen unter keiner Bedingung in ihr schlafen, weil es dort, wie sie sagen, spuke.“

Auch Vaughan hörte von wilden Kamelen erzählen, deren Farbe weiß sei und die man dort zu jagen pflege; aber seit sieben Jahren hatte man sie nicht mehr gesehen und man nahm daher an, daß sie ausgestorben seien. Sie sollten von entlaufenen zahmen Kamelen abstammen.

Drei Tagereisen hinter Dschandak gelangte Vaughan in eine Sandwüste namens Rig-i-Chichagun mit 300 Fuß hohen Dünen und üppigem Tamariskenbestand.

In Gesellschaft des Hauptmanns Burton besuchte Vaughan später Chur. Die beiden Reisenden kamen zur Überzeugung, daß die im

Osten von Chur liegende Kewir nach Süden entwässert wird. Ihre Bestimmungen der Meereshöhen veranlaßten sie zu dieser Annahme, die ich später wenigstens hinsichtlich der großen Kewirbucht im Westen von Tschamedschi bestätigen konnte. Vaughan drückt sich hier nicht ganz klar aus; er sagt nachher über die Kewir von Tebbes, daß sie seiner Ansicht nach von der großen Kewir abgeschnitten sei, da das Wasser nordwärts in die letztere ströme. Dies ist auch auf seiner Karte mit einem Pfeil angegeben.

Von Chur reisten Vaughan und Burton im Januar 1891 auf ungefähr demselben Wege wie Sir Charles Macgregor nach Tebbes. Sie querten die große Bucht und konnten daher nicht feststellen, wie weit sie sich südwärts erstreckt, „weil die Sanddünen nach dieser Seite hin die Aussicht versperrten“. Hier war die Kewir sehr uneben, einem morastigen Wege voller Fußtapfen und Löchern, die plötzlich erstarrt waren, vergleichbar; aber an einigen Stellen war sie auch feucht. Regen und Schnee gab es in diesem Winter in ziemlich großen Mengen. Die Höhe betrug 2130 Fuß.

Über das Dorf Halwan in 2600 Fuß Höhe sagt Vaughan, daß seine 100 Häuser sich einer Überflutung durch Flugsanddünen nur mittelst hoher Mauern erwehren könnten. Der Sandgürtel sei etwa $3\frac{1}{2}$ englische Meilen breit und gehe in Kewir über. Im Süden dehne er sich mehrere Meilen südwärts vom Tschamedschi aus.

Bei Halwan fand Vaughan die Trümmer einer alten Stadt gleichen Namens, die zur Zeit Zoroasters eine blühende Stadt gewesen sein soll. Da die Ruinen jetzt unter Sanddünen liegen, glaubt Vaughan, daß letztere Neubildungen seien und der Sand von den trocknen Flächen der Wüste durch den Wind dorthin getragen worden sei. Er macht hier dieselbe Beobachtung, die mich 15 Jahre später überraschte: „Der ganze Nordrand dieser Wüste ist absolut frei von Sanddünen; mit dem Westrand verhält es sich ebenso, bis auf die Nachbarschaft des Tschaschur und des Kuh-i-tallhä, während es am westlichen, südwestlichen und teilweise auch am Südrande ungeheure Sandanhäufungen gibt.“ Wie sich Vaughan die Dünergürtel des Westrandes denkt, ist mir nicht ganz klar.

Baughan betont, daß die Ostseiten der Dünen steil sind, die westlichen aber langsam abfallen. „Daher bin ich davon überzeugt, daß diese Dünen durch die westlichen und nordwestlichen Winde, die hier vorherrschen, entstanden sind und daß ihre Gestalt durch die Oberfläche des Bodens und durch Wasserfluten modifiziert worden ist, die nach starken Regenfällen aus dem Gebirge herabströmen und den Dünen das Aussehen von Sandbänken geben, die längst verschwundene Flüsse aufgeworfen haben. Bei windigem Wetter kann man es von den Dünenkämmen wie Rauch aufsteigen sehen, da dann eine dichte Sandwolke fortgeweht wird.“

Seine Ansicht über den Einfluß des Regenwassers auf die Gestalt der Dünen ist natürlich unrichtig. Um so größeren Wert aber hat die Mitteilung, daß es am Nordrande der Kewir keine Sandanhäufungen gibt.

Von Dasgirdun geht es am Wüstenrande entlang nach Turut, jetzt westlich vom Berg Kuh-Yaf-ab, an dessen Ostseite Baughan auf seiner früheren Reise hingezogen war. Er überschritt auch jetzt wieder den Kal-mura und teilt über den rätselhaften See, in den der Fluß auf vielen Karten (z. B. Blatt 61 in Stieler's Handatlas) mündet, folgendes mit. In Begleitung Hauptmann Burtons bestieg er einen Hügel, und sie sahen beide durch das Fernglas einen See, dessen Spiegel viele Quadratmeilen groß war, „und konnten die Wellen sehen, die der Wind erregte. Am nächsten Morgen war aber keine Spur davon mehr zu sehen, und ich kann nur annehmen, daß es eine Luftspiegelung gewesen ist.“

Baughan fand den Kal-mura mit Wasser gefüllt, das mit großer Schnelligkeit in die Salzwüste strömte. Der Übergang über den Fluß war ziemlich schwierig. Hinter Turut wurden Husen-Nun und Paistun passiert, d. h. die Orte Husseinan und Bejestan.

Dann folgt eine Beschreibung des Darja-i-nemef, „eine solide Salzscholle von wechselnder, aber stellenweise ohne Zweifel ungeheurer Dicke. Ihr Areal wird auf 440 englische Quadratmeilen geschätzt, und ihre absolute Höhe beträgt 2700 Fuß, so daß ihre Oberfläche



178. Palmengruppen in meinem Garten. (S. 71.)



179. Am Rande der Stadt. (S. 71.)



180. Dorf Sahanuntſch. (S. 81.)



181. Lager Nr. 41. (S. 81.)

höher liegt als die zentrale Wüste.“ Vaughan glaubt nicht, daß der Darja=i-nemek nach der Kewir hin Abfluß hat, wenn nicht sein Becken bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt ist, worauf ein kleiner, seichter und nur einige Fuß breiter Bach nach Osten weiterströmt. An der Stelle, wo Vaughan mit C. C. Biddulph den Darja=i-nemek überschritt, betrug die Breite 25 englische Meilen. An seiner Südseite liegt ein Flugandgürtel, der sich bis in die Nähe von Kaschan und ostwärts bis an den Kuh=Jaf=ab erstreckt.

Schließlich faßt Vaughan seine Beobachtungen über die „Descht=i-kewir“, den Namen, den er als den bei den Persern gebräuchlichsten ansieht, zusammen. Ihre Grenzen gibt er jetzt zwischen dem 51. und 57. Grade östlicher Länge und 33° 30' bis 35° 30' nördlicher Breite an. Ihre größte Länge von Westen nach Osten beträgt, seiner Aussage nach, 360 englische Meilen, ihre größte Breite 150 Meilen. Ihr westlicher Teil ist durch eine Kette getrennt, zu der die Bergstöcke Siah=kuh, Kuh=i-Tallhä und Kuh=i-sefid=ab gehören.

Die Wüste selbst ist eine Depression, der alle Flüsse des umliegenden Landes zufließen, ob sie versiegen oder Seen und Sümpfe bilden. Ihre niedrigste Höhe schätzt er auf 2000 Fuß; ich stellte sie auf 2247 Fuß (685 Meter) fest. Der größere Teil der Wüste besteht aus Kewir, aus Sandboden, der stark mit Salz imprägniert ist, das sich durch Verdunstung des einstmals die Depression bedeckenden Wassers gebildet hat. Der Morast verwandelt sich nach starken Regenfällen in einen Sumpf, der sehr gefährlich zu passieren ist. Die Salzschohlen brechen während der trocknen Jahreszeit auseinander und richten sich zu 1—2 Fuß hohen Rücken auf. In andern Gegenden ist die Salzkruste so dick, daß sie selbst dann unverändert bleibt, wenn in der Regenzeit das Wasser 2 Fuß hoch auf ihr steht. Dies bezieht sich auf den sogenannten Darja=i-nemek, den man angeblich betreten kann, wenn er auch unter Wasser steht.

Vaughan betont die Hypothesen und Sagen von einem früheren Meere, das die persischen Wüsten bedeckte, und sagt, daß er 200 Fuß hoch über der jetzigen Kewir Muscheln gefunden habe. Die alten

Geschichtschreiber sagen nichts von einem See, aber Sir Frederic Goldsmid nimmt an, daß die Wassermenge der persischen Flüsse jetzt bedeutend geringer sei als in früheren Zeiten; ihre Wassermenge reicht nicht mehr zum Ausfüllen der Depression. Nur in gewissen Teilen der Kewir bilden sich während der Regenzeit Seen, die mit einigen wenigen Ausnahmen im Sommer wieder verschwinden. Die Wüste besitzt nicht eine einzige Depression in ihrer Mitte, sondern mehrere voneinander getrennte Becken, von denen eines dasjenige ist, in welches der Kalmura mündet, um dort einen Sumpfsee zu bilden. Ferner glaubt Vaughan an das Vorhandensein solcher Salzümpfe im Süden des Kuh=i-gugird und mitten im Rig=i-bšchin, wo er im September 1890 einen großen Wasserspiegel sah. Vaughan hat gefunden, daß der Kuh=i-gugird, der in der Nähe des Siah=kuh beginnt, sich durch die ganze Wüste bis Housseinan fortsetzt, und so wird diese lange Hügelkette auch auf seiner Karte dargestellt. Dieser Landrücken begrenzt also das südlich von Semnan liegende Kewirbecken ebenso im Süden, wie niedrige Bergreihen das Kewirbecken südlich von Gusche begrenzen, wohin ich im Jahr 1890 eine Exkursion unternahm.

Im Mai 1891 zog Vaughan am Sende=rud, dem Flusse von Isfahan, entlang nach dem Salzsee hinunter, in den sich dieser Fluß ergießt und der infolge seiner vorzüglichen Weideplätze Gaw=chanch, „der Kuhplaz“, heißt. Er sagt, daß der See von Osten nach Westen 25, von Norden nach Süden 20—30 englische Meilen lang sei. Drei Uferlinien sind sichtbar, eine in 8, die zweite in 6 und die dritte in 1 Fuß Höhe. Zwischen der letztern und der jetzigen Wasserlinie ist ein 30 Fuß breiter Gürtel weichen, tückischen Schlammes. Der See ist sehr leicht, und sein Wasser außerordentlich salzig. Sein südlicher Teil soll im Sommer austrocknen, wobei große Salzflächen zutage treten. Der nördliche Teil soll stets Wasser enthalten. Vaughan macht ganz richtig darauf aufmerksam, daß man in diesem See eines der Zwischenstadien wiederfinde, die die große Kewir durchlaufen hat.

Während meines Aufenthalts in Turut zog ich Erkundigungen über den Weg ein, den ich im Osten der großen Kewir hätte einschlagen

müssen, falls ich durch Regen verhindert gewesen wäre, durch die Salzwüste nach Chur zu gehen. Ich teile sie hier um so lieber mit, als die meisten der mir angegebenen Namen auf Vaughans Karten im „Geographical Journal“ fehlen, woraus sich möglicherweise schließen läßt, daß mehrere Straßen am Wüstenrande entlanglaufen und einander nur bei gewissen Quellen berühren. Avel=ahijá ist mit Vaughans Abul Haiyea identisch, Gudar=i-dobor mit seiner Chahma Dubor und Destgerdun mit seinem Dasgirdun.

Die 20 Punkte, die berührt werden, sind von Turut an folgende: Malhä, ein Ort mit Kamelweide; Derwas, eine Salzwasserquelle mit Weideplaz; Bunab, eine salzige Quelle; Madschera, ein aus drei Häusern bestehendes Dorf mit einer süßen Quelle; Avel=ahijá, eine Süßwasserquelle mit Weide; Germ-ab, ein süßer Brunnen mit Weideland; Sittel, Brunnen mit süßem Wasser und Weide; Tschahet, süßer Brunnen mit Weideplaz; Gelle-tscheschme, Süßwasserquelle; Tscheschme=i-schuturi, süße Quelle, an der Nomaden lagern; Gudar=i-dobor, Süßwasserbrunnen mit Nomaden vom Bulutschtamm; Keeni, süße Quelle mit Nomadenlagern; Kal=i-saus (sebs), ein im Winter süßes Wasser führender, im Sommer ausgetrockneter Fluß, an dem Nomaden lagern; Tschapufé, ein Süßwasserbrunnen; Kal=i-lader, eine süße Quelle mit Kamel- und Schafweiden; Tschagulli, süße Quelle mit Weideplätzen; Tschai=kebir, ein zehn Häuser umfassendes Dorf mit süßem Wasser; Destgerdun, ein Dorf mit 200 Häusern; Schirgescht, ein aus zehn Häusern bestehendes Dorf; Tschahredeh=i-Tebbes und die Stadt Tebbes selbst.

Diese Straße führt stets am Fuße des Gebirges entlang, wo die Quellen entspringen. Im allgemeinen bleibt sie 4—6 Farsach vom Wüstenrand entfernt, manchmal aber beträgt der Abstand auch nur 2 Farsach. Sie kreuzt keinen Kewirausläufer, sondern hat die Salzwüste stets zur Rechten, wenn man nach Süden geht. Bei Tschapufé hat man im Osten den Kuh=i-jach=ab, den „Berg des Eiswassers“, im Westen den Kuh=sefid, „das weiße Gebirge“, das sehr hoch, im Winter mit Schnee bedeckt und bei klarem Wetter von Turut

aus sichtbar sein soll. In der Nähe von Tebbes hat man auf beiden Seiten Berge; die Kewir=i-Turschis, die weiter östlich liegt, ist ganz von der großen Salzwüste abgeschnitten, die ihrerseits auch verschiedene Namen hat, z. B. Kewir=i-Dschandak und Kewir=i-Halwan. Die Kewir=i-Badschistan auf Baughans Karte ist entschieden nur ein Teil der Kewir=i-Turschis.

Kal=mura ist ein Fluß, der nach Regen Wasser führt und in die Kewir hineinfließt. Vaughan sieht es als wahrscheinlich an, daß dieser Fluß innerhalb der Kewir in einen größern Salzsee münde. Der Kal=i-germab soll ein Fluß sein, der aus dem Kuh=i-buschach im Nordosten kommt und in gewissen Jahren die Karawanenstraße, die Turut mit Tebbes verbindet, im Winter zwei Monate lang sperrt. Mitte Mai trocknet er aus, und er läßt sich auch im Winter durchwaten, wenn es eine Zeitlang nicht geregnet hat. Sein Bett soll an der Stelle, wo jene Straße es kreuzt, 12 Klafter breit sein, und es ist klar, daß während der Regenzeit ansehnliche Wassermassen auf diesem Weg in die Kewir hinabströmen. Vaughan erwähnt keinen Kal=i-germab, wohl aber einen weiter südlich befindlichen Kal=ladu. Nach der Beschreibung, die man mir gemacht hat, sieht es aus, als ob der Kal=mura und der Kal=i-germab identisch oder möglicherweise Deltaarme eines und desselben Flusses seien. Von dem letztern hieß es, daß er 4 Farsach jenseits der Straße in der Wüste verschwinde, ohne auch nur den kleinsten See zu bilden und daß ein solcher nicht einmal dann entstehe, wenn der Fluß hoch angeschwollen sei. In dieser Beziehung erhielt ich also eine andere Auskunft als Vaughan; das Wahrscheinlichere ist wohl, daß das Wasser in regenreichen Jahren seichte, vorübergehende Salzseen bilden kann. Dagegen sagte man mir, daß die Kewir unterhalb der Mündung des Kal=i-germab bis Mitte Juni feucht und schlammig bleibe, nachher aber den Sommer über trocken stehe.

Von Turut führt eine fünf Tagemärsche lange Karawanenstraße nach Schahrud, die einen schmalen Kewirstreifen kreuzt, der den Verkehr niemals hindert, weil er schlimmstenfalls umgangen werden kann.

Ungefähr ebenso weit ist die Entfernung zwischen Turut und Demgan. Auch nach Semnan und Sebsenar gibt es von Turut direkte Straßen.

Schah Nasr-eddin hat über den See Haus-i-sultan einen merkwürdigen Artikel geschrieben, der mit den Worten beginnt (s. „Proceedings of the R. Geogr. Soc.“, X [1888], S. 624): „Der See, der sich zwischen Teheran und Rum gebildet hat, ist der Sawahsee, der in der Geschichte erwähnt wird und der vor 1357 Jahren an dem Tage austrocknete, an welchem der Prophet — Allah segne ihn und seine Nachkommen! — geboren ist.“ Generalkonsul A. Houtum-Schindler hat diesem Aufsatz sehr wertvolle Bemerkungen beigelegt. Der Schah glaubt, daß er sich „aus Wasser, das wie lauter Springbrunnen aus dem Boden der Kemir hervorsprudelt“ gebildet habe. Doch Schindler berichtet, daß im Jahr 1883 ein Teil der Dämme auf dem westlichen Ufer des Kara-tschai unterhalb Pul-i-dellak durch das Hochwasser zerstört worden sei, so daß der Fluß sich nordwärts gewälzt und die Mulde zwischen Haus-i-sultan und Pul-i-dellak ausgefüllt habe. Im Jahre darauf erweiterte sich die Lücke im Damm, und nun ergoß sich noch mehr Wasser in die Depression. So war der See Haus-i-sultan im Jahr 1885 gebildet, und die Reisenden mußten einen westlichen Umweg um den See machen. Ende April 1886 reiste ich auf dieser Straße und schrieb darüber (s. *Genom Persien och Khorasan*, S. 126 fg.): „Unterhalb Haus-i-sultan liegt ein großer See gleichen Namens, dessen Umgebungen den Europäern wenig bekannt sind; es ist jedoch wahrscheinlich, daß sich dieser See durch die Flüsse Kara-su (Kara-tschai) und Rudchaneh-schur gebildet hat, die in den Bergketten im südwestlichen Irak-adschemi entspringen und nach Osten fließen. . . . Unmittelbar unterhalb des Karawansevais Pul-i-dellak strömt der große, breite Fluß Kara-su, ‚das schwarze Wasser‘. Eine größtenteils eingestürzte Brücke führt über ihn. Die eine Hälfte der Brücke steht noch, die andere aber ist ins Wasser gestürzt, weshalb man über den Fluß, der ziemlich reißend, trübe und tief ist, reiten muß.“

Vor 80 Jahren schrieb Morier in seinem Werk „A Journey through Persia etc. (1808, 1809)“, S. 182, über den zwischen

Teheran und Rum gelegenen Ausläufer der Kewir: „In einer Entfernung von 6 englischen Meilen von Pul=i=dellak betraten wir den Sumpf Kaveer, den wir in drei Stunden überschritten bei einer Weglänge von 10 Meilen. Es ist ein Teil der großen Wüste, die sich bis nach Chorassan erstreckt und deren Boden aus einer Mischung von Salz und Erde besteht. Der Weg, den wir benutzten, ist bei Regen oft nicht zu passieren. Während bei unserm Marsch die Pferde bloß bis über die Hufe einsanken, sinken sie bei weniger günstigerem Wetter bis zum Bauch ein.“

Nach E. E. Biddulph in den „Proceedings of the Royal Geographical Society“, XIII (1891), bilden der Kara-tschai und der Rumfluß, der mit dem eben erwähnten Rudchaneh-schur identisch ist, den See Haus=i-sultan. Zwei nördlichere Flüsse, die südostwärts strömen, gehen dagegen in den Darja=i-nemef. Über die Depression, an deren Nordoststrand der Siah-kuh sich erhebt, sagt Biddulph, daß sie in zwei Teile zerfalle, den Darja=i-nemef und den neuen See Haus=i-sultan, der viel kleiner und vom Darja=i-nemef durch einige englische Meilen trocknen Landes getrennt sei. Er glaubt, daß die Salzkruste des Darja=i-nemef mehrere Fuß dick sei und daß das Salz stellenweise „eine beinahe unbekannte Tiefe“ habe. Die Salzfläche sah wie Eis aus und war in polygonale Blöcke von etwa 2 Fuß Durchmesser zerprungen. Der Führer sagte, daß mitten auf der Salzscholle die Mächtigkeit bis zu 10 Fuß betrage, daß das Salz auf Schlamm ruhe und daß, wenn man es durchbohre, die ganze Salzscholle von Wasser überschwemmt werde. Wenn der Schnee in den umliegenden Gebirgen schmelze, breite sich über dem Salz eine Wasserschicht aus, ohne es jedoch im geringsten aufzulösen. Kleinere Höcker abgerechnet, sei die Salzfläche völlig eben. Man brauche acht Stunden zum Überschreiten der Salzscholle, die also nicht weniger als 20 englische Meilen breit sein kann. Am Südrand wurde die Salzkruste immer dünner, bis sie schließlich unter dem Gewicht der Tiere barst. Dann ging der Weg südwestwärts nach dem Tschaghi, „der mitten in tiefem Sande lag, durch den wir nur mit großer Mühe hindurch-

kommen konnten. Man muß den eigentümlichen Umstand beachten, daß die ganze Südseite des Darja-i-nemek mit großen Sanddünen bedeckt ist, die sich 15 oder 16 englische Meilen südwärts erstrecken, während auf der Nordseite kein Sand zu sehen ist.“

Ischa-taghi ist einer jener inhaltsreichen Namen, die vor unsern Augen eine ganze Landschaft aufrollen. Er bedeutet „Saxaulbrunnen“; die Saxaule wachsen stets in Sand, und im Sand ist das Wasser süß. Ein Ischa-taghi kann daher nur in einer Sandwüste liegen. An der in Rede stehenden Stelle gab es ein altes Karawanserai, „das der Sand vollständig verschlungen hatte, zwei Zimmer ausgenommen, in die man auf keinem andern Wege als durch das Dach hineingelangen konnte“. Ein deutlicher Beweis, daß der Sand sich über ein früher sandfreies Gebiet ausgebreitet hat.

Zu den oben angeführten Zeilen des Schahs sagt Schindler in einer Anmerkung: „Es würde ganz unmöglich sein zu beweisen, daß der See in der von der Tradition angegebenen Zeit verschwunden ist oder nicht, doch das Vorhandensein einer solcher Legende beweist, daß zu einer Zeit vor der Ausbreitung des Islam ein Teil des innern Persien mit Wasser bedeckt war. Es gab dort wahrscheinlich eine Anzahl voneinander getrennter Seen, jetzt Gebiete der Salzwüste, die in den volkstümlichen Legenden Persiens als ein großes Meer erwähnt sind, das sich von Kaswin im Norden nach Kirman und Mekran im Süden und von Sawah im Westen bis nach der Depression von Seistan im Osten erstreckte. Diese Legenden, die ich an vielen Orten in der Umgegend der Wüste gehört habe, sprechen nicht allein von einem großen Meer, sondern auch von Schiffen, Inseln, Häfen und Leuchttürmen.“

Auf meiner Reise durch Chorassan im Jahre 1890 machte ich zwei kleinere Exkursionen nach dem Rande der Kewirbecken, die isoliert sind und im Norden der großen Kewir liegen. Nach Mapiers Karte, die ich damals mitgenommen hatte, eignete sich Demgan am besten zum Ausgangspunkt. Doch als ich in Gushke erfuhr, daß von dort aus nur 6 Farsach, von Demgan aber 9 bis an den Rand der

Salzwüste zurückzulegen seien, entschloß ich mich, den Auszug von Gufche aus zu machen. Ich nahm nur einen Begleiter und zwei Pferde mit; wir ritten in schnellem Trab nach Ostsüdosten. Dabei hat man die mächtigen Rämme des Elburs zur Linken, und rechts sieht man einen niedrigen Gebirgsrücken sich in die Wüste hinein vorschieben.

Man folgt einer richtigen Straße durch öde Steppe, wo sich im Windschatten der Grasbüschel kleine Sandwälle angehäuft haben. Jenseits der Dörfer Chasemabad und Amrewah zeigt sich nach einstündigem Ritt hinten am Horizont der weiße Rand, der die Sandwüste ankündigt, scharf von der roten Scheibe der aufgehenden Sonne beleuchtet. Darauf folgen die Dörfer Abdullabad und Ghamabad, und dann wird die Richtung direkt östlich. Es geht durch immer öder werdendes Land, wo zerstreutliegende Ruinen verlassene Dörfer anzeigen. Von Sulabad nahm ich einen Führer mit, der mich durch die Dörfer Frat und Tagiabad führte. Bald hinter ihnen passiere ich einen ganz kleinen Dünengürtel mit kaum 5 Meter hohen Dünen aus ganz vegetationslosem Flugsand. Die Dünen kehren ihre steilen Westseiten nach Süden, was auf nördliche Winde während dieser Jahreszeit schließen läßt. Sonst zeigte sich, so weit der Blick reichte, nirgends Sand.

Nach einem Ritt von 6 Farsach hört auf einmal alle Vegetation auf; es folgt eine Strecke Lehmboden und dann steht man plötzlich an dem scharfen Rande der Salzwüste. Nach zwei weitem zu Pferd zurückgelegten Kilometern sind wir auf allen Seiten von einer weißen Salzkruste umgeben, die immer fester und dicker wird, je weiter es geht. Hier begegnete uns eine Karawane, deren Last aus dezimeterdicken Blöcken reinen Salzes bestand, das in den Städten verkauft wird.

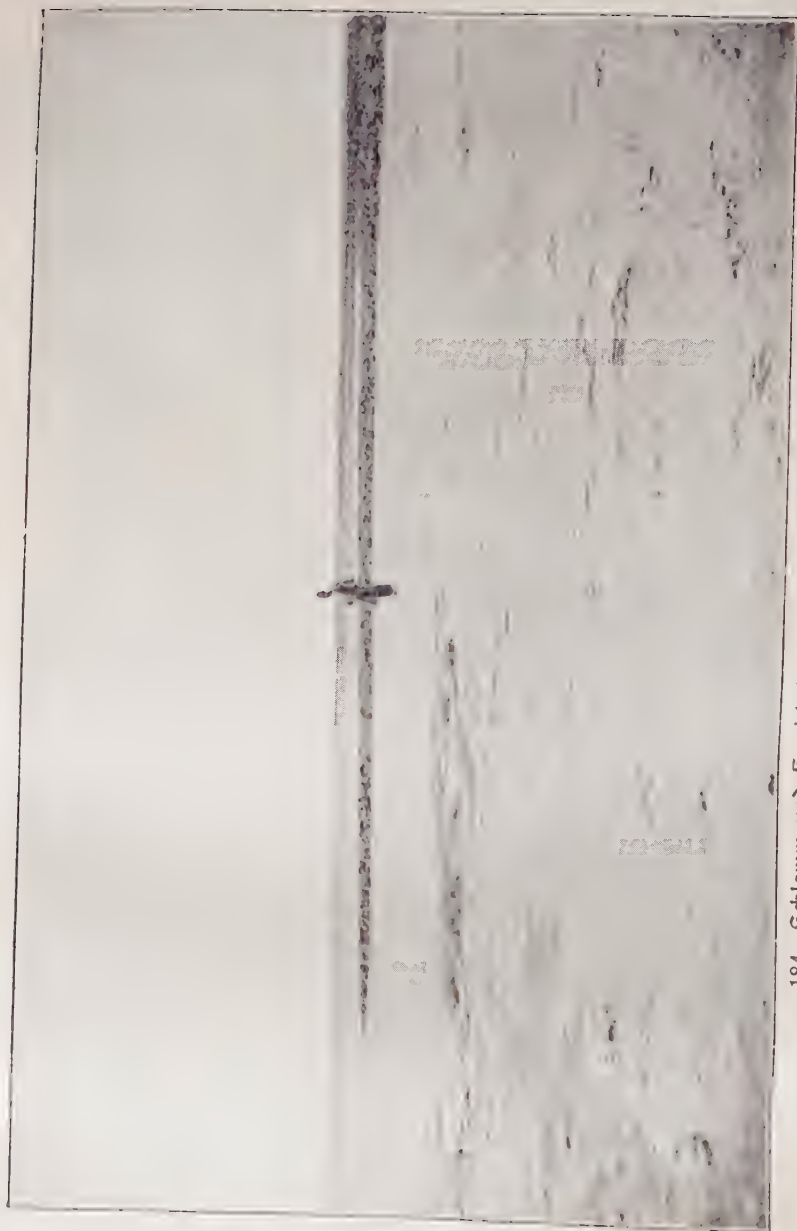
Um die Pferde zu schonen, ging ich 2 Kilometer zu Fuß und machte schließlich an einer Stelle halt, wo mehrere große Löcher Zeugnis von Besuchen der Salzkarawanen ablegten. Die Salzscholle war hier 9 Zentimeter dick, oben weiß, nach unten zu unreiner; sie ruhte auf einer mit Wasser durchtränkten Schicht plastischen gelben Tons. In den Löchern stand 5 Zentimeter hohes Wasser. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr betrug die Lufttemperatur 27,1 Grad; 4 Zentimeter tief im Salz zeigte das



182. Mueffinabad. (S. 97.)



183. An der Seftungsmauer in Mueffinabad. (S. 97.)



184. Schlamm und Kewirboden am Ufer des Ab-i-kewir. (S. 98.)

Thermometer 25 Grad und im Ton 25,3 Grad. Ein auf die Salzschole in die Sonne gelegtes Thermometer stieg auf 29 Grad; als es aber auf ein dunkles Tuch gelegt wurde, zeigte es 39,2 Grad. Das Wasser in den Löchern war auf 30,5 Grad erwärmt. Im Osten und Süden dehnte sich anscheinend ein gefrorenes Meer mit absolut ebenem Horizont aus.

Im Winter soll die Salzschole nicht selten ein metertiefer See bedecken, der im Frühling nach und nach austrocknet. Während des Sommers und des Herbstes ist das Salz ganz trocken. Diese Depression ist von ganz derselben Art wie der von Baughan und Biddulph überschrittene Darja-i-nemek, ein zeitweiliger, ab und zu verschwindender See, der sich während der Regenzeit mit einer sehr feichten Wasserschicht füllt, aber auch ebenso schnell durch Verdunstung wieder geleert wird. Dabei bleibt Salz zurück und nimmt mit jedem Jahr an Mächtigkeit zu.

Auf der Salzschole zeigten sich bräunlichgelbe Streifen, die sich als vom Wind dorthin getragener Flugsand erwiesen. Auch in Gusha erzählten mir die Perser, daß im Innern der Kewir böse Geister hausten.

Weiter ostwärts, auf dem Wege nach Mesched, sieht man zwischen den Stationen Mian-descht und Abbasabad im Ostsüdosten in ziemlich geringer Entfernung einen Kewirstreifen. Steigt man im Tschapar-chaneh von Abbasabad auf das Dach, so erblickt man die weiße Salzfläche in noch größerer Nähe. Von hier aus unternahm ich am 5. Oktober 1890 einen ganz kurzen Ausflug nach Südsüdosten. In der Ferne zeigen sich blaue Berge, die dieses Becken im Südosten begrenzen. Über Steppenboden und gelben Ton hinweg braucht man nur eine Stunde, um das erste Salz zu erreichen, das hier einer dünnen Reisedecke ähnelt. Hier und dort wächst noch ein Steppengrasbüschel auf meterhohem Regel. Dann kommt man an einen Fluß, in dessen schlammigem Bett hübsch kristallisiertes Salz steht und das Wasser dezimetertief ist. Von diesem Punkt aus ritt ich in nordöstlicher Richtung zurück nach Sadrabad, wobei ich die Pul-i-abrیشum, die „Seidenbrücke“, links hinter mir ließ und unterwegs das Bett des Kal-mura überschritt. Mein Führer hatte diesen Namen nie gehört; er nannte

den Fluß Ab-i-schur, das „Salzwasser“. Das Flußbett war hier nur 10 Meter breit, und sein Grund lag $1\frac{1}{2}$ Meter unter der Oberfläche des umliegenden Erdbodens. Drei Meter breite, andert-halb Dezimeter tiefe Fluten strömten außerordentlich langsam nach Südsüdost. Das Wasser war scharf salzig. An den Ufern bildeten $2\frac{1}{2}$ Meter hohe Tamarisken regelrechte Dickichte. Das Bett soll im Winter voll Wasser stehen. Sanddünen gab es hier nicht, wohl aber kleine Sandhaufen an der südlichen Seite der Grasbüschel, was nördliche Winde anzeigte. (Vgl. „Genom Khorasan och Turkestan“, I, 29 fg., 107 fg.) Die kleine Kewir, die ich hier berührt hatte, ist kein Becken; denn sie besitzt einen Abfluß durch den Kal-mura, der sie durchschneidet, um dann, wie wir von Baughans Route her wissen, in die große Kewir zu münden. Schon 1861 hatte Hauptmann Claude Clerf den Fluß ein wenig höher oben als Baughan an einer Stelle überschritten, die er Zaughuda nennt. Er sagt darüber im „Journal of the R. Geogr. Society“, XXXI (1861), nur, daß der Fluß sehr wenig, aber stark salzhaltiges Wasser geführt habe und nach Tezd gehen soll.

Während seiner drei Monate dauernden Reise in den Teilen Ostpersiens, die der afghanischen Grenze zunächst liegen, besuchte E. Huntington im Winter 1903 auf 1904 das Kewirbecken, das er nach der Tase Chaf nennt; er sagt, daß es aus toten Wüstenstrecken mit Schlamm und Grus bestehe. Im Spätwinter soll es ganz und gar unter Wasser stehen. Über die Kewir von Badschistan sagt er in „Explorations in Turkestan“, S. 244: „Badschistan, 40 englische Meilen nördlich von Tun, liegt am Südrand einer großen Kewir oder Salz-Playa, die sich nach Gurzons Karte ungefähr 75 Meilen von Nordosten nach Südwesten und in der andern Richtung 10—30 Meilen ausdehnt. Die Playa enthält meistens eine sehr kleine Menge stillstehenden Wassers inmitten einer breiten, weißen Ebene aus mit Schlamm vermishtem Salz, eine Mischung, die im Winter morastig, im Sommer aber trocken und pulverig ist.“

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Persische Senken.

Der vorhergehende historische Rückblick erhebt keinen Anspruch darauf, erschöpfend zu sein, aber er genügt, um einen Begriff zu geben von der Kewir genannten Wüstenform und von der Verbreitung der Kewirwüsten im östlichen Persien. Unzählige kleinere Kewirflächen gibt es auch in den Wüsten, die unter den Namen Lut und Descht bekannt sind. Sie haben alle möglichen Größen und oft nur einige zehn Meter Durchmesser. An Verbreitung und Umfang nehmen sie von Norden nach Süden und von Osten nach Westen hin ab. Die größten gehören den nordöstlichen und östlichen Theilen des persischen Hochlandes an. Dasselbe scheint von den Sandwüsten zu gelten. Sie nehmen auch von Norden nach Süden und von Osten nach Westen hin an Umfang ab. Wir brauchen ja nur die ungeheuern Wüsten Kifit kum und Kara-kum mit den relativen kleinen Wüstenfeldern in Iran zu vergleichen.

Den gleichen Gesetzen unterworfen und ebenso abhängig von den klimatischen Faktoren, vor allem von den Niederschlägen und den Winden, sind Persiens Seen, ihre Verbreitung und ihre Eigenschaften. Nur im westlichen Persien gibt es permanente Seen, wie den Urmia, Wan und Goktscha, von denen die beiden letzten jedoch außerhalb der politischen Grenze liegen. Die Seen Mittelpersiens, z. B. der Gawchaneh, Miris und Mahalu, wehren sich noch mit wenig Erfolg

gegen ihre Vernichtung. Im östlichen Persien sind die zeitweiligen Seen nur noch ein paar Monate imstande, ihre Becken zu füllen. Man kann sich nicht darüber wundern, daß dem so ist. Während der trocknen Jahreszeit versiegen alle Flüsse, und die Seen, die als papierdünne Wasserschichten die Salzkrusten der Wüsten Depressionen bedecken, verdunsten sehr schnell und machen einer glühenden Dürre Platz. Der God-i-Sirre, der nur in gewissen Jahren Zufluß erhält, ist in der Regel trocken, und ich vermute, daß der Hamun-i-Maschfil und der Lora-hamun auch temporäre Bildungen sind. Nur der große Hamun in Seistan ist eine Ausnahme; aber dieser See wird auch von dem gewaltigen Hilمند gespeist, der sein Wasser aus Gebirgen bezieht, denen die Niederschläge der Südwestmonsune zugute kommen. Trotzdem folgt auch der Hamun der allgemeinen Regel, indem er während der verschiedenen Jahreszeiten sehr verschiedenen Wasserstand hat.

In Ostpersien kann man also eigentlich nur von toten oder sterbenden Seen sprechen. Aus dem angeführten Umstand erklärt sich auch ihr Auftreten in inniger Gemeinschaft mit Flugsandfeldern. Das Vorkommen mehr oder weniger ausgedehnter Dünergürtel am Südrande aller Senken Ostpersiens ist mir auf meiner letzten Reise durch dieses Land sehr aufgefallen. Das Stadium, in dem der See sich befindet, scheint hierbei keine entscheidende Rolle zu spielen, denn an der Südseite des großen Hamunsees gibt es ebenso wohl Flugsand wie in dem südlichen Teil des Lebkesbeckens. Der See mag lebend oder tot sein, Flugsand gibt es in jedem Fall. Der God-i-Sirre ist wasserärmer als die Kewirseen, und dennoch hat diese Depression am Südrand ihren Flugsandgürtel. Mit etwas gutem Willen können wir dieses Gesetz auch in großem Maßstab auf den Aralsee und das Kaspijsche Meer übertragen, obgleich die Sandfelder dort ihren Platz mehr an den südöstlichen und östlichen Küsten haben.

Natürlich spielt auch die Gestaltung des Landes hierbei eine wichtige Rolle. Am Südufer des Aralsees erlaubt das beständig seine Lage verändernde Delta des Amu-darja das Entstehen normaler Dünen nicht, und an der südlichen Küste des Kaspijschen Meers ist

sowohl die Bodengestaltung wie das Klima der Dünenbildung so ungünstig wie nur möglich.

Bevor wir dazu übergehen, eine Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung in einer der verwittertsten, trockensten und heißesten Gegenden Asiens zu suchen, müssen wir noch einige erklärende Beispiele aus den Beobachtungen anderer Reisender anführen, besonders hinsichtlich des Verhaltens des Sandes zu den Seen.

Vor hundert Jahren, im Jahre 1810, unternahm der englische Leutnant Pottinger eine ebenso kühne wie verdienstliche Reise von Charan in Belutschistan nach Dschalk an der persischen Grenze. Auf dieser Reise ging er im Osten, Südosten und Süden um die große, flache Salzdepression und den See Hamun=i-Maschfil. Sir Thomas Goldich teilt in seinem Buche „The Gates of India“, S. 339 fg., allerlei über Pottingers Erlebnisse gerade in dieser Gegend mit. Daraus ersehen wir, daß der erste Teil der Reiseroute nicht so gefährlich war und daß die Schwierigkeiten erst weiter im Südwesten, in der Sandwüste, begannen. Pottinger beschreibt sie als ein Meer von rotem Sand mit 10—20 Fuß hohen Dünenwellen. Ihre steilen Westseiten fallen nach Südosten ab, woraus hervorgeht, daß nordwestliche Winde vorherrschen. Vom Juni bis September weht dieser Wind, der Bad=i-simum, „der verpestete Wind“, genannt wird, weil er die Menschen tötet und die Vegetation versengt. Den Maschfilfluß fand Pottinger im April trocken. Goldich sagt, dieser Fluß habe ein außerordentlich langames Gefälle nach dem Maschfilsumpfe hinunter.

Dieser Auszug genügt, um zu zeigen, daß das oben erwähnte Gesetz stichhaltig ist und daß sich immer im Windschatten, an der Südostseite, des Seebeckens ein Sandgürtel hinzieht.

Auf den neuern Karten von Persien finden wir im südöstlichsten Teil des Landes, in Mekran, eine langgestreckte Senke, die sich von Westnordwesten nach Ostsüdosten hinzieht, also mit dem Streichen der Bergketten parallel geht. Auf den Karten ist in ihr ein See oder Sumpf, Dschaš-morian, eingezeichnet, aber es ist mir nicht gelungen, eingehende Beschreibungen dieser Depression zu finden.

E. A. Floyer reiste im Jahre 1876 sowohl an der westlichen und östlichen Seite dieser großen Bodensenke entlang, konnte aber ihren Charakter nicht feststellen. Von seiner Route aus war ein See nicht zu sehen, und er ist auf Floyers Karte, die 1882 herausgegeben wurde, nicht einmal angedeutet. Floyer nimmt sogar an, daß die Flüsse Halil und Bampur, die von Westen und Osten her in die Depression fließen, sich vereinigen, um unter dem Namen Sabitsch in den Golf von Oman des Indischen Ozeans zu münden. Über die Straße zwischen Maschutan und Bampur, d. h. über das unmittelbar im Südosten des Sees liegende Land sagt er in „Unexplored Baluchistan“ (S. 76 und 263), es sei „offenes Land mit lauter Sandhügeln. Wir überschritten einige große, die Allud Rig hießen.“ Von der Gegend unmittelbar im Südwesten von Bampur heißt es, daß er dort „die hohen, anstrengenden Sanddünen überklettert“ habe. Bei Geschkoh fand er im Sande Regenwassertümpel und hatte von dort aus noch 2 englische Meilen durch tiefen Sand zu marschieren. Auf seiner Karte liest man auch „High hills of loose sand“ und gerade in der Gegend im Südosten des Sees „Sandy Desert“.

Dagegen hat Major P. M. Sykes in den Jahren 1893 und 1894 und 1898 sowohl die Nordseite wie die Südseite dieses zeitweiligen Sees bereist. Er gibt dem Dschas-morian eine Länge von 50 englischen Meilen und sagt in seinem Werke „Ten thousand miles in Persia“ (S. 143): „In einem Jahr mit viel Regen ist sein Areal natürlich enorm; wenn aber der Sommer fortschreitet, trocknet er entweder ganz und gar oder doch größtenteils aus.“ Nach seiner Beschreibung scheint ein Kewirring den eigentlichen Sumpffee zu umgeben. Hinsichtlich der Straße zwischen Kafa und Bampur sagt er: „Ein durchaus ebenso greulicher Sandgürtel wie in irgendeinem Teile der Lut lag zwischen uns und dem Bampurflusse.“ Er bestätigt also Floyers Bericht von einem Dünnengürtel, dagegen ergibt sich aus seiner Beschreibung nicht, ob dieser Gürtel sich längs des ganzen Südufers hinzieht. Hierüber teilt er uns nur (a. a. O., S. 308) mit, daß „im Norden der Baschakirdberge die offene Ebene sich nach dem Hamun hin abdache“.

Curzon sagt (*Persia*, II, 258), daß die Mekranwüste aus feinkörnigem, vom Winde zusammengetragenen Sande bestehe.

Bei der Lösung des Problems, das hier interessiert, kommt es nicht darauf an, ob der Dschas-morian wirklich ein See oder nur ein zeitweiliger Sumpf ist. Keith Abbott, der im Jahre 1850 im Westen davon reiste, erwähnt den Namen zuerst. Er sagt (*Journal of the R. Geogr. Soc.*, XXV [1855], S. 46), daß die Flüsse Rudchanehschur und Hali-rud sich zu einem Flusse vereinigen, der „durch Rudbar fließend nach Dschas-morian weitergehe, einer noch acht Tagereisen entfernten Ebene zwischen Rudbar und Bampur, wo das Wasser sich über das Land verteile und sich im Sand verliere“. Er bestätigt auch, daß die Regenzeit von Januar bis März daure.

Er deutet das Vorhandensein von Flugland in dem Becken an. Noch klarere Auskunft gibt darüber Major Oliver St. John, der etwa zwanzig Jahre später auf der Nordseite des Dschas-morian von Bampur nach Kigan reiste. Er berichtet in seinem Werk „*Eastern Persia, an account of the Journeys of the Persian Boundary Commission*“ (I, 79): „Die ersten fünf Tagereisen geht die Straße im Bampurtal weiter, das mit dem Rudbar- und dem Dschirusttal identisch ist. Seinen nördlichen Teil bedeckt Akaziendickicht, sein südlicher ist eine Sandwüste, die den Zwischenraum zwischen den Baschafirdbergen und den Flüssen Bampur und Rudbar ausfüllt. Diese fließen an einer Stelle zusammen, die nach Keith Abbott Dschas-morian heißt; aber es bleibt unentschieden, ob ihr Wasser von dort einen Abfluß nach dem Meere hat oder sich im Sande verliert. Major Lovett hörte das erstere, meine Gewährsmänner versicherten das letztere.“ St. John spricht auch von Sandfeldern in der Nähe von Bampur und erwähnt, daß die Dünen durch die Nordwestwinde zusammengetragen werden. Besonders interessant ist jedoch seine Mitteilung, daß am Südrand des Dschas-morian eine Sandwüste liege. Es stimmt dies in jeder Weise mit dem Gesetze der Sandverteilung überein, auf das ich aufmerksam gemacht habe.

Gelegentlich der Angaben über die Verbreitung der Kewirwüsten in Persien erwähnt St. John auch ihr Verhalten zum Sand. Er

sagt, daß der auffallendste Charakterzug der persischen Ebenen die Salzsumpfe seien, die in den nördlichen Teilen des Landes Kewir, in den südlichen Kafeh genannt werden. Wo der Zufluß nicht ausreiche, um Seen wie den Urmia und Miris zu bilden, entstehe in den tiefsten Depressionen ein schlammiger Morast, der im Winter mit Salzwasser, im Sommer mit einer dicken Salzkruste bedeckt sei. Die größte sei die große Salzwüste Descht=i=kewir, die bisher erst ein einziger Europäer, Dr. Buhse, gesehen habe. „Die gewöhnlichen Kewire sind unzählig. Die Kewir im Süden von Chaf ist eine der größten. Die Ufer des Sumpfes Gaw=chaneh, den der Sende-rud bildet, sind ebenfalls Kewir und lassen auf die Möglichkeit schließen, daß es ihre Fortsetzung gewesen ist, die Trézel zwischen Abadeh und Tezd überschritten hat.“

„Die Kirmanwüste, die Chanikoff Lutwüste nennt, die Charanwüste, die persisches Gebiet im Südosten begrenzt, und die kleinern Wüstengebiete bei Bampur sind trockner und daher sandreicher als die nördlichen Wüsten. Vielleicht ist der Boden dort der Kewirbildung auch weniger günstig.“ (Eastern Persia, I, 15.)

Vaughans Beschreibung des Sees Gaw=chaneh habe ich bereits mitgeteilt. Vergleicht man seine Schilderung dieses Sees mit der Beschreibung des „Cheirabadsumpfes“ im Osten des Miris-sees, die uns St. John liefert, so wird man finden, daß in Persien der Unterschied zwischen einem Salzsee und einem Salzsumpf tatsächlich nur minimal sein kann. Jener Cheirabadsumpf ist eine 9 englische Meilen breite „Kafeh“, eine Salzwüste, deren vier letzte Meilen über eine feste, weiße Salzkruste führen. Im Winter ist das Ganze mit Wasser bedeckt und dann sehr gefährlich zu überschreiten; denn der Ton wird außerhalb des ausgetretenen Pfades flüssig. „Dieser Salzsumpf zieht sich weit nach Norden hin, ist aber keine Fortsetzung desjenigen, in den sich der Sende-rud ergießt, obwohl er in demselben (Längen-) Tale liegt.“ (Eastern Persia, I, 106.)

Meines Wissens sind das südliche und südwestliche Ufer des Gaw=chaneh leider niemals von Europäern besucht worden, und wir sind



185. Dorf Perwadeh. (S. 103.)



186. Palmen spiegeln sich in einem kleinen Teiche. (S. 103.)

infolgedessen noch in Unkenntnis darüber, wie es sich an diesem See mit der Dünenbildung verhält.

Direkt im Südosten von Schiras liegt ein See, den Abbott Darja-i-nemek nennt, St. John aber den Mahalussee. Nach Abbott beträgt seine Länge 6 Farsach bei 1 Farsach Breite. Er ist sehr leicht, und im Sommer trocknet sein südöstliches Drittel so vollständig aus, daß ein bis zu $3\frac{1}{2}$ Fuß dickes Salzlager zum Vorschein kommt. Man kann ihn dann zu Fuß überschreiten. Das Salz wird nach Schiras und den umliegenden Dörfern verkauft. (Vgl. „Journal of the R. Geogr. Society“, XXVII [1857], S. 151.) Nach St. John stehen unmittelbar am südwestlichen Ufer steile Kalksteinfelsen, so daß die Gestaltung des Landes die Entstehung irgendwelcher Flugsanddünen unmöglich macht.

Auf seinem Weg von Seidabad nach dem Mirissee passierte Abbott die „Kessch“, die St. John später auf demselben Wege überschritt. Über den Mirissee sagt er, daß er bald Darja-i-Miris, bald Darja-i-nemek genannt werde, sich in der Richtung Nordwest-Südost hinziehe und in regenlosen Sommern so vollständig austrockne, daß man über sein Bett gehen könne. Das Wasser sei salzig, klar und voller Flamingos. (Vgl. „Journal of the R. Geogr. Society“, XXV [1855], S. 71.) Von demselben See sagt St. John, daß er beim Dorfe Ghir eine englische Meile breit sei und sich im Sommer durchwaten lasse. Das Wasser sei weniger salzig als das des Sees bei Schiras.

Alle Reisenden, die diesen See bereist haben, erzählen von seiner Schönheit und der Schönheit der ihn umgebenden Landschaft. Hauptmann H. L. Wells hat im Jahr 1881 eine genaue Karte des Sees aufgenommen. An den Abhängen der südlichen Uferberge fand er ganze Wälder von Pistazienbäumen. Er wollte in dem See baden, aber obgleich er vom Ufer aus eine viertel englische Meile in den See hineinging, reichte ihm das Wasser noch nicht bis über die Knie. Wenn man im Uferschlamm rührte, entstand ein widerwärtiger Geruch. Alle Gewässer, die sich in den See ergossen, waren salzhaltig. (Vgl. „Proceedings of the R. Geogr. Society“, V [1883], S. 138.)

Nach der Beschreibung und der detaillierten Karte, die Wells gegeben hat, ist es zu verstehen, daß sich Sanddünen am Südufer des Miris=sees unmöglich bilden können. Sie haben dort keinen Platz dazu; der See ist zwischen bewaldeten Bergen eingeklemmt. Er hat einen ganz andern Charakter als die Seen Ostpersiens. Das Klima ist hier feuchter als im Osten. Urmia, Miris und Dschas= morian liegen auf ein und demselben Längentalbogen, und die Lage des Miris=sees zu den beiden andern läßt es als ganz natürlich erscheinen, daß dieser See ein Mittelding zwischen ihnen sein muß: wasserreicher und konstanter als der Dschas= morian und wasserärmer und von kürzerer Dauer als der Urmia. Was die Ausdehnung des Sandes betrifft, so finden wir, daß sie ein besonderer Charakterzug der ostpersischen Seen ist.

In einem Land, das so reich an Wüsten und Wüstenbildungen in verschiedenen Formen und Entwicklungsstadien ist, muß die Sprache auch viele verschiedene Worte zur Bezeichnung dieses Begriffs haben. Dies ist auch der Fall. Das gewöhnliche, verallgemeinernde Wort, das keinen bestimmten Wüstentypus bezeichnet, ist „Biaban“, von bi = ohne, ab = Wasser und an = Pluralendung; also „ohne jegliches Wasser“. Ein Diminutiv von Biaban ist „Biabanek“, kleine Wüste, Halbwüste; dieses Wort ist mir im täglichen Gebrauch nicht vorgekommen, wohl aber habe ich es als geographischen Namen gefunden, als Namen der Umgegend von Chur, die Biabanek heißt.

Seltener hört man das arabische Wort „Sähra“, Plural „Sähara“, das in dem afrikanischen „Sahara“ sowohl Flachland im allgemeinen, als auch Wüste im besondern bezeichnet. In Persien bezeichnet man nach Polak damit ein „unbewohntes Feld“. „Descht“ läßt sich am besten mit öder Steppe oder öder Ebene übersetzen; es bezeichnet in jedem Fall eine Übergangsform zwischen Steppenland und Wüste, also eine Form, die noch nicht das Vorkommen von Vegetation ausschließt. Die Wortverbindung Descht=i-kewir enthält einen Widerspruch, denn „Kewir“ schließt jede Vegetation aus, was in der „Descht“ nicht der Fall ist. Die Zusammenstellung Descht=i-lut habe ich nie gehört, aber man findet sie sehr oft auf den neuesten Karten, und es ist sehr wohl möglich,

daß sie in einigen Gegenden vorkommt. Wenn man dagegen das Wort in der Form Mian=descht sieht, wie eine der Stationen der Straße nach Mesched heißt, so steht es gerade am rechten Platz, denn es bedeutet einfach „mitten in der Ebene“.

Das persische Wort „Schur“, das Salz bedeutet, wird hier nie in der Bedeutung Wüste gebraucht, ist aber in Zentralasien mit Kewir gleichbedeutend. In Persien kommt es nur in Verbindung mit Substantiven vor, z. B. Ab-i-schur, Rudchaneh-i-schur, Schur-ab, Schur-ges usw. Es ist also in Persien ein Adjektiv, in Zentralasien aber ein Substantiv. Poiak erwähnt das Wort „Schurzar“ in der Bedeutung Salzwüste und läßt es in seinem Werke „Persien, das Land und seine Bewohner“ (II, 365) mit dem Worte Kewir gleichbedeutend sein.

Sand heißt auf Persisch „Rig“, und überall, wo man dieses Wort auf der Karte findet, kann man sicher sein, daß an jener Stelle ein Dünnengürtel vorhanden ist. Rigistan = Sandplatz, Rig-i-dschin = die Sandwüste der Geister, Rigan = die Sanddünen.

Am häufigsten sind die beiden Bezeichnungen „Kewir“ und „Lut“. Doch gerade über die Etymologie dieser Wörter sind die Meinungen geteilt. Morier spricht vom Darja-i-kebir, „dem großen Meere“, eine Übersetzung, die St. John in den „See des salzigen Schlammes“ verbessert. Seiner Ansicht nach bedeutet „Kuweir“ Salzumpf. Richardson übersetzt das Wort „Caveer“ mit „salzhaltigem Boden, auf dem nichts wächst“. Frazer gibt das Wort mit „Salzwüste, sie sei trocken oder feucht“ wieder.

Lord Curzon zitiert Generalkonsul Houtum-Schindlers verschiedene Versuche, eine verständliche Ableitung zu finden. Schindler sagt, daß Kewir ein Salzumpf oder eine Salzwüste sei. Einige Verfasser haben das Wort von dem persischen „gäw“, Senke oder Depression, einem Synonym des Wortes „göd“ oder „gödal“, abgeleitet, „aber Senken können fruchtbar sein, während eine Kewir immer eine vollständig vegetationslose Salzwüste ist. . . Der Ursprung des Wortes Kewir ist vielleicht das arabische Kafr, Mehrzahl Kufur, das in Arabien und

Afrika noch die gewöhnliche Bezeichnung der Wüsten ist. Bei ältern Schriftstellern findet man das Wort selten.“ (S. „Proceedings of the R. Geogr. Society“, X. [1888], S. 627.)

Major Sykes vermutet ebenfalls, daß das Wort von dem arabischen *Kafr* herkomme, und sagt, daß dieses Wort noch heute unverändert in einigen Teilen Persiens gebraucht werde, um eine Wüste zu bezeichnen. Gerade der letztere Umstand scheint mir die Ableitung unwahrscheinlich zu machen, denn wenn die Araber das Wort eingeführt haben, ist es schwer zu erklären, weshalb es in einigen Gegenden entfällt, in andern aber unverändert beibehalten worden ist. Wähmūd schreibt in seiner „Praktischen Grammatik der neupersischen Sprache“ (II, 69) das arabische Wort „*qoṣr*“, Mehrzahl „*qoṣar*“ und „*qoṣur*“. Noch unwahrscheinlicher wird diese Ableitung, wenn man bedenkt, daß *Kafr* „Wüste“ im allgemeinen bedeutet, und zwar besonders eine des gewöhnlichen arabischen und afrikanischen Typus mit Sand, Steinen und außerordentlicher Trockenheit. In einer *Kewir* aber gibt es weder Sand noch Steine, sondern Salz und Wasser. Der Unterschied zwischen einer *Kafr* und einer *Kewir* ist ebenso groß wie der zwischen einer *Kafr* und einem Flußdelta.

Was mich betrifft, so war ich anfangs geneigt, mich für die alte Form *Darja-i-ḵebir*, „der große See“, zu entscheiden, die ja auch mit der alten Überlieferung von einem großen Binnenmeer übereinstimmte.

Das Wort „*Darja*“ wird noch heute als Name mehrerer Salzwüsten mit zeitweiligen Seen gebraucht, z. B. des *Darja-i-nemef* oder Salzsees, der im Süden des *Siah-ḵuh* liegt. In *Dschandak* wie in *Turut* sprachen die Perser von „*ḵeb-i-ḵewir*“, eigentlich *Kewir-lippe*; aber hier wurde das Wort „*ḵeb*“ in der Bedeutung „*Ufer*“ gebraucht. Das arabische Wort „*ḵebir*“, groß, wurde natürlich gebraucht, um dadurch auszudrücken, daß diese nördliche Salzwüste die größte von allen sei. Noch eine Bestätigung der Richtigkeit dieser Ableitung glaubte ich in dem Namen eines Dörfchens zu finden, das aus zehn Häusern besteht und eine Tagereise im Norden der Station

Deft=gerdun am Ostrande der Salzwüste liegt. Es heißt Tschai-kebir, „der große Brunnen“. Man vergleiche damit den Namen der großen Moschee in Baiburt, die Dschameji-kebir genannt wird.

W. Tomaschek hat mich durch seine verdienstvolle Abhandlung „Die Wege durch die persische Wüste“ auf einen andern Gedanken gebracht. Er schreibt darin (s. „Zur historischen Topographie von Persien“, II, 24): „Den weitesten Raum, namentlich im nördlichen Teile, nimmt die ‚Salzwüste und Salzsteppe‘ ein. Schon im Übergangsgebiete lernten wir mehrere Stellen kennen, welche diesen Charakter tragen; das Auftreten eines Kawir (ältere Form gawér, von gaw ‚cavitas‘) oder Kefeh (von kef ‚spuma, saliva‘) in der tiefsten Stelle der Mulde ist für diese Form typisch.“ Diese Ansicht ist, wie wir gesehen haben, auch schon von Schindler geäußert worden, und da Tomaschek seine Schlussfolgerungen auf die arabischen Geographen des 10. und 11. Jahrhunderts, Istakri, Matdisi, Jakut und andere, stützt, die von den Reisewegen durch Ostpersien Kunde gegeben haben, so wiegt seine Autorität schwerer als die aller andern, und wir können ruhig seine Ansicht annehmen, daß das Wort Kewir von dem persischen Worte gawer oder gaw, das Senke oder Depression bedeutet, abgeleitet ist. Es wird dann auch klar, daß der Name „Gaw=chaneh“ des Endsees des Sendes nicht, wie Vaughan annimmt, Ruheplatz bedeutet, sondern die Depressionsstelle oder die Kewirmulde, in der der Fluß verschwindet.

Nach Curzon bedeutet Descht=i-lut „die große Sandwüste“, und er lehnt mit Recht die phantastische Erklärung ab, daß das Wort Lut mit dem Lot der Bibel und seinem in eine Salzfäule verwandelten Weibe zusammenhänge. Hiermit muß man die arabische Bezeichnung Wahr Lut für Totes Meer vergleichen, sowie Bint Scheit Lut, „Scheid Lots Tochter“ für eine Felsspitze am Ostufer dieses Meers. Bunge sagt, daß das Wort „kahl“ bedeute; Schindler und Tomaschek schließen sich an und übersetzen Descht=i-lut mit „kahle Fläche“. Schindler erinnert daran, daß das persische „Luti“ Vagabund oder Lämmel bedeutet, was auch Sykes wiederholt. St. John übersetzt das Wort mit „wasserlos“. Auf meine Frage, was das Wort eigentlich bedeute,

pflegten die Perser mir zu antworten, daß jede Gegend, in der es an Wasser und Pflanzenwuchs fehle, eine „Lut“ sei. Das Wort „Lut“ ist demnach ein weiterer Begriff als das Wort Kewir.

Zwischen beiden Bezeichnungen macht Sykes in „Ten thousand miles in Persia“, S. 31, folgenden Unterschied: „Ich möchte behaupten, daß die Geographen die große persische Wüste ohne zureichenden Grund in zwei Gebiete geteilt haben, von denen das nördliche Descht-i-Kewir und das weiter südlich liegende Descht-i-Lut genannt wird.“ Seiner Ansicht nach ist es richtiger, der ganzen Wüste den Namen Lut zu geben und jeden Salzumpf Kewir zu nennen. Dies ist jedoch nur teilweise richtig. Denn Kewir ist für die große Salzwüste der einzig zutreffende Name, und jede andere Wüstendepression desselben Typus ist eine Kewir. Lut hingegen ist die südpersische Wüste, und man hört diese Bezeichnung erst dann, wenn man sich im Süden von Tebbes befindet. Eine Lut kann viele Kewirs enthalten, obgleich sie dort gewöhnlich Kemeškar oder Salzbehälter genannt werden. Descht-i-Lut übersetzt Sykes mit „nackte Wüste“.

In der Beschreibung seiner fünften Persienreise im „Geographical Journal“, XXVIII (1906), S. 451, hat Sykes seine Ansicht über die Etymologie der beiden Wörter teilweise modifiziert. Er sagt, daß die arabischen Schriftsteller und in gewissem Sinn auch die Perser das Wort „mafaza“, Wüstenei, gebrauchten, das später durch die Worte Kewir und Kefe verdrängt worden sei. Kewir bedeute „Salzwüste“, aber seine Etymologie sei nicht festgestellt. Das Wort sei bis vor kurzem auf allen Karten von Persien gebraucht worden, um die ganze Wüste zu bezeichnen, sei aber durch das Wort Lut ersetzt worden; jetzt bediene man sich des Ausdrucks Kewir nur, um Salzgegenden zu bezeichnen. Sykes gibt zu, daß noch manche Perser das Wort von „Lut“, nackt, ableiten; aber seiner Ansicht nach ist es jetzt über allen Zweifel erhaben, daß der Name von Lot, dem Neffen Abrahams, herkomme, denn in einer 1903 herausgegebenen arabischen Geographie ist der Name der Wüste genau so wie der Lots geschrieben, nicht wie Lut, nackt. Er sieht daher die Namenfrage als endgültig entschieden

an. Dieser Schluß scheint mir etwas voreilig zu sein, und ganz unangebracht ist es auf der den Aufsatz Sykes' begleitenden Kartenskizze, mit dem Namen Lut auch die ganze nördliche Wüste zu bezeichnen. Selbst dann, wenn eine arabische Geographie sich einer Schreibart bedient, die zu einer solchen Auffassung verleiten kann, steht doch fest, daß in der nördlichen Wüste der Name Lut nicht gebräuchlich ist, sondern daß man sie nur unter dem Namen Kewir kennt, ebenso wie alle andern Salzdepressionen, soweit sie nicht statt dessen Darja-i-nemef oder Nemefar genannt werden.

Schließlich mag noch angeführt sein, daß Huntington Darja mit See, Hamun mit Sumpf oder teilweise offener, teilweise schilfbedeckter See übersetzt; er bezeichnet richtig ein Nemefar als zeitweiligen Salzsee, was in gewissem Grad auch für die Kewir gilt, wenngleich diese trockner ist.

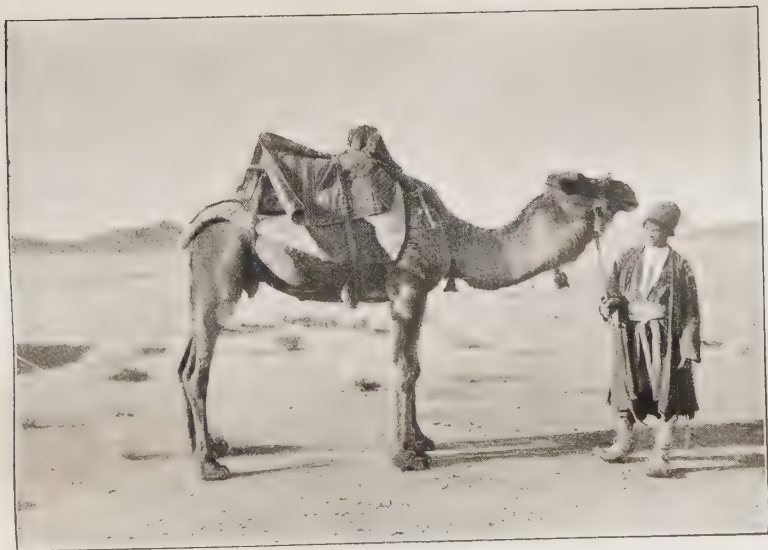
Achtundvierzigstes Kapitel.

Alexanders Heerzug durch Südbelutschistan.

Die meisten europäischen Reisenden, die durch Persien gezogen sind, haben sich über die Menge der Ruinen von Städten, Dörfern, Karawanseerais, Moscheen, Türmen, Mauern und Bewässerungskanälen gewundert, die man überall längs der Straßen und in Gegenden findet, die jetzt gänzlich unbewohnbar sind. In höherem Grade als anderwärts ist dies in den östlichen Provinzen der Fall, in Südchorassan, Kirman, Seistan und Mekran. Niemand hat dies so scharf hervorgehoben wie E. Huntington, der in seinem wertvollen Werke „The Pulse of Asia“ dieser Erscheinung ein ganzes Kapitel widmet. Er stützt sich dabei auf Geschichtsdaten, beginnt mit Alexander dem Großen und versucht nachzuweisen, daß es heutzutage unmöglich sein würde, ein Kriegsheer an der Küste von Belutschistan entlangzuführen. Er erinnert an St. Johns Ausspruch, daß es einem Krateros in unsern Tagen recht schwer werden sollte, seine Elefanten und seine schwere Bagage vom Hilمند durch eine Gegend, die nach St. Johns Beschreibung vollkommen wüstes Land ist, nach Marmaschir zu bringen. Huntington zeigt ferner, daß Seistan früher viel dichter bevölkert gewesen ist, was aus den zahlreichen Ruinen hervorgeht. Durch Stellen aus alten und neuen Beschreibungen weist er nach, daß das Klima im südöstlichen Persien und im südwestlichen Belutschistan in einer Austrocknungsperiode begriffen ist. Rings um das Hamunbecken fand er zwei Terrassen, die 15 und 25 Fuß hoch waren, aber er gibt zu, daß



187. Bütten in Perwadeh. (S. 103.)



188. Eines der gemieteten Kamele. (S. 105.)



189. Auf dem Weg nach Torofcho. (S. 106.)



190. Durch eine flache Talfurche. (S. 107.)

die Austrocknung nicht regelmäßig und gleichmäßig ist, denn der Ruzi-Chodschä in der Mitte des Sees ist einstmals mit dem Land verbunden gewesen.

Seine Ansichten faßt Huntington in folgende Hauptpunkte zusammen. Von den vier Provinzen Chorassan, Merveidschan, Kirman und Seistan hat die erste im ganzen Land am meisten durch Krieg gelitten, ist aber trotzdem noch eine der am besten bevölkerten. Nach ihr ist Merveidschan durch Krieg am schlimmsten verheert worden, ist aber immer noch die bevölkertste persische Provinz. Seistan ist weniger verwüstet worden, aber seine Bevölkerung ist viel mehr dezimiert worden als die schon genannten Teile des Landes. Kirman hat am wenigsten durch Krieg gelitten, aber es ist voller in Ruinen liegender Städte, und seine Bevölkerung hat sich ganz bedeutend verringert. Also tragen weder Krieg noch schlechte Verwaltung die Schuld an dem starken Rückgang der Bevölkerung; er ist vielmehr einzig und allein durch eine Verschlechterung des Klimas zu erklären.

Diese Ansicht war schon viel früher von Blanford ausgesprochen worden, der glaubte, das Land sei voller Seen gewesen, in denen die Ablagerungen der jetzigen Ebenen sich abgesetzt haben. Blanford glaubt ferner, daß Persien vor 2000 Jahren viel dichter bevölkert und viel besser angebaut gewesen sei als in unsern Tagen.

Es ist nicht leicht, in diesen Fragen vollkommene Klarheit zu erhalten. Ein so gründlicher Kenner der Geologie Nordpersiens wie E. Tieze tritt den Theorien Blandfords aufs entschiedenste entgegen. Er sagt darüber in seinem Aufsatz „Zur Theorie der Entstehung der Salzsteppen und der angeblichen Entstehung der Salzlager aus Salzsteppen“ (S. 355 des „Jahrbuchs der k. k. Geologischen Reichsanstalt“, 27. Bd. [1877]):

„Wohl sind die Zeichen des Verfalls in Persien unbestreitbar, aber dieser Verfall hat ganz andere Ursachen als klimatische Veränderungen, und wenn auch früher einige Prozent des Areal's in Persien mehr kultiviert waren als heute, so spricht das höchstens für eine größere Arbeitsamkeit und eine bessere Verwaltung in jenen Zeiten, aber das

beweist noch immer nicht, daß das Land damals von Wäldern oder Süßwasserseen bedeckt war.“

Noch deutlicher spricht sich W. Tomaschef aus, der zu Ergebnissen gelangt, die denen Huntingtons gerade entgegengesetzt sind. Aus dem Vorkommen von Ruinen Schlüsse zu ziehen, kann zu Irrtümern führen. Tomaschef hat das beste geschichtliche Material, das vorhanden ist, benutzt, und daher haben seine Schlüsse außerordentlich großes Gewicht. Indem er die „reichhaltigen Angaben“ der arabischen Geographen mit den Forschungsreisen unserer Zeit auf demselben Gebiete verglichen hat, ist er in seiner Arbeit „Zur historischen Topographie von Persien. II: Die Wege durch die persische Wüste“ (II, 3) zu folgenden Resultaten gelangt:

„Aus der Vergleichung ergibt sich mit Sicherheit, daß die Zustände innerhalb des letzten Jahrtausends auf diesem Gebiete merkwürdig stationär geblieben sind. Die Statistik der menschlichen Ansiedlungen erweist sich bei dieser Vergleichung als ein wichtiger Faktor, als ein Gradmesser der steigenden oder sinkenden Kulturfähigkeit des Bodens. Wenn z. B. Istakhri angibt, das Dorf Kharânek habe 200, Sâghand 400 Familien, und wenn wir jetzt, nach tausend Jahren, an denselben Stellen fast dieselbe Einwohnerzahl vorfinden, so liegt darin ein wertvoller Beleg für die Stabilität der Naturverhältnisse in gewissen Teilen des Trockengebietes, ein Beweis dafür, daß der Boden dort absolut nicht mehr Wesen ernähren kann als jetzt und einst.

„Für einige Striche läßt sich der Beweis erbringen, daß sich in ihrem Bereich die Bodenkultur in Folge der rastlosen Tätigkeit des Menschen, trotz Hungerjahren und ungeachtet der Raubeinfälle der Nomaden, merklich gehoben hat. An andern Stellen hinwieder hat sich die Natur entschieden zu Ungunsten verändert, der stetig fortschreitende Verdunstungsprozeß hat die Wasseradern aufgezehrt und vorrückende Staub- und Sandmassen haben alte Kulturoasen — beispielsweise sei Zawârah genannt — für immer begraben. Mögen die Vorgänge in der Natur sich unendlich langsam abspielen, so daß selbst ein Jahrtausend im Leben der Erdoberfläche eine kurze Spanne darstellt: der unmerkliche

Wandel alles Bestehenden tritt gleichwohl auch in den Regionen, welche den Charakter der Stagnation zur Schau tragen, für den aufmerksamen Beobachter zutage.“

Dadurch, daß er vierzehn der Wüstenstraßen der Araber beschreibt und möglichst viele dieser Straßen mit den Beschreibungen neuerer Reisender vergleicht, zeigt Tomaschek, daß das Klima während des letzten Jahrtausends unverändert geblieben ist. In dieses Jahrtausend fällt Marco Polos Reise, und ich habe bereits nachgewiesen, daß dieser nur über Baabad nach Tebbes hat gehen können, um von Kuh-benan durch eine acht Tagereisen breite Wüste, wie er sie beschreibt, zu ziehen. Denn wenn er einen andern Weg eingeschlagen und acht Tage lang keine einzige Oase angetroffen hätte, so ließe sich dies nur durch eine Verbesserung der Naturverhältnisse in der Zeit vom 13. bis zum 20. Jahrhundert erklären, die nicht wahrscheinlich ist.

Wenn die Beschreibungen Marco Polos und der arabischen Geographen der Annahme, daß sich das Klima im östlichen Persien seit jener Zeit verschlechtert habe, nicht den geringsten Anhaltspunkt geben, so besitzen wir in den Werken, die die Geschichtschreiber Alexanders des Großen verfaßt haben, ein vortreffliches Mittel, den Zeitraum sogar auf 2200 Jahre auszudehnen. Man wird zugeben, daß die meisten Ruinen, die wir noch in Ostiran erblicken, jünger als 2200 Jahre sind! Läßt es sich also nachweisen, daß das Klima zu Alexanders Zeiten ungefähr dasselbe gewesen ist wie heute, so müssen die in Trümmern liegenden Orte aus andern Gründen verlassen worden sein.

Eine solche Untersuchung hat Huntington in seinem angeführten Werk vorgenommen. Daß ganz Innerasien sich in einer Austrocknungsperiode befindet, ist eine anerkannte Tatsache. Ist es jedoch glaublich, daß dieses Phänomen so schnell vor sich geht, daß man es schon im Verlaufe zweier Jahrtausende wahrnehmen kann?

Wenn Huntington hervorhebt, daß Reisende neuerer Zeit, die Alexanders Spuren gefolgt sind, es für vollkommen unmöglich erklären, jetzt eine Armee durch Gegenden zu führen, in denen man kaum Wasser und Weide für zwanzig Kamele finde, so muß man daran

denken, daß hierüber die Meinungen geteilt sind und daß es auch Reisende gibt, die sagen, daß es einem Kriegsheere möglich sei, durch Südbelutschistan nach Indien zu ziehen.

Ebensowenig ist das Schweigen des Arrianus über die Schicksale des Krateros ein Beweis, daß Krateros nicht ebenso große Verluste erlitten haben kann wie sein Herr. Man erfährt nur, daß Krateros sich „mit den Resten des Heeres und den Elefanten“ in Karmanien (Kirman) mit dem König vereinigte, aber nichts über die Zahl der verlorenen Krieger und Tiere.

Ebensowenig erlaubt ein Vergleich der Beschreibung, die Strabo von Karmanien gibt, mit der, die Sykes uns gibt, irgendwelche Schlüsse über das Klima. Strabo betont selbst (Buch XV, Kapitel 1), daß zwar mehrere der Griechen Indien gesehen hätten, daß jedoch die meisten ihrer Erzählungen auf Hörensagen beruhten. „Alle widersprechen einander. Da sie schon über das Gesehene so voneinander abweichen, was soll man dann von dem Gehörten denken?“

Ganz anders ist es mit wirklich geschehenen Ereignissen, die an und für sich völlig zureichend sind, um ein Bild der Natur, die sie herbeigeführt hat, zu geben. Dies um so mehr, wenn zwei Verfasser, deren Quellen jetzt spurlos verschwundene, während des Heerzuges niedergeschriebene Originalschriften gewesen sind, dieselben Dinge berichten, wie es bei Strabo und Arrianus der Fall ist.

Im sechsten Buch seiner Geschichte der Feldzüge Alexanders des Großen erzählt Arrianus, wie Alexander auf einem mühseligen Weg durch das Land der Gedrosier gezogen sei, auf einem Weg, auf dem das Heer an allem, besonders aber an Wasser, Mangel gelitten habe. Man mußte daher einen großen Teil des Marsches während der Nacht zurücklegen, was ganz natürlich ist, da der Zug in der warmen Jahreszeit vor sich ging und man Ende August (325 v. Chr.) von der Indusmündung aufgebrochen war. Das ganze Heer bestand nach Droysen aus 40000 Mann.

Man folgte der Küste in einiger Entfernung, aber so, daß man stets noch Fühlung mit ihr behielt. Alexander wollte nämlich die

Häfen untersuchen und der Flotte, die Nearchos befehligte, Proviant und Trinkwasser verschaffen. Aber das Land der Gedrosier war nach der Meeresseite hin überall eine Wüste. Deshalb schickte er Thoas, den Sohn des Mandroburos, mit einigen wenigen Reitern nach dem Meer hinab, um nachzusehen, ob es dort vielleicht irgendwo einen Landungsplatz gebe oder ob in der Nähe des Meeres Trinkwasser und andere Lebensmittel vorhanden seien. Dieser kehrte mit dem Bescheid zurück: er habe an der Küste einige Fischer in erstickend engen Hütten angetroffen . . . diese Fischer hätten nur für ihren eigenen Bedarf Wasser, das sie sich mühsam im Küstensande sammelten, und dieses Wasser sei nicht einmal ganz süß. . . . Die Eingeborenen erhielten Befehl, aus dem Innern des Landes möglichst viel gemahlenes Korn herbeizuschaffen, sowie auch dem Heere Datteln von den Palmbäumen und Schafe zum Verkaufe zu bringen.

„Er selbst marschierte nach der Königsstadt der Gedrosier, Bura genannt (das heutige Bampia oder das benachbarte Pahra), wohin er 60 Tage nach dem Abmarsch aus Ora gelangte. Die meisten der Geschichtschreiber Alexanders behaupten, daß alle Mühseligkeiten, die sein Heer in Asien erduldet, zusammengenommen nicht mit den Leiden, die es hier habe ertragen müssen, zu vergleichen seien. Indessen soll Alexander diesen Weg nicht aus Unkenntnis der Schwierigkeiten eingeschlagen haben, . . . sondern gerade deshalb, weil er gehört habe, daß bisher noch keiner hier ungeschädigt mit einem Heere hindurchgekommen sei, ausgenommen Semiramis auf ihrer Flucht aus Indien, und nach den Erzählungen der Eingeborenen soll auch sie sich nur mit 20 Mann ihres Heeres haben retten können; ebenso wie Cyrus, der Sohn des Kambyses, mit nur 7 Mann.

„Auch Cyrus soll nämlich in diese Gegenden gekommen sein, um in das Land der Indier einzufallen, hatte aber, ehe es dazu kam, in der Wüste mit ihren verzweifelt schlechten Wegen den größten Teil seines Heeres verloren. Erzählungen solchen Inhalts hatten in Alexander die Lust erweckt, mit Cyrus und Semiramis zu wetteifern. Deswegen sowohl wie um aus der Nähe die für die Flotte not-

wendigen Hilfsmittel zu beschaffen, hatte Alexander, wie Nearchos sagt, diesen Weg gewählt, und nun hatte die glühende Sonnenhitze nebst dem Mangel an Wasser einen großen Teil des Heeres und in noch höherem Grade die Lasttiere aufgerieben; diese waren nämlich infolge der Glut und der Tiefe des erhitzten Sandes sowie besonders vor Durst umgekommen. Denn manchmal war man auf Hügel aus tiefem, aber nicht dicht gehäuftem Sand gestoßen . . . Und dabei hatten die Pferde und die Maultiere noch fühlbarer durch das Hinauf- und Hinunterklettern auf dem unebenen und zugleich nicht festen Boden leiden müssen. Auch war die Länge der Tagemärsche keine kleine Strapaze für das Heer gewesen. Denn der Wassermangel zwang es, Tagemärsche zu machen, die über seine Kräfte gingen.“

Dann spricht Arrianus noch weiter über den „unaufhörlichen Durst“, über den Mangel an Lebensmitteln, der sie gezwungen habe, tote Pferde und Maultiere zu essen, und über die Kranken, die zurückgelassen worden seien. Die Frachtwagen wurden in Stücke zerschlagen, da man außerstande war, sie durch den tiefen Sand zu bringen, nachdem man zu Anfang des Marsches gerade des Troßes wegen hatte Umwege machen müssen. Einige Leute brachen infolge von Krankheiten, andere vor Erschöpfung zusammen, erlagen der Hitze oder dem Durste, aber der Zug schritt ohne Unterbrechung weiter, und wer sich nicht selber helfen konnte, mußte liegen bleiben. Während der Nachtmärsche überwältigte viele der Schlaf, und sie konnten nachher die Spur des Heeres nicht wiederfinden. Sie kamen im Sande um, „wie Schiffbrüchige im Meer“. Ein anderes Verhängnis war folgendes: „In Gedrosien regnet es gerade wie in Indien infolge der Passatwinde; freilich nicht auf den Ebenen von Gedrosien, sondern in den Bergen, wohin die Wolken vom Winde getrieben werden und wo sie sich entladen, weil sie sich nicht über die Bergspitzen erheben können. Als nun das Heer sich an einem wasserarmen Bache gelagert hatte, gerade des Wassers wegen, füllte sich dieses Bett in der zweiten Nachtwache infolge der Regenschauer, die gefallen waren, ohne daß das Heer etwas davon gemerkt hatte, und das Lager wurde mit solcher

Gewalt überschweimmt, daß die meisten Frauen und Kinder, die dem Heere folgten, ertranken.“

Dann folgt die bekannte Geschichte der Kundschafter, die in einer Schlucht einen Schluck schlechten Quellwassers gefunden hatten und ihn dem König in einem Helm überreichten. Er ging zu Fuß, um seine Krieger aufzumuntern, nahm den Helm, lobte die Kundschafter und goß das Wasser auf die Erde. Hierdurch wurde der Mut aller angefeuert. Als man weiter gelangte, fanden seine Führer sich nicht zurecht, weil der Weg im Flugsand nicht zu erkennen war. Da ritt er selbst mit fünf Begleitern nach der Küste und ließ dort im Sand nach süßem, reinem Wasser graben. Das ganze Heer kam ihm nach und zog nun sieben Tage an der Küste entlang, um sich Wasser verschaffen zu können. Schließlich gelangte er nach Bura, der Königstadt der Gedrosier, wo er das Heer ausruhen ließ.

Strabo sagt unter anderm, daß die Küste der Ichthyophagen, der Fischeßer, flach und meistens baumlos sei, mit Ausnahme einiger Palmen, eines gewissen Dornstrauches und der Tamarisken. Auch an Wasser und eßbaren Früchten herrsche dort Mangel. „Sowohl die Menschen wie das Vieh nähren sich von Fischen und von Regen- und Brunnenwasser.“ Von Gedrosien heißt es, daß das Land allerdings weniger heiß sei als Indien, aber doch heißer als das übrige Asien und daß auch dort, die Sommerzeit ausgenommen, Mangel an Früchten und Wasser herrsche. Strabo teilt uns mit, daß Alexanders Heereszug mit Absicht während des Sommers ausgeführt worden sei. Man habe nämlich gewußt, daß es dann in Gedrosien regne und Flüsse und Brunnen gefüllt seien, während sie im Winter trocken stehen, und daß der Regen in den höheren Regionen im Norden falle, so daß die Flüsse das Wasser nach der Küste hinabführen. „Doch in der Wüste schickte der König Brunnengräber voraus. . . . Nur durch die Dattelpalmen wurden sie gerettet.“ Im übrigen ist Strabos Schilderung der spätern, von Arrianus verfaßten sehr ähnlich. Nebenbei sei erwähnt, daß nach seiner Angabe die Wüste von Karmanien im Süden der Kaspischen Tore liegt. Da dieser Paß unmittelbar auf

der Südostseite des Demawend liegt, hat er entschieden in der Zeichnung der Wüste von Karmanien die ganze Kewir eingebegriffen. Er sagt, daß „die Kamelherden“ an den Grenzen des kalten, gebirgigen Landes im Norden lebten. Gerade so ist es noch heute!

Der Weg, dem Alexander längs der Küste gefolgt ist, wird sich wohl schwer feststellen lassen. Nach Strabo entfernte er sich niemals mehr als 500 Stadien weit vom Meer. Die Stadien, um die es sich dabei handelt, können nicht lang gewesen sein, denn es heißt auch, daß er die Truppen 20—30 Stadien von den Brunnen entfernt haben lassen, damit die Krieger nicht „aus Durst unmäßig tranken“. Wenn man diesen Abstand auf einen Kilometer veranschlagt, so hätte sich Alexander höchstens 20 Kilometer von der Küste entfernt. Daß er die ganze Zeit über der Küste sehr nahe geblieben ist, geht auch aus Strabo hervor, der sagt, der Führer habe sich aus Unkenntnis einmal so tief in das Innere des Landes hineinverirrt, daß „man das Meer nicht mehr erblickte“. Daraus ergibt sich, daß das Meer sonst stets in Schweite gewesen ist.

Um die allgemeinen geographischen Verhältnisse jener Zeit mit den jetzigen zu vergleichen, müssen wir uns bei irgendeinem Reisenden, der möglichst nahe an der Küste entlanggezogen ist, Rats erholen. Ein solcher ist der Major, später General Sir Frederic Goldsmid, der im Jahre 1861 in amtlichem Auftrag die Reise von Karachi nach Gwadar machte, und zwar auf fast derselben Straße wie einst Alexander. Aus seiner im „*Journal of the Royal Geogr. Society*“, XXXIII (1863), S. 181 fg., veröffentlichten Reisebeschreibung führe ich nur einige Punkte an, die das Problem beleuchten.

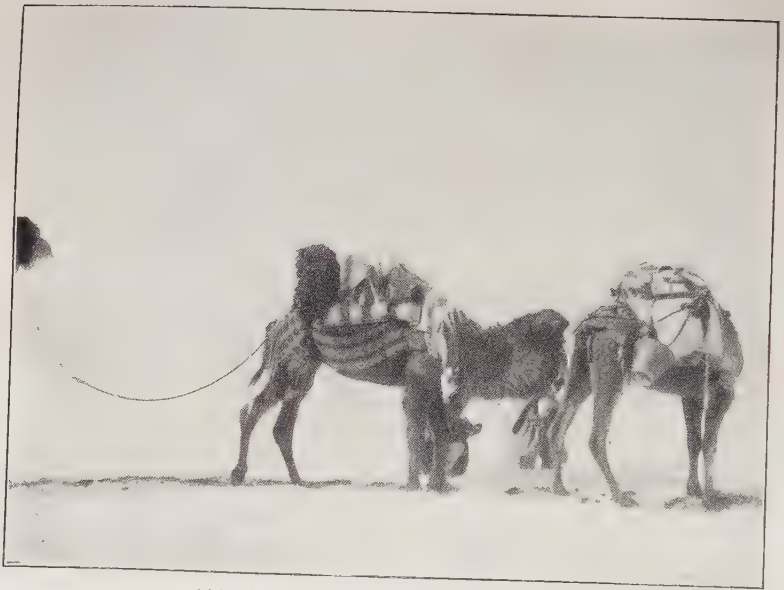
Am 12. Dezember 1861 brach Goldsmid nach dem Habbflusse auf, der 3 Fuß tief war. Am 14.: Gras, Tamarisken, Küstendünen und Brunnen; beim Lager zwei Brunnen mit salzhaltigem, aber trinkbarem Wasser. Am 15.: Gärten und angebaute Felder, die von kleinen Becken und Brunnen aus bewässert werden; der Bindorefluß ist ausgetrocknet; bei der Stadt Summiani leicht salzhaltiges Brunnenwasser; Lebensmittel und Futter in Menge. Den 21.: Dünen und Sümpfe,



191. Tal im Toroschogebirge. (S. 107.)



192. Lager in der wasserlosen Baabadwüste. (S. 110.)



193. Raft in der Rewir. (S. 119.)



194. Scharf und grell heben sich die Kamele vom Grund ab. (S. 119.)

die sich nach Regenfällen bilden; ein Lager, ein Hain, ein Dorf mit angebauten Feldern; der Puralifluß versieht das Dorf Buddo mit Wasser „in reichlicher Menge und von gutem Geschmack“; nach anhaltenden Regen tritt der Purali über seine Ufer.

Den 23.: Dschungel, Gras und Flußwasser; Dünen und ausreichend Kamelweide. Den 24.: ein Brunnen, ein ausgetrocknetes Bett; beim Lager Futter für Kamele und Pferde und salzhaltiges Wasser aus einem Flußbett. Am 25.: wohlhabende Landleute und Ruhhirten; „auch dem Vieh schien es nicht an Futter und Wasser zu mangeln“. „Die Wasserzufuhr durch die Gebirgsbäche muß die Täler fruchtbar machen, wenn nicht für den Getreidebau, so doch wenigstens für Gras und Futterpflanzen.“ Beim Lager ein unzureichender Brunnen, aber in zwei und vier (englischen) Meilen Entfernung gutes Wasser. Am 27.: sandiger, ebener Boden; gute Pferdeweide; drei ausgetrocknete Flüsse, von denen einer ein 18 Fuß tiefes und 50 Fuß breites Bett hatte. Den 28.: Dünen und Erosionsrinnen von den Bergen her; beim Lager Wasser in Hülle und Fülle aus dem Hingorfluß; Futter und Weide zur Genüge; Proviant liefert ein hier ansässiger indischer Kaufmann. Am 31. wurde wieder am Hingorfluß gelagert.

Am 1. Januar 1862: „Mehr oder weniger mit Vegetation bedeckte Schluchten und Täler.“ Doch war der Weg auf dieser Tagesreise sehr schlecht: „es ist ganz gewiß, daß dieser in Zickzackwindungen laufende Weg für Truppen absolut unpassierbar sein würde, bei beständig gutem Wetter vielleicht ausgenommen. Starker Regen würde dem Vorücken eines jeden Heeres verhängnisvoll werden.“ Der Lagerplatz heißt Shir Koomb, das „Süßwasserbecken“; das Wasser ist dort ebenso gut wie reichlich vorhanden, aber Futter und Gras sind kaum genügend.

Die beiden folgenden Stationen sind mittelmäßig. Manchmal reichte das von dem Orte gebotene nicht für eine größere Gesellschaft aus, als Goldsmiths Schar war. Aber am 4. ging es über den Gorudfluß, der vier Fuß Wasser am jenseitigen und morastigen Boden am diesseitigen Ufer hatte; noch immer Sanddünen. Das Lager dieses

Tages war Ormarah, ein Städtchen mit 300 Häusern und 900 Einwohnern; sie leben meistens von Fischfang und Datteln. In der Nähe ein herrlicher, natürlicher Wasserbehälter, wo das Quellwasser aus steiler Felswand heraussprudelt. Es gibt mehrere Quellen in der Gegend. In Ormarah selbst kann man gutes Wasser erhalten, wenn man $4\frac{1}{2}$ Fuß tiefe Brunnen gräbt; sie werden aber bald salzhaltig.

Den 16. Januar: Moräste von den letzten Regengüssen; am Lager der Fluß Buffole mit vielem, wenn auch trübem Wasser; genügend Futter; Eingeborene hier und dort verstreut. Baumwuchs. Den 17.: der Hauptdeltaarm des Buffole hatte drei Fuß Wasser, und es wurde den Kamelen schwer, ihn zu durchwaten; Einöde, Sand und Anschwemmungen wechseln ab; eine Gegend für Verieselung, wenn auch auf Regenwasser angewiesen, aber ihr Weizen ist schlecht. Beim Lager ein Flußbett, Wasser, Weide und Futter in zureichender Menge, die Gegend ist bewohnt. Den 18.: zahlreiche Regenrinnen. Das Lager an einem Flusse namens Koondree, in dessen Schutz es einen natürlichen Brunnen gibt, der nie versiegt. Die Weide ungenügend. Vom Lager am Schorifuß: gutes Wasser, Futter und Gerste kann man sich verschaffen. Den 20.: ziemlich gutes Flußwasser. Den 21.: Pasni, Stadt mit 70 Hütten aus Pfählen und Matten; salzhaltiger Brunnen. Den 24.: es gab Regenwasser, sonst kann man drei bis vier Fuß tiefe Brunnen graben. Den 25.: ein schnell dahinströmender Fluß, Schinzanee, zwang zu Umwegen. Beim Lager war alles Notwendige zur Genüge vorhanden.

Den 26.: es ging über mehrere kleine Bäche und den Fluß Savaru, der „ein ansehnlicher Fluß“ genannt wird. Ackerland, fünfzehn bewohnte Orte in der Gegend; weidende Kamele in großer Zahl. Beim Lager Regenwasser, Dattelpalmen, viel Pferdefutter und ausreichend Kamelweide. Den 28.: Palmen und andere Bäume; Fischer und Bootsleute; der Fluß Barumba mit wenig Wasser. Den 29. Januar erreichte man Gwadar, eine Stadt mit Palmen: „hier fanden wir notwendige Vorräte aller Art und gutes Brunnenwasser in Menge“.

Man wird sagen, daß Goldsmids Reise in einer günstigeren Jahreszeit ausgeführt worden ist als der Zug Alexanders. Doch die

Beschreibung des Küstenlandes, die uns Hauptmann S. B. Miles im „Journal of the R. Geogr. Society“, XLIV (1874), S. 163 fg., von einer Reise macht, die am 14. Oktober angetreten wurde, ist auch nicht schlechter. Er brach in Gwadar auf und befand sich also genau zu derselben Zeit des Jahres dort wie einst Alexander. Bis Ormarah folgte er einer Straße im Binnenland. Nachdem man den Küstengürtel überschritten und den Deschtfluß erreicht hat, geht alles leicht. Dort gibt es viele Dörfer, von denen eines, das Dorf Bul, sogar 400 Häuser besitzt. An der Straße zeigten sich Spuren älterer Felder, die aufgegeben worden waren; die Bewässerung hängt ganz von den Niederschlägen ab.

20. Oktober: am Deschtfluß ist ein gut bevölkertes, fruchtbares Gebiet. Kein Mangel an gutem Brunnenwasser. Vom Toomptal heißt es: „Hin und wieder findet man Quellen mit vorzüglichem Wasser, die aus aufstehendem Gestein entspringen und Bächlein bilden, in denen es von kleinen Fischen wimmelt. Im Tale 8000 Einwohner; großartige Dattelpalmen. Überall ‚Kari‘ oder Kanate; diese sind sehr alt, und ihre Anlegung wird den ‚Divs‘, den Geistern, zugeschrieben.“

25. Oktober: Palmen und Tamarisken; der Weg ist sehr ausgetreten und gut; über die Schluchten führen Brücken aus Palmstämmen. Das Kedschtal ist 270 englische Meilen lang; leichtes Wasser strömt in dem Kedschfluß, der sieben verschiedene Fischarten enthält; diese werden von den Belutschi gefangen und gegessen; die Felder werden während der Regenzeit mit Regenwasser bewässert, sonst durch Kanalwasser.

30. Oktober. Sami, ein Dorf mit einem beständig fließenden Gebirgsbach, dazu der Fluß Kil Chor. Palmen.

1. November: „Das Tal scheint voller Quellen zu sein, und obgleich man nur hin und wieder im Bette des Chor rinnendes Wasser antrißt, fließt es wahrscheinlich unter der Erde weiter.“ Während der sechs folgenden Tage gab es an allen Lagerplätzen gutes Wasser und Zwerqpalmern, auch sah man hier und dort Hirten mit Schafen und Ziegen.

10. November: Bei der Festung Soordoo war Miles über den Reichtum an Obstbäumen erstaunt; es gab dort Äpfel, Weintrauben, Pflaumen, Orangen, Zitronen, Limonen, Pfirsiche, Feigen, Mandeln usw. Die Felder bewässert ein Fluß, der Punjgoor heißt.

Miles schätzt die Einwohnerzahl dieses Tales auf 16 000 bis 18 000. Vor anderthalb Monaten war eine aus 400 Kamelen bestehende Karawane mit Weizen aus Kandahar angekommen und hatte sich kürzlich mit Datteln wieder auf die Heimreise begeben. „Wasser gibt es dort in großer Menge zur Berieselung der Felder, teils direkt vom Flusse aus, teils aus den Kari, von denen Punjgoor elf besitzt.“ Die Häuser sind aus Palmenblättern und Matten aufgeführt.

Am 12. November sah man zahlreiche Karawanen, die aus Kamelen, Eseln und Ochsen bestanden und Datteln transportierten. Im Lager mußte man sich ohne Wasser behelfen. Doch am nächsten Tag wurde das Lager an einem Teiche aufgeschlagen, den ein dicker, warmer, aber süßer Wasserstrahl aus dem anstehenden Gesteine bildet; in dem Teiche gibt es Fische. Von nun an findet man öfter Wasser, und am 19. sieht man den ganzen Tag Quellen.

20. November: „Eine wirkliche Tümpel- und Quellenkette begleitet uns den ganzen Tag.“

22. November: Der Thor Buffool, den wir von Goldsmids Reise her kennen, führt stets Wasser, wenn er auch manchmal beinahe ausgetrocknet ist und dann wieder wütend einhertost. Von Ormarah folgte Miles der Telegraphenlinie längs der Küste.

Die mir vorliegenden Karten, darunter die von Sykes im „Geographical Journal“ und die der „Regna Antiquissima Orientis“ in Justus Perthes' „Atlas Antiquus“, sowie Droysens Karte geben an, daß Alexander in dem jetzigen Omadar die Küste endgültig verließ und von dort aus direkt nach Pura, der Hauptstadt von Gedrosien, zog.

Major Evan Smith beschreibt diese Straße in „Eastern Persia“, S. 212 fg. Er verließ Bampur mit 40 Mann, den nötigen Kamelen und einigen Mauleseln am 16. Februar 1871. Der durch Quellen

gespeiste Dampursluß war damals mit Wasser gefüllt; an den Ufern wächst dichtes Gestrüpp. Bahra ist eine aus 120 Häusern bestehende, mit einer Mauer umgebene Stadt. Viele glauben, daß Bahra mit dem Pura Alexanders identisch sei. Während der ersten vier Tage fand Evan Smith Wasser und Vegetation in Hülle und Fülle. Am fünften Tag gelangte man an den Serbasfluß; „dort gab es infolge des kürzlich eingetretenen Regens viel Wasser; unter den Felsen hatten sich auch große, tiefe Tümpel gebildet, und es ist wahrscheinlich, daß man hier das ganze Jahr hindurch Wasser finden könnte“. Die Vegetation besteht aus Tamarisken und Zwergpalmen.

Im Dorfe Serbas gab es vorzügliches Wasser, Reis, Datteln und Tabak. „Unser nächster Marsch war sehr angenehm. . . . Felder, die sich ohne Unterbrechung bis an den Dipchor (14 englische Meilen) erstreckten, waren auf erhöhten, künstlichen Terrassen an den Flußufern angelegt und wurden durch künstliche Kanäle bewässert. Mango-, Drangen- und Maulbeerbäume waren im Überfluß vorhanden und gediehen gut. Bohnen und Gerste schienen die hauptsächlichsten Feldfrüchte zu sein und waren bald reif für die Sichel. Nun folgte eine ununterbrochene Reihe kleiner Dörfer, deren Bewohner, beinahe ausnahmslos mit Feldarbeit beschäftigt, an den Flußufern standen, als wir vorüberzogen.“

Nach weiteren Dörfern, Gärten und Dattelhainen erreicht man ein offenes Plateau, das sich ununterbrochen bis an die Grenze von Sind erstreckt, „und wenn die Perser nur wollten, könnte eine große Armee in dieser Richtung an die Grenze von Sind ziehen, ohne auf irgendein Hindernis zu stoßen, da sie auf dem ganzen Wege Wasser und Proviant finden würden. Persiens Vorrücken in dieser Richtung ist daher, wie es mir scheint, eine Frage, die ernster Erwägung wert wäre.“

Bastan ist ein neues Dorf in einem Palmenhain. Während der übrigen sieben Reisetage wird von dem stark bevölkerten Dorfe Bischin berichtet, von Dattelpalmen, Gras und Wasser, guten Weiden, öden Gebieten, vom Dejchtlusse, der manchmal so angeschwollen ist, daß er

den Verkehr wochenlang hemmt, von schlechtem Wasser auf der letzten Station und schließlich von Gwadar.

Wenn wir die alte Beschreibung der Küste Gedrosiens mit der neuen vergleichen, so müssen wir zugeben, daß der Unterschied verschwindend gering ist; ja, ich kann keinen andern Unterschied finden, als den, daß die modernen Beschreibungen von einem viel weniger bewölkerten Lande sprechen als die alten. In welcher Hinsicht hat die Natur sich verändert? Ist die Küste von Belutschistan heutzutage eine Wüstenei, so war Gedrosien „nach der Meeresseite hin überall eine Wüste“. Dieselben Dünen säumen noch die Küste ein, dieselben Ichthyophagen leben noch von Fischfang und Datteln und trinken Wasser aus salzhaltigen Brunnen oder Regenwasser, ganz wie zu Alexanders Zeit. Nach seinen Geschichtschreibern wohnten die Menschen in engen Hütten, die oft aus Muscheln und Knochen erbaut waren; jetzt leben sie in Hütten aus Stangen und Palmblättermatten, ein Umstand, der nicht für eine Verschlechterung des Klimas spricht. Es hat den Anschein, als ob beinahe alle Lasttiere Alexanders vor Durst umgekommen seien; jedenfalls verschmachtete ein großer Teil der Mannschaft. Unausgesagt ist die Rede von Durst, der die Bande der Disziplin lockerte und den König veranlaßte, die Insubordinationsvergehen seiner Soldaten zu übersehen. Sie schlachteten und verzehrten die Lasttiere, um nicht Hungers zu sterben.

Aber Palmen wuchsen damals wie heute, und nach Strabos Aussage waren Datteln die Rettung der Überlebenden. Das Land war so schwierig zu passieren, daß sich nicht einmal eingeborene Führer zu rechtfinden konnten, wenn alle Spuren im Sande verweht waren. Beständig wurden Brunnengräber vorausgeschickt. Man machte, gerade des Wassermangels wegen, lange Tagemärsche. Die Entfernung beträgt bis Pura in gerader Linie 900 Kilometer. Das macht in 60 Marschtagen täglich 15 Kilometer. Doch der Weg ist augenscheinlich sehr gewunden, und an günstig liegenden Stellen blieb man auch wohl gelegentlich einen Tag oder zwei. Wahrscheinlich marschierten sie täglich 30 Kilometer. Goldsmid ging in 25 Tagen von Karachi

nach Gwadar; Miles bedurfte, um die Entfernung zwischen denselben Orten zurückzulegen, 40 Tage, allerdings auf einer andern, westlichern Straße; Smith machte die Reise von Pura nach Gwadar in 17 Tagen. Aber sie hatten nur eine kleine Gesellschaft mit sich, und Alexander ein ganzes Heer, das beim Abmarsch 40000 Mann stark war. Hierin liegt der einzige entscheidende Unterschied. Man kann in kleinen Gesellschaften mit Kamelen Gegenden durchziehen, in denen ein Kriegsheer mit Pferden und Maulteseln zum Untergange verurteilt ist.

Man wird denken, daß die Jahreszeit dabei auch eine gewisse Rolle spielte. Aber ich glaube nicht, daß es eine entscheidende Rolle gewesen sein kann. Alexanders Zug dauerte von Ende August bis Ende Oktober, Goldsmids Reise fiel in die Monate Dezember und Januar, Miles durchzog die Gegend vom Oktober bis zum Dezember und Smith in den Monaten Februar und März. Nach Hann in seinem „Handbuch der Klimatologie“ (zweite Auflage, II, 162) stehen die Küstenländer des Arabischen Meeres unter der Herrschaft des Südwestmonsuns. Reclus sagt in „Nouvelle Géographie Universelle“, IX, 116, daß Belutschistan eines der trockensten Länder Asiens sei, obwohl der Südwestmonsun darüber hinweghe. Denn Niederschläge gebe es nur im Gebirge. „In der That fallen beträchtliche Mengen Niederschläge in der Sommerzeit, und zeitweilige Seen bilden sich in den Thälern.“ Reclus erwähnt Spuren viel reicherer Niederschläge in alten Zeiten. Eine solche Zeit hat es hier gegeben, das unterliegt keinem Zweifel. Aber wann? Nicht vor 2200 Jahren, aber vielleicht vor 20000 Jahren. Nach Pottinger regnet es in dem Lande zwischen Ostpersien und Westsind im September und Oktober, sowie vom November bis zum März, so daß vier oder fünf regenlose Tage eine Seltenheit sind. Mekran hat seine Regenzeit im Vorfrühling und im Spätsommer; dies gilt jedoch nur von den Gebirgsgegenden. Nach Strabo wählte Alexander absichtlich den Sommer, weil er wußte, daß der Südwestmonsun dann Regen bringt, der freilich im Gebirge fällt, aber die Flüsse und Brunnen bis nach der Küste hinunter füllt. Hinsichtlich der Niederschläge findet man zwischen den vier Reisebeschreibungen, die

hier miteinander verglichen sind, eigentlich keinen Unterschied. Goldsmid hatte viermal, am 11., 13., 17. und 24. Januar, teils leichten, teils heftigen Regen. Miles spricht nicht ausdrücklich von Regen, wohl aber oft von süßen Regenwassertümpeln.

In den Teilen seiner Reise, die in den Gebirgsgegenden zurückzulegen waren, hatte Smith mehrmals tüchtigen Regen. Daß auch Alexander Regen gehabt hat, geht schon daraus hervor, daß seine Geschichtschreiber von Eingeborenen, die auf Regenwasser angewiesen sind, erzählen und dazu noch von einer Sturzflut sprechen, die allerdings im Gebirge gefallen war, aber einen ungeheuer großen Teil des Lagers, Frauen, Kinder, Troß, die ganze private Feldausrüstung des Königs und alle noch lebenden Lasttiere wegschwemmte.

Es ist klar, das Südbelutschistan zum Durchzug eines Kriegsheeres nicht das geeignete Land ist, und bei der heutigen Bewaffnung noch weniger als im Altertum. Alexander trat den Marsch mit einem ziemlich schweren Troße an, der aber unterwegs vernichtet wurde. Sowohl Strabo wie Arrianus erzählen, daß Cyrus, der Sohn des Cambyses (559—529 v. Chr.), dasselbe Wagnis versucht und sein ganzes Heer bis auf sieben Mann dabei verloren habe. Dieser persische Großkönig soll sich jedoch, nach Justin in seiner „Geschichte des alten Persiens“, S. 28, sowohl Seistan wie auch Gedrosien unterworfen haben. Beruht die Erzählung von seinem Heereszug auf einer wirklichen Tatsache, so hat er, mindestens 200 Jahre vor Alexander, noch größeres Mißgeschick gehabt als dieser.

Das Merkwürdigste ist der Umstand, daß Guan Smith seine Regierung geradezu vor den Persern warnt und darauf aufmerksam macht, daß eine große persische Armee ohne Hindernis und mit Wasser und Proviant auf dem ganzen Wege durch Südbelutschistan nach Indien würde ziehen können. Mit dieser Ansicht steht er nicht allein, denn St. John bestätigt in „Eastern Persia“, S. 75, seine Behauptung. Er sagt: „Ich glaube, daß Alexander auf dem ersten Teile seines Marsches durch seine Führer getäuscht worden sein muß und daß sie ihn genau in dem Abstand von der Küste gehalten haben,



195. In der schneeweißen Salzwüste. (S. 119.)



196. Nadirs Thron. (S. 121.)



197. Wir füllen unsere Wasserfläusche. (S. 121.)

wo das Wasser nur spärlich auftritt. Wäre er durch das Redschtal, jenen natürlichen Weg vom Indus nach Westbelutschistan, gezogen, so hätte er Wasser in Menge gefunden."

Weshalb wählte Alexander denn diese schlechteste aller nach und aus Indien führenden Straßen, anstatt den Rückzug durch die nördlichen Pässe zu bewerkstelligen, durch die es Timur im Jahre 1398, Sultan Baber 1505 und 1525 und Nadir Schah im Jahre 1738 mit solchem Erfolge versuchten, als diese Heerführer Indien eroberten? Alexander schwebte über die bessern Wege nicht in Unkenntnis; auf dem Zuge nach Indien hatte er ja selbst eine sichere Straße ausprobiert. Sein Heerzug war kein Knabenhaftes makedonisches Reiterpiel, kein Hochzeitsmarsch mit Trinkgelagen und Pauken- und Zimbelklang. Es ging allerdings mehr als einmal toll und ausgelassen her, aber er hatte immer ein großes Ziel im Auge. Er wollte alles tun, um die ungeheuern Ländermassen seines neuen Reiches zusammenzuhalten. Darum mußte er einen Seeweg zwischen Euphrat und Indus erschließen. Deshalb mußte er den Nearchos mit der Flotte an der Küste entlang fahren lassen. Dieser führte seinen Auftrag mit solcher peinlichen Genauigkeit aus, daß, wie Markham in seiner „History of Persia“, S. 412, angibt, unsere heutigen Seeleute noch die meisten Stellen, an denen er Anker warf, nach seinem Logbuche identifizieren können, obwohl die Küstenlinie sich seitdem an einigen Stellen verändert hat. Mit den Schiffen jener Zeit konnte man sich nicht weit von der Küste entfernen. Man konnte sich nicht auf mehrere Monate mit Wasser und Proviant versehen. Nearchos war daher auf das Küstenland angewiesen. Seine Flotte bestand, wie Droysen sagt, aus 100 Schiffen mit 5000 Mann. Das Landheer mußte der Seereise des Nearchos als Bedeckung dienen und ihn zugleich mit Proviant und Wasser versorgen.

Daher mußte Alexander um jeden Preis an der Küste entlang ziehen. Darüber sagt Droysen in der „Geschichte Alexanders des Großen“, S. 468 fg.: „Er durfte den großen Plan nicht um der Gefahren willen, die ihm notwendig folgten, Preis geben, er durfte die Opfer nicht scheuen, die ihm das Unternehmen kosten sollte, er

durfte die Stimme der Menschlichkeit und Besorgnis nicht achten, wo es galt, wesentliche Zwecke zu erreichen; und erkennt man einmal die Größe und Berechtigung jenes Gedankens, Asien für das Hellenische Leben zu gewinnen, so muß man auch die Konsequenzen desselben, mögen sie auch nach menschlicher Betrachtungsweise mit Menschlichkeit und Möglichkeit in Widerspruch erscheinen, anerkennen und als geschichtlich recht begreifen.“

Im Sommer des Jahres 325 hatte Alexander noch 80000 Mann. Von diesen marschierten wenigstens 30000 mit Krateros, etwa 40000 mit dem König; der Rest, ungefähr 12000 Mann, befand sich auf der Flotte. Droysens Beschreibung, die sich auf alle vorhandenen Quellen stützt, gibt ein drastisches Bild dieses verhängnisvollen Zuges. Anfangs ging es noch an, aber vom Lande der Ichthyophagen heißt es (a. a. O., S. 474 fg.):

„Jetzt zog das Heer weiter; es nahte dem furchtbarsten Teil der Wüste, in gräßlicher Steigerung wuchs der Hunger, das Elend, die Zügellosigkeit. Auf 10, auf 15 Meilen weit kein Wasser, der Sand tief, heiß, wellenhaft wie ein stürmisches Meer zu tiefen Dünen aufgeweht, in denen man mit jedem Schritt tief einsank und sich mit endloser Mühe durchschleppte, um sogleich dieselbe Arbeit von neuem zu beginnen; dazu das Dunkel der Nacht, die furchtbar wachsende Auflösung aller Ordnung, die letzte Kraft durch Hunger und Durst erschöpft oder zu selbstischer Gier verwildert. Man schlachtete die Pferde, Kamele und Manttiere und aß ihr Fleisch; man spannte das Zugvieh von den Wagen der Kranken und überließ diese ihrem gräßlichen Schicksal, während das Heer in wilder Hast weiterzog; wer vor Müdigkeit oder Entkräftung zurückblieb, der fand am Morgen kaum noch die Spur des großen Heeres wieder, und fand er sie, so bemühte er sich umsonst dasselbe einzuholen; in schrecklichen Zuckungen verschmachete er unter der glühenden Mittagssonne oder verirrte in dem Labyrinth der Dünen, um vor Hunger und Durst langsam dahinzusterben. . . . So häuften sich die Schrecken; und als nun endlich gar bei dem weitem Marsche, da ein heftigerer Wind die Dünen der

Wüste durcheinander trieb und allen Weg spurlos verwehte, die landeingeborenen Führer verirrt und nicht mehr wo noch wohin wußten, da sank auch dem Mutigsten der Mut, und der Untergang schien Allen gewiß. . . .

„So erreichte das Heer endlich das Ziel seines Weges, aber in welchem Zustande! Der Marsch von der Drittengrenze durch die Wüste hatte sechzig Tage gewährt, aber die Leiden und Verluste auf diesem Marsche waren größer als alles frühere zusammengenommen. Das Heer, das so stolz und reich aus Indien ausgezogen, war auf ein Viertel zusammengeschnitten, und dieser traurige Überrest des weiterobernden Heers war abgezehrt und entstellt, in zerlumpten Kleidern, fast ohne Waffen, die wenigen Pferde abgemagert und elend, das Ganze ein Aufzug des tiefsten Elends, der Auflösung und Niedergeschlagenheit.“

Alexander verweilte längere Zeit in Pura, damit sich noch möglichst viele der Nachzügler wieder zu ihm gesellen könnten. „Rette sich wer kann!“ war in der Wüste die Losung des Heeres gewesen. Der vierte Teil der Mannschaft, der dem Tode entronnen war, war von allem entblößt und hatte sogar seine Waffen eingebüßt. Es war eine Schar flüchtiger Vagabunden. 30000 Mann hatte die Wüste verschlungen, außer den Frauen, Kindern und Lasttieren, unter denen sich, wie Droyfen sagt, auch Kamele befanden. Die Küste der Fische verbirgt gewiß noch viele merkwürdige Geheimnisse unter ihren Wanderdünen!

Sir Thomas Holdich hat es im „Geographical Journal“, VII (1896), S. 387 fg., versucht, Orte und Straßen in Mekran aus dem Altertum und dem Mittelalter mit den heutigen zu identifizieren. Auf einer Karte hat er auch Alexanders Weg gezeichnet. Er erinnert an die Expedition, die in Kalif Walid I. Zeit durch Mekran nach Indien gesandt wurde, um dort den wahren Glauben zu verbreiten. Die Expedition stand unter dem Befehl des jungen Muhammed Kasim. Sie verlief glücklich und erfolgreich, und die Herrschaft über das Indus-tal, zu der sie den Grund legte, dauerte bis zum Jahre 1005. Das Einfallsheer bestand aus 6000 Kamelreitern und 3000 Mann Fuß-

voll, erhielt aber in Mekran noch größere Verstärkungen. „Mit dieser kleinen Schar wurde einer der überraschendsten Einmärsche in Indien, die je versucht worden sind, erfolgreich ausgeführt, durch Mekran hindurch, ein Land, das bis dahin als unpassierbar galt und in der frühern Geschichte mit lauter Unglücksberichten verbunden war. . . . Drei Jahrhunderte lang, als ein Volk arabischer Herkunft im Lande Sindh regierte, führte durch Mekran eine der großen Handelsstraßen der Welt, ein Band zwischen Abendland und Morgenland, wie es sonst keines an der indischen Grenze gegeben hat, das Tal des Kabulflusses vielleicht ausgenommen. Diese Hauptstraße war die Pulsader des gewaltigen indischen Handels.“

Holbich erwähnt die ehemaligen Reichtümer Seïstans und fügt mit Recht hinzu: „Seïstan war einst die Kornkammer Asiens und kann es auch wieder werden, wenn man die großartigen Bewässerungsmethoden des Altertums wieder ins Leben ruft.“ Also nicht durch die Verschlechterung des Klimas ist Seïstan so verödet worden, sondern weil man die natürlichen Hilfsquellen nicht mehr so ausnützt, wie einst geschehen ist.

In einem andern Aufsatz „Der Rückzug der Griechen aus Indien“ im „Journal of the Society of Arts“, XLIX, S. 417 fg., folgt Holbich dem Zuge Alexanders längs der Küste und macht darauf aufmerksam, daß Krateros mit dem schweren Gepäck und den Elefanten an bestimmte, bekannte Wege gebunden war, auf denen man leichter vorrücken konnte. Indessen darf man nicht vergessen, daß Krateros auch ganz bestimmte strategische und politische Aufträge auszuführen hatte. Holbich sagt, Alexander sei bis an den Hingol „beinahe Schritt für Schritt der zukünftigen indopersischen Telegraphenlinie gefolgt und habe sich am Hingol nicht sehr weit südlich von ihr befunden“. Von dort an gab es nur eine mögliche Straße. „Hier hat sich seit Alexanders Tagen nichts verändert.“ Ferner heißt es: „Andere Schriftsteller als Arrianus haben die Geschichte des Rückzugs Alexanders und der Mißgeschicke, die ihn dabei trafen, erzählt und ihre Überzeugung ausgesprochen, daß es da, wo ein so großer Heerführer



198. Die Oafte Naibend. (S. 126.)



199. Die Häuser kleben wie Vogelneſter an den Fängen. (S. 126.)

wie Alexander gescheitert, ein aussichtsloser Versuch sein würde, wenn andere mit der Hoffnung auf Gelingen das Unternehmen wagen wollten. . . . Erst viele Jahrhunderte nach Alexanders Zeit erhalten wir einen klaren historischen Einblick in Mesran, und was finden wir? Ein Land mit großen, blühenden Städten, mit Heerstraßen, die sie miteinander verbinden und bekannte, von der Natur dazu bestimmte Stationen hatten; Kriegsheere, die in beiden Richtungen marschieren, und einen Handel, der das Volk, das ihn in der Hand behielt, zu der vornehmsten Handelsmacht der Welt erhob, einen Handel, der jahrhundertlang durch jenes Land ging, das Alexander dem Großen so verhängnisvoll wurde.“ Kurz, Goldschmidt ist der Ansicht, daß das Land in der arabischen Zeit in einem bessern Zustand gewesen sei als zu Alexanders Zeiten. Seine Ausführungen sprechen jedenfalls nicht von irgendwelchen Verschlechterungen des Klimas während der geschichtlichen Zeit.

In Verbindung hiermit ist es interessant kennenzulernen, was der Leutnant, später Sir Henry Pottinger, über Alexanders Zug in „Travels in Beloochistan and Sind“ (London 1816), S. 263, sagt, denn auch er durchkreuzte vor genau 100 Jahren das südliche Belutschistan in mehreren Richtungen und konnte sich aus eigener Erfahrung über den makedonischen Heereszug äußern. Er spricht zuerst von dem Abmarsch Alexanders aus Pattala und seinem Eindringen in Gedrosien, „wo eine Menge Schwierigkeiten, Hunger, Durst und Erschöpfung seine Truppen dezimierten. Diese Marschrouten lag unbestreitbar im Süden der Brahovickette, und selbst dann, wenn die griechischen Geschichtschreiber sich weniger deutlich ausgedrückt hätten, würde allein schon die Natur des Landes genügt haben, um jeden Zweifel in dieser Hinsicht zu heben.“ Von Krateros sagt er, daß „wir ohne Frage darauf schließen könnten, daß dieser General absichtlich auf Umwegen habe ziehen müssen, um die Wüsten Gedrosiens zu vermeiden und daß er nicht in einer Gegend habe vorrücken wollen, in der alle die Mühseligkeiten, welche die königlichen Divisionen zu erdulden hatten, noch durch das Erzwingen eines Durchgangs zwischen

unzugänglichen Felsen und durch tiefe Engpässe gesteigert werden würden.

„Nach der griechischen Invasion und der Teilung des gewaltigen Reiches, das Alexander als Erbe hinterlassen, finden wir während einer Periode, die nahezu ein Jahrtausend umfaßt, diese Länder nur in den unzusammenhängenden sagenhaften Erzählungen erwähnt, die von den Gebern und von den alten Persern überliefert worden sind. . . . Teils durch den Eifer für den mohammedanischen Glauben angestachelt, teils mit dem Wunsche, sich wegen einer Beleidigung durch die Götzanbeter im Sindhlande zu rächen, schickte der Kalif von Bagdad im Jahre 677 n. Chr. ein Kriegsheer gegen jenes Königreich. Dieses Heer schlug denselben Weg ein, auf dem der makedonische Held beinahe 1000 Jahre vorher seinen Rückzug nach Babylon bewerkstelligt hatte. Von diesem Heer heißt es ausdrücklich, daß es in der Nähe der Meeresküste vorrückte, um sicher zu gehen, daß es Wasser finden konnte, das man sich dort auch stets verschaffen kann, wenn man in dem sandigen Küstenreich ein bis zwei Fuß gräbt.“

Wie verschieden die Ansichten über die Unveränderlichkeit des Klimas oder seine Veränderung während der letzten zwei Jahrtausende sind, zeigt folgendes Zitat aus „Compte Rendu des Séances de la Société de Géographie de Paris“ (1893), S. 27, über Leontieffs Reise von Tiflis nach Indien, worin es heißt: „Es geht aus Herrn Leontieffs Mitteilungen hervor, daß die klimatischen und biologischen Zustände Belutschistans (des alten Gedrosien) sich seit dem Zuge Alexanders haben schnell verändern müssen. Heute würde nicht nur keine Armee, sondern nicht einmal eine Reitereschwadron dort genug Lebensmittel und Wasser finden, um bestehen zu können. Eine große Menge verstopfter alter Kanäle und ausgetrockneter Flüsschen bestätigen diese Ansicht des Reisenden und beweisen das Vorhandensein der Kultur in ältern Zeiten. Im allgemeinen muß Belutschistan als ein sehr alter Wohnsitz der Menschheit angesehen werden, nach den Felsen zu urteilen, die bei Tump liegen und in denen sich die Grotten der Höhlenbewohner noch vollkommen erhalten haben.“

Welche Schlüsse lassen sich hieraus ziehen? In der grauen Vorzeit verlor hier ein Heerführer sein ganzes Heer und ein anderer den größten Teil des seinen; 1000 Jahre später durchzogen große, von Handelskarawanen und auch von Kriegsheeren benutzte Straßen das Land; in unsern Tagen erklären zwei Offiziere, die das Land aus eigener Erfahrung kennen, daß der Durchzug einer großen Armee, wenn sie nur vernünftigerweise gewissen Wegen folge, auf kein Hindernis stoßen, sondern unterwegs alles finden werde, dessen sie bedürfe. Man möchte wirklich geneigt sein zu denken, daß die Verhältnisse jetzt ein vorteilhafteres Aussehen haben als in alten Zeiten. In Wirklichkeit hängt der Ausgang von gar vielen Dingen ab, von der Ausrüstung, den Vorbereitungen, dem Reconoszieren der Straße, die man wählt, von den Führern, denen man folgt, und schließlich auch davon, ob es gerade ein günstiges Jahr ist, denn es kommt ja auch vor, daß sogar Indien sich in seiner Hoffnung auf den Südwestmonsun betrogen sieht und daß dann Millionen Menschen verhungern.

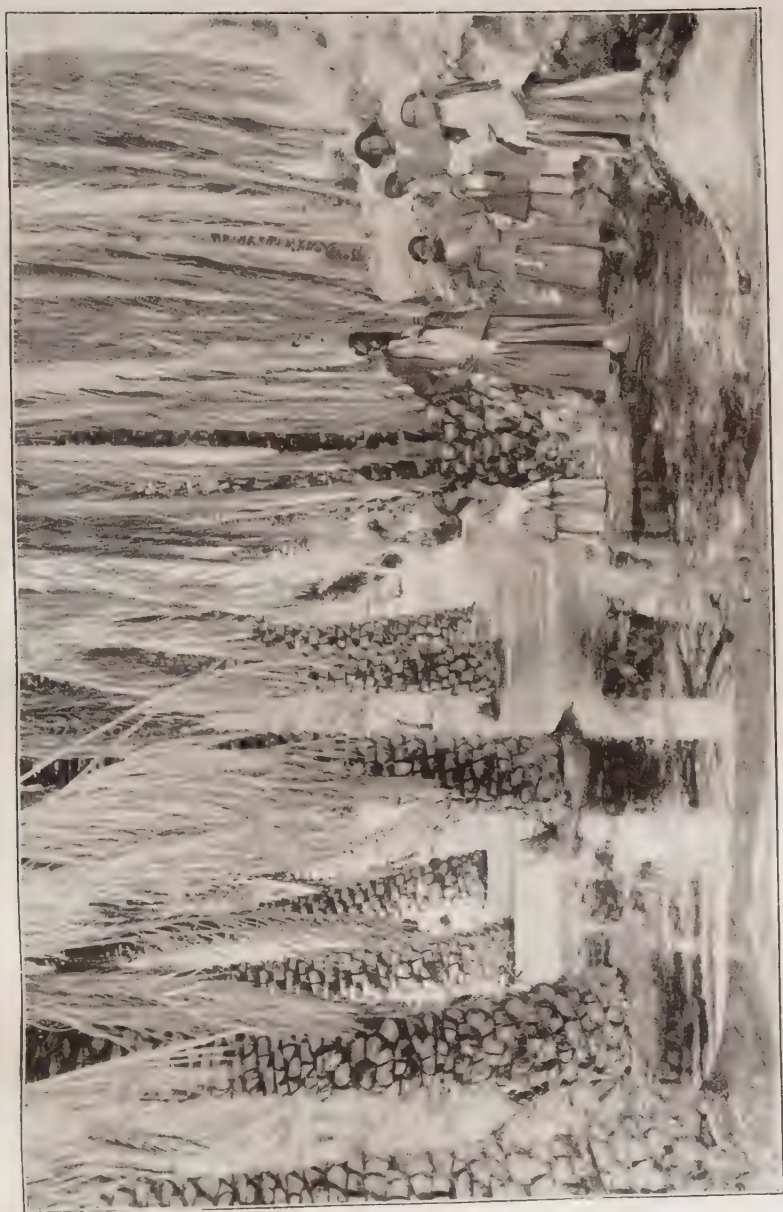
Alexander wollte Erfolg haben, und mit zu großer Baghaligkeit hat er alles auf eine Karte gesetzt. Das Unternehmen mißlang, weil das Land damals gerade so wüst war wie heute. Der Umstand, daß er selbst mit heiler Haut davorkam und noch zwei Jahre hindurch sein siegreicheszepter über Asien schwingen konnte, läßt uns sein Mißgeschick in Gedrosien viel zu leicht vergessen. Wenn er selbst vor Durst verschmachtet wäre, würden wir geneigt sein zu sagen, nur eine Wüste wie Gedrosien habe seinem Siegeszuge eine Grenze setzen und sein Heer vernichten können. Um so weniger Grund hat man also, aus seinen Erfahrungen entscheidende Beweise für eine Verschlechterung des Klimas aufzustellen.

Ebenso wenig kann der Zug des Krateros für irgendwelche Schlüsse Anhaltspunkte liefern, denn über ihn haben wir nur sehr dürftige Nachrichten. Er hatte Befehl, durch Arachosien und Drangiana (Seistan) nach Karamanien (Kirman) zu ziehen. Er ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Alexandria am Indus über Schirapur nach Kandahar und am Unterlaufe des Hilمند entlang nach God-i-Sirre gezogen. Aber

wir wissen über die Straßen, die er wählte, nichts Genaueres und noch weniger über die Widerwärtigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, und die Verluste, die er erlitt. Der Umstand, daß er Elefanten mitnahm, beweist nichts; das haben in viel späterer Zeit auch andere Heerführer im östlichen Iran getan, und es dürfte auch nicht schwieriger sein, als diese Tiere nach Chasa und Schigatse in Tibet hinaufzuführen.



Alexander der Große.
„Aperiam terras gentibus.“



200. Im Schatten der Palmen von Naibend. (S. 127.)



201. Aussicht von der Burg. (S. 127.)



202. Blick auf Naibend. (S. 128.)

Neunundvierzigstes Kapitel.

Postglaziale Klimaänderungen in Persien.

Bevor wir hinsichtlich einer Veränderung des Klimas innerhalb der geschichtlichen Zeit zu einem endgültigen Schlusse gelangen können, müssen wir versuchen, einen Einblick in die wahrscheinlichen Veränderungen zu erhalten, die das ganze Iran während der langen, seit der Eiszeit verfloffenen Periode erlitten hat.

Eine unschätzbare Handhabe, ja einen Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels gibt der wechselnde Wasserstand des Kaspischen Meeres, und ich erlaube mir, einige der Resultate anzuführen, zu denen Professor Eduard Brückner in seinem epochemachenden Werk „Klimaschwankungen seit 1700 nebst Bemerkungen über die Klimaschwankungen der Diluvialzeit“ gelangt ist. In dieser Arbeit hat Brückner alle vorhandenen Berichte und Beobachtungen des Wasserstandes des Kaspischen Meeres vereinigt.

Natürlich werden die Nachrichten um so zahlreicher und zuverlässiger, je näher sie unserer eigenen Zeit liegen. Monteith sagt, in der Zeit von 1811 bis 1828 sei das Kaspische Meer gesunken und habe wie alle andern Seen in Persien an Tiefe verloren. Sokoloff verlegt den Anfang der Rückgangsperiode in die Jahre 1810—1814, und Lenz behauptet, daß der Spiegel des Meeres von 1816 bis 1830 um 3 Meter gefallen sei. Brückner veranschlagt das Sinken des Meerespiegels vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 mindestens auf 2 Meter. Im Jahre 1844—1845 trat, nach Chani-koff, ein Minimum ein; darauf folgte ein Steigen, das seit der Mitte

der sechziger Jahre an allen Küsten des Kaspiſchen Meers deutlich wahrnehmbar gewesen iſt.

Durch alte Bauwerke, die noch vorhanden ſind, und durch geſchichtliche Nachrichten erhalten wir allerlei zuverlässige Daten aus einer vergangenen, bis zu tauſend Jahre zurückliegenden Zeit. Eine an den Mauern von Derbent vorgenommene Meſſung ſetzte Chanikoſſ inſtand, zu zeigen, daß der Meeresspiegel zu Iſtakris Zeit, alſo in den Jahren 915—921, um 9,²⁸ Meter höher lag als im Jahre 1847. Noch auffällender iſt die Tatſache, daß man ſowohl an der öſtlichen wie an der ſüdlichen und auch an der weſtlichen Küſte unter dem jetzigen Spiegel des Meeres Häuferruinen gefunden hat. An der Öſtküſte liegt ein Karawanſerai unter Waſſer, bei Reſcht mehrere Gebäude. Vor der Stadt Baſu gibt es auch ein ſolches Serai, deſſen einer Turm allein noch aus dem Waſſer hervorragt. Eine Unterſuchung hat feſtgeſtellt, daß es im 12. Jahrhundert erbaut worden iſt. Der Meeresspiegel lag damals 5 Meter unter dem Niveau, das er im Jahre 1852 einnahm. Man muß dieſe Tatſache, daß das Kaſpiſche Meer vor 750 Jahren ſo viel niedriger lag als jezt, wohl beachten, denn ſie zeigt deutlicher als alles andere, daß die Austrocknung des zentralaſiatiſchen Klimas und der Seen durchaus nicht in einer regelmäßigen Kurve fortſchreitet.

Dann tritt wieder ein energiſches Steigen ein, das in den Jahren 1306 und 1307 ſein Maximum erreicht und um ganze 10,⁷ Meter über den Waſſerſtand des Jahres 1852 hinausgeht. Um die verſchiedenen Werte miteinander vergleichbar zu machen, hat Brückner ſie auf einen gemeinſamen Beſtel bezogen und ſtellt folgende Tabelle auf:

Jahr	Meter
915—921	+ 8, ⁸
12. Jahrhundert	— 4, ²
1306—1307	+ 11, ²
1638	+ 4, ⁹
1715—1720	+ 0, ³

Darauf folgt ein Jahrhundert vergleichsweiſe hohen Standes, dann eine Periode des Rückgangs und ſchließlich ein erneutes Steigen.

Nun geht Brückner dazu über, die Abhängigkeit des Kaspischen Meers von den in seinem Entwässerungsgebiet fallenden Niederschlägen zu zeigen. „Es spiegelt sich der Gang des Regenfalls genau in den Schwankungen des Kaspischen Meers wider.“ Nach Wojefkow wird dem Kaspischen Meer alljährlich im Durchschnitt eine Wassermasse zugeführt, die sein Niveau um 109 Zentimeter heben würde — wenn sie nicht durch Verdunstung verloren ginge; das Meer erhält demnach in 5 Jahren 545 Zentimeter Zuschuß. Wenn es sich nun zeigt, daß der Spiegel des Meeres sich von der Periode 1861—1865 bis zur Periode 1866—1870 um 38 Zentimeter gehoben hat, so muß dieser Wert den Überschuß der Zufuhr über die Verdunstung angeben, einen Überschuß, der der Zunahme der Niederschläge entspricht.

Brückner zeigt, daß seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts feuchte Kälteperioden mit trocknen Wärmeperioden im ganzen europäischen Rußland miteinander abgewechselt haben und daß diese klimatischen Veränderungen nicht ohne Einfluß auf die Flüsse geblieben sind, insofern als sie die Dauer der Eisbedeckung und die Höhe des Wasserstandes jener Flüsse bestimmt haben; indirekt wirkten sie auch auf das gewaltige Kaspische Meer ein, indem sie seinen Spiegel bald hoben, bald senkten.

Am Schlusse seines Werkes betont Brückner den Umstand, daß die Größe der abflußlosen Seen ebenso wie die Ausdehnung der Gletscher in jeder Hinsicht eine Funktion der Niederschläge ist, denn von den Niederschlägen werden beide gespeist. Jede in dem Verhältnis zwischen Zufluß und Abfluß eintretende Veränderung muß bei den Seen wie bei den Gletschern ein Anschwellen oder ein Abnehmen verursachen. Während der Diluvialzeit vertraten im Innern der Kontinente Seen die Stelle der Gletscher. Da wo sich keine Gletscher bilden konnten, bildeten sich statt ihrer Seen. So war während der Diluvialzeit der Große Salzsee in Nordamerika siebenmal so groß wie heute, und es ergibt sich aus Gilberts und Russells sorgfältigen Untersuchungen, daß sein Wasserstand wiederholt geschwankt hat. Brückner hat nachgewiesen, daß die heutigen Seen und Gletscher sich parallel

miteinander verändern; man kann insolgedessen auch davon überzeugt sein, daß die Schwankungen im Great Basin in Nordamerika wie in allen andern Seen parallel mit dem Vorrücken und dem Zurückgehen des großen Eises gerechnet haben.

Während der Eiszeit stand ein Teil der Wüsten Kasil-kum und Kara-kum unter Wasser, und es „steht fest, daß das Areal des Kaspi-schen Meeres in der Diluvialzeit etwas mehr als doppelt so groß war wie das heutige, dasjenige des Aralsees gar mindestens dreimal so groß, und daß Aralsee, Kaspisches Meer und Pontus miteinander in Verbindung standen. So bestätigt es sich in den verschiedenen Teilen Asiens, daß die der gegenwärtigen unmittelbar vorausgehende Periode durch eine große Ausdehnung und einen hohen Stand der abflußlosen Seen ausgezeichnet war“ (Brückner, a. a. D., S. 299). Einige dieser Seen hatten sogar eine Zeitlang Abfluß. „Wo wir uns hinwenden, überall treten uns Spuren einer früher sehr viel bedeutendern Wasserbedeckung gerade in jenen Gebieten entgegen, welche für die Gletscherbildung zu kontinental gelegen sind. Es hat in der Tat den Anschein, als wenn dieselben klimatischen Schwankungen, welche die Eiszeit heraufbeschworen, in den kontinentalen Gebieten die Becken der abflußlosen Seen zum Teil bis zum Überfließen füllten“ (Brückner, a. a. D., S. 300).

Brückner gelangt zu folgendem Schluß (a. a. D., S. 304): „Die Analogie zwischen den Gletscherschwankungen und den Seespiegelschwankungen der Diluvialzeit ist eine so vollkommene, daß an sich schon jeder Zweifel an der Gleichzeitigkeit ausgeschlossen scheint, um so mehr, als der Parallelismus zwischen den Bewegungen der Gletscher und Seen in der historischen Zeit durch Siegers und meine Ausführungen nachgewiesen ist.“ Das Klima der Eiszeit war also überall kälter und auf dem größern Teile der Ländermasse der Erde auch feuchter als unser jetziges Klima. Brückner glaubt auch an Klimaperioden, die hinsichtlich ihrer Dauer zwischen seinen Perioden von 35 Jahren und den Klimaänderungen der Diluvialzeit liegen.

In Verbindung mit dem Problem, das uns in den vorhergehenden Kapiteln beschäftigt hat, haben die Worte, mit denen Brückner



203. Neugierige auf der Mauer über meinem Lager. (S. 128.)



204. Junge Tagediebe. (S. 128.)

seine Arbeit schließt, großes Interesse. „Eine Änderung des Klimas, wie sie seit Schluß der Eiszeit eingetreten sein muß, ist in historischer Zeit noch nicht mit Sicherheit erwiesen und noch wird über die Frage hin und her diskutiert; gerade die hydrographischen Phänomene, welche unsere kurz dauernden Schwankungen so trefflich widerspiegeln, scheinen nichts von einer solchen Änderung anzuzeigen, ein Beweis dafür, daß dieselbe sich unendlich langsam vollzieht“ (a. a. O., S. 323).

Im Winter 1903—1904 durchreiste Ellsworth Huntington den östlichsten Teil Persiens in der Nähe der afghanischen Grenze zwischen Meschabad und Seistan. In der wertvollen Beschreibung, die er in „Explorations in Turkestan. Expedition of 1903 under the direction of Raphael Pumpelly“ (S. 219 fg.) gibt, beweist er mit unübertrefflichem Scharfsinn, daß das betreffende Land sich während der letzten geologischen Periode unvergleichlich viel reichlicherer Niederschläge erfreut hat als heutzutage.

Huntington betont zunächst das trockne Klima Persiens und die Armut dieses Landes an Flüssen, deren Erosion nicht kräftig genug gewesen sei, um mit der Gebirgsbildung gleichen Schritt halten zu können. Daher bildeten sich dort abflußlose Becken, wo die Wasserläufe noch heute in Salzseen enden und in denen sich die mitgeschwemmten Verwitterungsprodukte der Gebirge anhäufen. Diese Becken seien überall eine Folge der Gebirgsbildung, ihr Weiterbestehen aber beruhe auf einem trocknen Klima. Ferner meint er, daß die gleichartigen Terrassenbildungen in Westasien sich nur durch die Annahme einer Aufeinanderfolge wechselnder Klimaperioden, den Eiszeiten nördlicherer Länder entsprechend, erklären lassen dürften. In Seistan lasse das Abwechseln roten Tonbodens mit grünem auf ein Abwechseln trockener und feuchter Perioden schließen, und Huntington nimmt sogar 14 oder 15 Schwankungen an. In Seistan sucht er den Schlüssel zum Verständnis der Schwankungen des Kaspischen Meeres. Die quartären Ablagerungen und Terrassen in Persien deuten seiner Ansicht nach eine Reihe immer kräftiger werdender Klimaschwankungen an, denen eine Reihe abnehmender Schwankungen folgt. Er glaubt, daß diese letztere Reihe der Eis-

zeit in nördlichen Gegenden entspreche. Auch meint er, daß die letzte dieser Oszillationen noch in geschichtlicher Zeit Fortschritte gemacht haben könne. In der spätern Tertiärzeit sei Iran in Becken geteilt worden, in denen sich auf den regelmäÙigern Schichten, die sich im Wasser abgesetzt hätten, der vom Winde dorthin gewehrte Staub und die Verwitterungsprodukte der Gebirge anhäufte. „In Seistan und wahrscheinlich auch andernwärts scheint während der Eiszeit eine Seensreihe das Becken ausgefüllt zu haben. Trotzdem charakterisiert den allgemeinen Verlauf der Ereignisse eine schrittweise vor sich gehende Veränderung großer Becken in kleine Becken und der Übergang von Sedimentbildung zu Lößbildung.“ Die Erosionsgebiete verkleinern sich immerfort, eine Folge des trocknen Klimas. „Die äolischen Ablagerungen bestehen zum großen Teil aus feinem Sand, der die trockneren Ebenen bedeckt und sich bisweilen im Windschatten der Hügel anhäuft. Ihre größte Entwicklung erhalten sie in Seistan, wo die heftigen Winde den Sand mit überaus großer Geschwindigkeit vor sich hertreiben und ihn zu Dünen von bedeutender Höhe anhäufen, die sich heutzutage schnell über Schutt- und Schlammgebiete ausbreiten. Die Beckenablagerungen scheinen fast immer in derselben Schichtfolge wiederzukommen, nämlich Schlamm oder anderes feines Material auf dem Grund, darüber Schutt und zu oberst angewechter Sand. Es ist wahrscheinlich, daß diese Anordnung der Schichtfolge in einem Lande, wo Beckenbildung und Austrocknung fortschreiten, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entspricht.“

Die lakustrinen Ablagerungen in Ostpersien beweisen entweder, daß die Regenmenge früher reichlicher gewesen ist als jetzt, oder auch, daß das Klima damals kälter, die Verdunstung insofgedessen geringer und eine größere Wasseranhäufung in den Becken möglich war. Am Kognehsee fand Huntington Fluß- und Seeterrassen, die zeigen, daß fluviale und lakustre Perioden mit interfluvialen und interlakustrinen abgewechselt haben, und er erklärt diese Erscheinung mittels der klimatischen Theorie, d. h. daß wir es hier mit Veränderungen in einem Lande, das nicht vom Eise bedeckt gewesen ist, zu tun haben, also mit

Veränderungen, die den glazialen und interglazialen Perioden entsprechen. An der Chaf-nemefar und andern abflußlosen Becken fand Huntington Terrassenbildungen und am Becken von Kulberendsch stieß er auf drei 50 und 25 Fuß hohe Strandterrassen und eine vierte kleinere und niedrigere. Sie sind durch einen See in drei verschiedenen Niveaus gebildet worden. Sie beweisen, daß die Seen West- und Mittelasien in einer sehr späten geologischen Zeit größer gewesen sind als heute. Da die Terrassen überall gleichartig sind, muß ihr Entstehen auf eine gemeinsame Ursache zurückgeführt werden, nämlich auf das Klima. „Die Terrassen verdanken ihre Entstehung einer Reihe von Klimaschwankungen, die den Epochen entsprechen, die man in andern Ländern die Eiszeit nennt. Wenn diese Theorie allseitige Zustimmung findet, so wird sie wahrscheinlich die notwendige Grundlage zur Erklärung der spätern physischen Geschichte des Kaspiischen Beckens und anderer Teile der Erde unmittelbar vor und vielleicht auch nach dem Auftreten der Menschen liefern.“

Bei Bereng gibt es zwei Terrassen 25 und 15 Fuß über dem Wasserstande des Hamun, der im Januar 1904 etwa 5 Fuß niedriger war als während der Hochwasserperiode. Am Nordwestufer des Sees sieht man also die Spuren zweier fluviatiler oder lakustrer und zweier interfluviatiler Perioden, und man hat zwei Niveaus höhern Wasserstandes vor dem jetzigen niedrigen anzunehmen.

Huntington sieht es als wahrscheinlich an, daß die Dünen am Sch-kuhah sich während der letzten zwei oder drei Jahrhunderte gebildet haben. Er sagt: „Das unbedeutende Alter der Sanddünen und die Frische der Seeterrassen lassen mich glauben, daß der See auf dem Niveau der Sch-kuhah-Terrasse zu einer Zeit stand, die eher nach Jahrhunderten als nach Jahrtausenden zu rechnen ist und die gewiß in die geschichtliche Zeit fällt.“ Nach Bredeburg ist dies auch beim Voramun der Fall gewesen, der früher drei- oder viermal so groß war wie jetzt und einen Wasserstand gehabt hat, der 50 Fuß über dem gegenwärtigen Seegrunde lag. Ferner sagt Huntington über die Zusammengehörigkeit des physisch-geographischen und des geschichtlichen Dokuments:

„Es ist klar, daß die Seen in Seistan und Sirra und die Flüsse Hilmen und Schela eine Reihe Veränderungen erlitten haben, die mit der Geschichte des Menschen jener Gegend in enger Verbindung stehen. Diese Veränderungen scheinen nur durch die Theorie, daß Ostpersiens Klima in geschichtlicher Zeit schrittweise trockner geworden ist, erklärbar zu sein.“

Man folgt Huntington gern, wenn er sagt, daß Persiens neueste geologische Geschichte mit einem trocknen Klima am Ende der Tertiärzeit beginne; darauf trete eine fluviatile Periode ein, die aus einer Anzahl Unterabteilungen mit verlängerten Flüssen und erweiterten Seen bestehe und deren Unterabteilungen wieder durch interfluviatile Epochen mit kurzen Flüssen und eingeschrumpften Seen voneinander getrennt seien. Alles spreche dafür, daß es in der Vorzeit reichlichere, ergiebigere Niederschläge gegeben habe als jetzt. Selbst Geschichtsdaten, Legenden und Überlieferungen stimmten hiermit überein. Die letzte Periode ergiebiger Wasserzufuhr scheine die Zeit Alexanders, 300 v. Chr., und die des Istakri, 900 n. Chr., umfaßt zu haben. Der Übergang von dem großen Wasserzufluß während des Altertums in die Austrocknung der neuen Zeit bedeute offenbar den Übergang der letzten fluviatilen Periode in die gegenwärtige interfluviatile. Die Frage, ob es irgend einen selbständigen Beweis dafür gebe, daß sich das Klima während der geschichtlichen Zeit verändert habe, bejaht Huntington, denn Alexander und Istakri beweisen ihm, daß das Klima jetzt trockner ist. Er erinnert auch daran, daß die Mitglieder der Vellaw- und der Goldsמידerpedition von Hungerjahren und mehreren aufeinanderfolgenden regenlosen Jahren sprechen. „Bedenkt man die periodische Wiederkehr solcher Hungersnöte, so scheint es nicht glaublich, daß Persien eine viel größere dauernde Bevölkerung als seine gegenwärtige zu ernähren imstande wäre.“

So weit Huntington. Ehe wir das von ihm gewonnene Resultat mit den in andern Teilen Persiens erhaltenen vergleichen, erscheint es mir angebracht, einige Worte über Blanford's und Nichthofens Ansicht zu sagen. Unter der Benennung quartäre oder rezente Bildungen faßt Blanford alle oberflächlichen Schutt-, Sand- und Tonhäufungen

auf Persiens Ebenen, in seinen Tälern und an den Abhängen seiner Berge und Hügel zusammen. Sie bedecken eine enorme Fläche des Landes; wahrscheinlich ist mehr als das halbe Land mit rezenten Ablagerungen bedeckt. In dieser Beziehung ähnelt Persien andern großen Teilen Zentralasiens; Turkestan, Afghanistan und Tibet leiden an derselben Dürre, derselben unbedeutenden Regenmenge, demselben Mangel an Flüssen. Die zentralen Teile der Wüstenebenen bestehen gewöhnlich aus hellen Tonablagerungen, die oft Flugand bedeckt. „Diese feinkörnigen Ablagerungen können lakustren Ursprungs sein, denn es ist wahrscheinlich, daß in den abflußlosen Becken, die jetzt Wüste sind, einst Seen existiert haben. Die Oberfläche wird glattgelegt, aber ein unmerkliches Gefäll nach der Mitte der Ebene hin ist wahrscheinlich überall vorhanden.“ (S. Eastern Persia, II, 465.) Blanford schließt die Möglichkeit nicht aus, daß der in den höhern Regionen vorhandene grobe Schutt glazialen Ursprungs sein könne. Dagegen läßt sich anführen, daß Tiege und auch andere Geologen jede Spur einer Eiszeit in Persien bestreiten.

An einer andern Stelle, die Sykes im „Journal of the Manchester Geogr. Soc.“, XXIII, anführt, sagt Blanford mit Recht: „Es bleibt uns noch die Entstehung der ausgedehnten Ablagerungen zu erklären, die die Ebenen ausfüllen. Die einzige wahrscheinliche Erklärung scheint zu sein, daß diese umfangreichen Becken einstmals Seen gewesen sind, und zwar meistens wahrscheinlich schwach oder stark salzige Seen, wie das Kaspische Meer und der Aralsee, der Wan-, Urmia- und Mirissee, da die feine Erde der Ebenen aus dem Schlamm besteht, der sich in solchen Seen absetzt . . . Doch damit ein Binnenmeer und Binnenseen das Innere Persiens einnehmen konnten und es möglich war, daß sich in ihnen große Ablagerungen bildeten, hätte das Klima entschieden viel feuchter sein müssen, als es jetzt ist.“

Gegen Blandfords Theorie, daß die iranischen Depressionen mit ihren alluvialen Ablagerungen infolge der Hebung der Bergketten und des Eintretens eines trocknern Klimas während des letzten Teils der Tertiärzeit geschlossen worden seien, tritt F. von Richthofen in seinem

Werk „China“ (I, 174) auf: „Daß der Niederschlag aus Süßwasserseen das letzte Oberflächengebilde hervorgebracht hat, können wir aber nach frühern Auseinandersetzungen nicht annehmen. Selbst wenn zu Ende der Tertiärperiode noch Seen existierten, welche dann allmählich austrockneten, so waren doch die subaërischen Agentien in den langen, seitdem verflossenen Zeiten fortwährend tätig, durch chemische und physikalische Prozesse feinere Teilchen und größere Bruchstücke von den Felsen loszulösen und durch Wind und spülendes Wasser in die Becken hinabzutragen. Die Seen konnten höchstens bis zu dem niedrigsten Paß in jedem Becken heranreichen; aber die Ablagerungen erstrecken sich weit höher an den Seiten hinauf, und dort konnten sie sich aus den Seen sicherlich nicht absetzen . . .

„Alle Theorien, für die Ablagerung in abflußlosen Becken sowohl wie für die Entstehung des Löß, welche wir erwähnt haben und noch zu erwähnen haben werden, gründen sich ausnahmslos auf die Annahme ehemaliger allgemeinerer Wasserbedeckung und eines regenreichern Klimas, während beide Erscheinungen nach unserer Darstellung im Gegenteil auf der Voraussetzung eines trocknen Klimas und, was insbesondere den Löß betrifft, eines das gegenwärtige an Trockenheit weit überragenden, beruhen.“

In dieser Kontroverse muß unbedingt Blanford rechtgegeben werden; denn das außerordentlich feine Material in den persischen Kewirbecken ist entschieden in Seen, die durch zahlreiche schlammführende Flüsse gespeist wurden, abgelagert worden. Während der jetzigen trocknen Periode sind dagegen die äolischen Kräfte tätig, um mit Hilfe der Verwitterung und des Windes subaërische Überlagerungen über den ältern lakustrinen Ablagerungen zu bilden. Denn heutzutage werden diese Becken nur zu einem verschwindend kleinen Teil durch zeitweilige Seen eingenommen; jetzt sind sie Wüsten, und in einer Wüste ist die wichtigste destruktive Kraft die Insolation und die wichtigste denudierende Kraft der Wind. (Vgl. Supan, „Grundzüge der Physischen Erdkunde“, S. 532.)

Blanford's Theorie ist, wie ich schon erwähnt habe, auch von Dr. Emil Tietze angefochten worden. Soweit es sich um die geschichtliche

Zeit handelt, ziehe ich es vor, mich Tieges Auffassung anzuschließen, weil ich nicht glaube, daß während eines so kurzen Zeitraums, wie 2000 Jahre es sind, durchgreifende klimatische Veränderungen vor sich gehen können. Handelt es sich aber um geologische Perioden, so bin ich von der völligen Berechtigung der Blanfordschen Auffassung überzeugt. In seiner Abhandlung: „Zur Theorie der Entstehung der Salzsteppen“ im „Jahrbuch der k. k. Geologischen Reichsanstalt“, Bd. 27 (1877), S. 341 fg., sagt Tiege: „Es gibt gar keinen irgendwie stichhaltigen Beweis dafür, daß die persischen Salzsteppen in geologisch jüngster Zeit vom Meere bedeckt gewesen seien.“ Die Salzlager haben sich auf andere Weise bilden können. Das Wasser hat nur einen geringen Anteil an der Bildung und Ablagerung der Massen, die die Zwischenräume zwischen den parallelen Bergketten ausfüllen. Denn Flüsse sind hier außerordentlich selten. Tiege vergleicht die persischen Salzebenen mit Richthofens „Lößmulden“ in der Mongolei und sagt, die eingesenkte Beckengestalt schließe schon den Gedanken daran aus, daß man es mit einem Meeresgrund zu tun haben könne. Die Ablagerungen seien daher auf dieselbe Weise entstanden wie in China. Aus den Detritusmassen schauten die Gebirge wie aus ihren eigenen Ruinen heraus. Er gibt zu, daß die Flüsse gelegentlich bis nach den tiefsten Teilen der Depressionen gelangen und dort Salzlager bilden können. Schon dies erscheint ihm genügend, um jede Hypothese von abgeschnürten Meerbusen oder Binnenseen überflüssig zu machen. Auch brauche man nicht wie Blanford große Veränderungen des Klimas anzunehmen.

Durch Brückners und Huntingtons Untersuchungen haben inzwischen Blanfords Theorien eine großartige Stütze erhalten. Das Resultat, zu dem ich auf meiner letzten Reise gelangt bin, bestätigt ihre Beobachtungen in allen Teilen. Da eines der Ziele, die ich mir gesetzt hatte, darin bestand, die Grenzen der Kewirwüsten in so großem Umfang wie nur irgend möglich auf der Karte einzutragen, und da ich deshalb teils ihrem Rande folgte, teils sie durchquerte, hatte ich wenig oder gar keine Gelegenheit, das Vorhandensein oder Fehlen alter

Seeterrassen festzustellen. Die jüngsten Terrassen und Uferlinien sind bereits mit äolischen Überlagerungen, dem flachen Schuttkegel vom Fuße des nächsten Gebirges, bedeckt. Die ältern befinden sich in der Regel in größerer Entfernung vom Kewirrand.

Dagegen macht Vaughan im „Geographical Journal“, VII (1896), S. 166, folgende interessante Mitteilung: „Ich sammelte verschiedene Meermuscheln, darunter Austernschalen, zwischen der Tscheschme-gauhir und Baba-Chalet in 100 oder 200 Fuß Höhe über dem Kewirbett und 2 bis 3 englische Meilen von ihm entfernt. Ich zeigte sie Herrn Stahl, einem deutsch-russischen Geologen, der mir sagte, daß sie ausgestorbenen Arten angehörten und daß während einer acht bis zehn Jahrtausende langen Periode hier kein Meer gestanden habe.“

Bei einem solchen Beweis braucht man nicht, wie Vaughan, es festsam zu finden, daß keiner der alten Geschichtschreiber ein Binnenmeer erwähnt, und man braucht nicht in den unzähligen Erzählungen und Legenden von einem einstigen Meer, die noch in der um die Wüsten herumwohnenden Bevölkerung leben, weitere Stützen zu suchen. Derartige Legenden geben Goldsmid und seine Begleiter, Schindler, Curzon, Huntington u. a. wieder. Es ist ja unbestreitbar von Interesse zu wissen, daß das Dorf Junsi denselben Namen trägt wie der Prophet Jonas und daß dieser, der Ortsfrage nach, gerade dort von dem Walfisch ans Land gespien worden ist, daß die Türfüllungen der Festungstore von Dschandak aus dem Wrack eines Schiffes, welches das Kewirmeer befahren hat, hergestellt sind und daß Husseinan und mehrere andere am Kewirrande liegende Orte ehemalige Hafenstädte sein sollen. Wissenschaftlichen Wert besitzen diese Legenden nicht, und man darf aus ihnen keine Schlüsse ziehen. Wahrscheinlich sind sie einfach infolge der unbestreitbaren Ähnlichkeit des Kewirbeckens mit einem Binnenmeer entstanden. In Verbindung damit sei erwähnt, daß die Perser den Kewirrand, d. h. die eigentliche Grenzlinie zwischen festem Schutt- oder Sandgrund und tückischem Kewirboden, beinahe immer mit dem Ausdrucke „Leb=i-kewir“ bezeichnen. Das Wort „Leb“ bedeutet eigentlich „Lippe“ und wird auch angewandt, um ein See-



205. Alter Mann. (S. 129.)

Zeichnung des Verfassers.



206. Der junge Hussein Ali. (S. 129.)
Zeichnung des Verfassers.

ufer zu bezeichnen; so hörte ich stets Leb-i-Hamun, Hamunufer, sagen. Das Wort wird also benutzt, um das Ufer eines Sees zu bezeichnen, er enthalte nun Wasser oder nicht.

Es wäre von großem Wert gewesen, wenn man über Baughans Muscheln Genaueres erfahren hätte. Vorausgesetzt, daß sie wirklich eine Lage des ehemaligen Kewirseeß angeben, erfahren wir wenigstens, daß sie in einer 100—200 Fuß betragenden Höhe über dem „Leb-i-Kewir“ gefunden sind. Die Mittelhöhe des Kewirrandes ist nach vier von mir angestellten und von Dr. Nils Ekholm ausgerechneten Beobachtungen, die alle vier am Südrande der Kewir angestellt worden sind, 735 Meter. Der tiefste Punkt, den ich im Innern der Kewir maß, hatte 685 Meter absolute Höhe. Der Höhenunterschied zwischen dem Rand und dem tiefsten Punkt beträgt demnach 50 Meter. Wenn wir den Mittelwert der 100—200 Fuß Baughans annehmen, so erhalten wir ebenfalls etwa 50 Meter. In der Zeit, als das Binnenmeer bis an den Punkt reichte, wo er die Muscheln fand, muß es also gegen 100 Meter Maximaltiefe gehabt haben.

Über das vertikale Profil der persischen Becken Depressionen sagt Blanford: „Die Randgebiete der Ebenen bestehen gewöhnlich aus einem langen Abhang aus Schutt und Blöcken mit einem Gefäll von 1 bis 3 Grad. Derartige Abhänge erstrecken sich oft 5 oder gar 10 englische Meilen weit von dem Fuße der Hügel an, die die Ebene begrenzen, und der Höhenunterschied zwischen dem höchsten Punkte des Abhanges und seinem niedrigsten macht oft 2000 Fuß und bisweilen noch mehr aus.“ Hier spricht Blanford also von einem Gefäll des Schuttkegels von 600 Metern auf einer Länge von höchstens 17 Kilometern. Er hätte hinzufügen können, daß die Abdachung mit der zunehmenden Entfernung von dem Randgebirge immer unbedeutender wird. So fand ich auf der Strecke Teheran-Beramin, die 55 Kilometer beträgt, nur 215 Meter Gefäll, und von Dschandak bis an den Rand der Kewir 240 Meter auf 30 Kilometer. Von Turut nach dem Kewirrand betrug die Abdachung 109 Meter auf 15 Kilometer, aber vom Rande der Kewir nach Sadse nicht weniger als 218 Meter auf ungefähr 10 Kilometer.

In dem Randgebiete unmittelbar außerhalb der großen Kewir haben wir es also mit einem sehr unbedeutenden Gefäll zu tun. Trotzdem ist es überall scharf ausgeprägt, und die Höhenmessungen beweisen, daß der feste Boden um ein Kewirbecken herum stets nach dem Rande dieses Beckens hin abfällt. Die feinkörnigen Schlammablagerungen, die man Kewir nennt, charakterisieren auch stets die tiefste Einsenkung eines Beckens. Tiefe führt, wie wir gesehen haben, die eingesenkte Beckengestalt als Beweis gegen Blanford's Theorie an, daß früher in diesem Becken Seen gestanden hätten. Ist es denn aber ganz gewiß, daß der Abhang im Randgebiete, von dem Blanford spricht, sich auch quer über das ganze Becken erstreckt, d. h. daß die Abdachung auf der ganzen Strecke dieselbe ist (600 Meter auf 17 Kilometer), bis sie den tiefsten Teil des Beckens erreicht, von wo aus dann sofort wieder eine ebensolche Steigung beginnt?

Folgende Höhenbestimmungen geben einen klaren Begriff von der Bodengestaltung auf einer süd-nördlichen Linie, von Dschandaf nach Sadfe:

	Seehöhe in Metern
Dschandaf	998
Haus-i-Hadschi-Kamafan	779
Kewir (3. Febr., 7 Uhr morgens)	758
» (3. » 1 Uhr mittags)	722
» (3. » 9 Uhr abends)	685
» (4. » 3 Uhr nachmittags)	709
» (4. » 9 Uhr abends)	718
Sadfe	936

Wir finden also, daß das Land im Süden wie im Norden stark nach dem Rande der Kewir abfällt. Sobald wir aber auf die Kewir hinausgelangen, wird der Boden fast horizontal, und die kleinen Unterschiede in den Barometerablesungen können sehr wohl auf atmosphärische Störungen zurückzuführen sein. Die Kewir ist hier 110 Kilometer breit, und die größte Höhendifferenz, die man innerhalb dieser Strecke feststellen kann, beträgt 73 Meter.

Auf der östlichen Linie, wo die Durchquerung einige Tage später vorgenommen wurde, diesmal von Norden nach Süden, sind die Verhältnisse auch nicht anders:

	Seeshöhe in Metern
Turut.	814
Kewir, 9. Febr., 1 Uhr mittags	705
» 9. » 9 Uhr abends	717
» 10. » 1 Uhr mittags	723
» 10. » 9 Uhr abends	746
» 11. » 1 Uhr mittags	736
» 11. » 9 Uhr abends	761
Krusun, 12. Febr.	1047

Hier haben wir auf einer 120 Kilometer langen Strecke einen Höhenunterschied, der nur 56 Meter beträgt. Während wir jedoch auf der westlichen Linie den tiefsten Teil der Kewir ungefähr in der Mitte der Salzwüste finden, liegt der tiefste Teil der östlichen Linie am Nordrand. Nehmen wir den Durchschnittswert der fünf in der Kewir selbst auf der westlichen Linie vorgenommenen Messungen, so erhalten wir 718 Meter, während es auf der östlichen Linie 725 Meter werden. Jedenfalls finden wir, daß der Boden der Kewir außerordentlich flach ist, ja, bis auf ein paar Meter horizontal genannt werden kann. Eine solche Ebenheit ist ohne Mitwirkung eines großen Sees undenkbar. Es ist genau derselbe ebene Boden, den ich in mehreren tibetischen Seen gelotet habe, z. B. in dem großen unbenannten, seichten Salzsee im östlichen Tibet im Jahre 1900 und im Ngangtse-tjo im Jahre 1907. Auch dort fand ich einen nahezu ganz horizontalen Grund und sehr langsame Ansteigen des Bodens nach den Seefern hin.

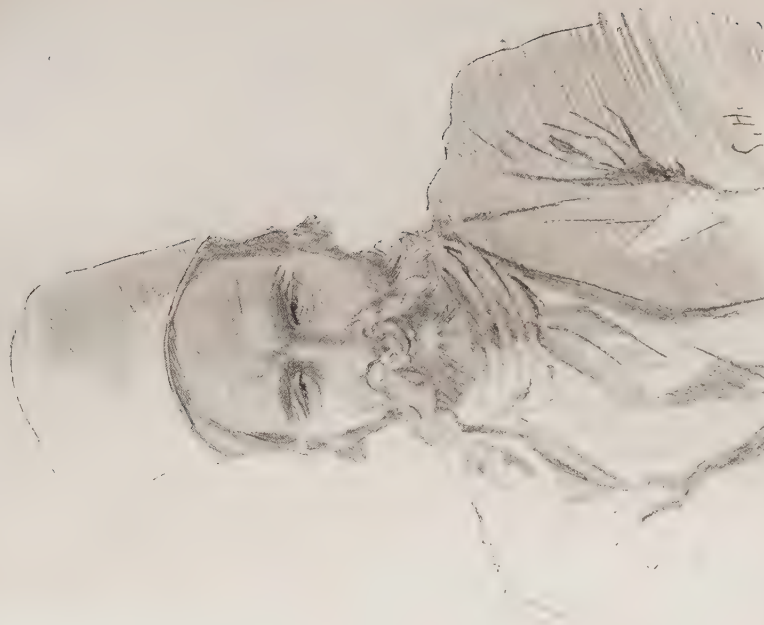
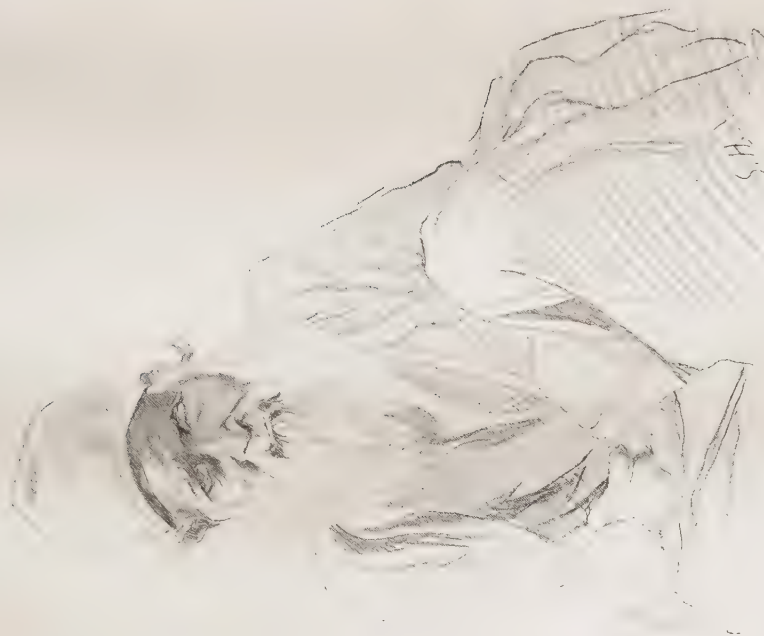
Ein schönes und regelmäßiges altes Seebecken ist auch das, welches man am besten nach der Nase Tebbes benennt. Während der Diluvialzeit hat es gewiß einen bedeutenden See enthalten, wie man an den deutlich erkennbaren Doppelterrassen sieht, die man auf dem Wege nach Perwadeh beständig zur Linken hat. Sie sehen wie eine Reihe ununterbrochen gleichhoher Hügel aus, die eine abgerundete Front haben und durch Einschnitte und Erosionsfurchen voneinander getrennt sind. Ich hatte ja auch im tiefsten Teile des Beckens einen kleinen seichten Salzsee, den Ab-i-kewir, entdeckt; er ist der letzte Rest des diluvialen Sees. Von der außerordentlich flachen Form der Becken erhält man aus der folgenden Tabelle der Höhenziffern einen Begriff:

	Seeshöhe in Metern
Kurit	687
Tahanuntſch	682
Mueſſinabad	622
Kewirjee Ab=i-kewir	617
Lager Nr. 42	622
Punkt ſüdlich dieſes Lagers	615
Perwadeh	622
Kewir hinter Perwadeh	617

Je weiter abwärts man gelangt, deſto größer wird der Abſtand zwiſchen den niedrigſten Theilen des Beckens und den Terraffen.

Daß das Becken der Deſcht=i-lut während eines feuchtern Klimas ebenfalls ein Seebett geweſen, iſt um ſo mehr unzweifelhaft, als es an Seiſtan grenzt und nur durch ein ziemlich niedriges Gebirgſyſtem von dieſem Landeſteil getrennt wird. Die Urſachen, die den Hamun zu unvergleichlich viel größerer Tiefe und ausgedehnterem Areal gelangen ließen, müſſen auch auf die Deſcht=i-lut eingewirkt haben, die ein abflußloſes Becken iſt und aus den umliegenden Bergen eine große Anzahl Waſſerläufe empfängt. Auf dem Wege längs ihres Nordrandes paſſiert man mannigfache Abflußbrinnen, deren anſehnliche Dimenſionen zu der jetzigen Niederſchlagsmenge des Landes nicht in angemeffenem Verhältniß ſtehen. Auf dieſelbe Weiſe ſind alle die unzähligen abflußloſen Becken, die es in Perſien gibt und die zum Theil noch temporäre Seen oder in Seen abgelagerte Salzſchollen enthalten, einſt die Betten größerer oder kleinerer Seen geweſen. Ohne Zweifel haben viele von ihnen über Schwellen, die ſich nur wenig über den Boden der Kewirbetten erheben, direkt miteinander in Verbindung geſtanden.

Auf der dem erſten Bande beigegebenen Überſichtskarte von Perſien ſind die Grenzen der großen Kewir ſo gezeichnet, wie ich, Vaughan und andere ſie gefunden haben. Doch als das Becken noch mit Waſſer gefüllt war und der See ſein Maximum erreichte, hatte ſein Ufer eine ganz andere Lage, als der jetzige Kewirrand einnimmt. Im großen und ganzen ſind die Umriſſe des Sees mit dem Kewirrande parallel geweſen, waren aber außerhalb dieſes Randes gelegen; der See hat ein größeres Areal gehabt als die Kewir in unſerer Zeit.



207. 208. Männer aus Naibend. (S. 129.)
Zeichnungen des Verfassers.



209. 210. Knaben aus Naibend. (S. 129.)
Zeichnungen des Verfassers.

Die umgestaltenden Kräfte auf der Erdoberfläche arbeiten an der Vergrößerung des Abstandes zwischen jenen beiden Linien. Die Schuttkegel und die Verwitterungsprodukte der Gebirge schieben sich vor und rücken über den ebenen Kewirgrund weiter. Es sind noch ganz dieselben Kräfte wie in der feuchten Periode, als der große See existierte, aber während der jetzt herrschenden Trockenperiode sind sie unvergleichlich viel schwächer als damals. Das gröbere Material, das Bäche und Sturzfluten nach starken Regenfällen mitschwemmen, setzt sich auf dem Schuttkegel ab; das feinste Material, der Schlamm, wird wie einst der Kewir zugeführt. Daher ist es auch natürlich, daß der Grund der Kewir am Rande höher liegen muß als in der Mitte.

Es ist klar, daß eine solche horizontale Beckenfüllung wie der plastische, salzhaltige Lehm in der Kewir keine Lößbildung sein kann. Noch heute trägt sie alle Kennzeichen des Bodens eines Salzsees. Sie ist auch im Winter feucht, und das Grundwasser steht ganz dicht unter ihrer Oberfläche. Die völlig horizontalen Salzsichten schließen jeden Gedanken an äolische Entstehung aus. Doch wie mir scheint, stehen die Verhältnisse in Persien keineswegs mit Richthofens Erklärung der bis zu 700 Meter mächtigen Lößlager in China und der Mongolei in Widerspruch. Richthofen fand freilich nicht einmal auf Chinas höchsten Bergen Gletscherspuren und meint, daß die diluvialen Eiszeiten an China spurlos vorbeigegangen seien, der Trockenheit des Klimas wegen. Das trockne Klima hat die Folge, daß die feinen, vom Winde weiter getragenen Verwitterungsprodukte alle Becken in solchem Grad ausfüllen, daß alle Unebenheiten verschwinden und sogar Hügel und kleinere Berge darunter begraben werden. So entsteht eine flache beckenförmige Salzsteppe, die ringsum Gebirge umgeben. Wenn sich dann das Klima verändert und feucht wird, verwandelt sich die Salzsteppe in ein Lößbecken; die Niederschläge sammeln sich zu Flüssen, die sich tief in die Lößlager einschneiden.

Während der trocknen Periode, die der Eiszeit vorherging, ist wahrscheinlich in Persiens abflußlosen Becken dieselbe äolische Ablagerung vor sich gegangen. Die einzigen deutlichen Spuren wirklicher

Lößablagerungen, die ich am Rande der Kewir gefunden habe, sind bei Turut. Das Dorf ist, wie ich schon erwähnt habe, teils auf der Höhe, teils am Fuße einer Lößterrasse erbaut, die senkrecht oder wenigstens sehr steil zu dem flachen, gleichmäßig abgedachten, bis an den Rand der Kewir reichenden Abhang abfällt. In dem gelben Lößbett, dessen Oberfläche nach Regen so glatt und schlüpfrig wie Kewirboden ist, hat sich der Turutbach eine Rinne eingeschnitten, die auf beiden Seiten durch jähe, teilweise senkrechte und 12—15 Meter hohe Lößwände eingeschlossen wird. Die Grenze des Lößbettes nach der Salzwüste ist in ihrer Kontur sehr regelmäßig und bildet Vorsprünge und Blöcke zwischen eingeschnittenen Buchten. Über ihre Fortsetzung nach Osten und Westen hin ist mir nichts bekannt. Im Norden sieht man ihre gelbe Fläche in etwa 10 Kilometer Entfernung in die graue Farbe des jetzigen Schuttiegels übergehen, und diese graue Farbe erstreckt sich bis an den Fuß des nächsten Gebirges. Auf der Strecke bis an den Bergfuß kann man wenigstens mit bloßem Auge nirgends eine höhere, ältere Uferlinie sehen.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die scharf abgeschnittene Lößterrasse von Turut eine ältere Lage des Sees bezeichnet. Nur ein großer See mit genügend langem Stillstand auf ein und demselben Niveau und kräftigem Seegang hat ein so ausgeprägtes, deutliches Kennzeichen hinterlassen können. Ohne Zweifel gibt es ähnliche äolische Ablagerungen auch an andern Stellen um das Kewirbecken herum, wenn sie auch durch das kältere und feuchtere veränderte Klima der Diluvialzeit, das in nördlicheren Ländern die große Vereisung hervorrief, entstellt worden sind.

In seiner interessanten Abhandlung „Archeological and physico-geographical reconnaissance in Turkestan“ in „Exploration in Turkestan“, S. 28 fg., beschreibt R. Bunpelly die von ihm untersuchten alten kaspischen Uferlinien bei Baku. Die höchste dieser Linien erreichte 600 Fuß, erhob sich also fast 200 Meter über den jetzigen Meeresspiegel, während andere in 500 und 300 Fuß Höhe lagen. Wir brauchen nicht die höchste in Verbindung mit dem feuchten Klima

der Eiszeit heranzuziehen; denn ein Wasserstand an der 600 Fuß-Marke würde gleichbedeutend mit einer Überschwemmung beinahe ganz Rußlands, Finnlands und Südschwedens sein. Überdies sind alle derartigen Niveauvergleichen wertlos, wenn man nicht den Betrag kennt, um den die Vergfetten mit ihren alten Seemarken sich infolge der Gebirgsbildung gehoben oder gesenkt haben. Wenn wir uns aber, wie Brückner, mit der Annahme begnügen, daß das Kaspische Meer seinem Areal nach doppelt so groß wie jetzt gewesen ist, und wenn wir, wie Huntington, die fluviatilen und lakustren Ablagerungen Ostpersiens und Seistan als gleichzeitig mit der Eiszeit annehmen, so können wir es a priori als gegeben ansehen, daß die Temperaturherabsetzung und die Feuchtigkeitssteigerung, die zur Anhäufung so großer Wassermassen im Gebiete nördlich der Kewir und in den östlich und südöstlich von ihr liegenden Gegenden Veranlassung gegeben haben, auch im Kewirbecken selber in derselben Richtung hin tätig gewesen sind. Die Schwankungen zwischen trockenem und feuchtem Klima sind in ganz Westasien einander gefolgt, wie es auch natürlich ist. Das Gegenteil wäre ebenso unnatürlich wie physisch unerklärlich.

Im großen Kewirbecken finden wir dieselbe Schichtenfolge, die Huntington in Seistan gefunden hat: 1) Schlamm und anderes feines Material auf dem Grunde; 2) Grus; 3) Flugsanddünen. Doch gilt dies nur bis zur Quartärzeit zurück. Denn vor ihr haben wir ein trocknes Steppenklima angenommen mit äolischen Lößbildungen, das sich über ganz Asien erstreckte.

Als die letzte Eiszeit ihr Maximum erreicht und das Klima sich dann langsam zu wachsender Trockenheit und Wärme verändert hatte, sanken und schrumpften das Kaspische Meer und die iranischen Seen, darunter auch der große Kewirsee, zusammen. Schließlich trat letzterer in das Stadium ein, von dem Johannes Walther in seinem Werk „Das Gesetz der Wüstenbildung“, S. 116, sagt: „Ist nun ein Wüstenbecken soweit mit klastischem Material zugeschüttet, daß die Unebenheiten des Bodens ausgeglichen, tiefe Mulden ausgefüllt und der Boden eingeebnet ist, dann muß jede Veränderung des Wasservolumens eine

sehr beträchtliche Änderung des Seemrisses veranlassen. Meilenweit rückt der Strand vor, große Flächen werden wieder trocken gelegt.“ Man kann sich eine Periode denken, in der das flache Kewirbett nur während des Winters eine papierdünne Wasserschicht enthielt, die im Sommer verschwand. Schließlich trat der Zeitraum ein, da nur heftige Regengüsse imstande waren, in der tiefsten Mulde des Bettes kleine Salzsumpfe zu bilden. Dieser Zeitraum dauert noch an. Wann er begann, ist nicht festzustellen; jedenfalls vor der geschichtlichen Zeit, vielleicht vor 10, 15 oder 20 Jahrtausenden.

Während meiner beiden meridionalen Wanderungen durch die große Kewir und nicht zum wenigsten bei der Durchquerung des Kewirarmes zwischen Abbasabad und Chur erhielt ich auch den deutlichen Eindruck, daß die ganze Kewirscholle nur in geringem Maße beweglich ist, wie eine zähflüssige Masse, die danach strebt, die horizontale Lage einzunehmen, oder mit andern Worten, es erschien mir als dasselbe Phänomen, das J. Gunnar Andersson „fließende Erde“ nennt und das auch in Tibets unfruchtbaren Gegenden etwas ganz Gewöhnliches ist. Eine derartige Bewegung wird tatsächlich durch die kaum bemerkbaren, flachgewellten Wälle angedeutet, die am nördlichen und südlichen Rande mit dem Ufer parallel laufen und anzudeuten scheinen, daß hier neuangehäuftes und angeschwemmtes Schlammmaterial einen Druck ausgeübt oder eine Verschiebung verursacht hat.

Im großen betrachtet, schließe ich mich Huntingtons Auffassung völlig an. Nur in einem Punkt muß ich mich von ihm trennen und, wie Brückner, betonen, daß die Klimaänderung so langsam fortschreitet, daß ihr Vorhandensein sich innerhalb der geschichtlichen Zeit nicht mit Gewißheit nachweisen läßt. Wenn also Huntington Alexander und Istakri, 300 Jahre vor und 900 Jahre nach Christi Geburt, in die letzte Periode ergiebiger Wasserzufuhr einschließt, so kann ich ihm hier nicht folgen. Ich habe gezeigt, daß Alexander durch ein genau ebenso erbärmliches, unwegames Wüstenland zog, wie wir es heute an der Küste der Ichthyophagen finden. Was Istakri betrifft, so haben wir aus jener und der unmittelbar darauf folgenden Zeit einen

Anhaltspunkt an dem hohen Wasserstande des Kaspischen Meers, der in den persischen Wüsten nach dem, was man aus den Schriften der arabischen Geographen schließen kann, keine Verbesserung herbeigeführt hat. In das 12. Jahrhundert fällt eine Ebbe, die den Meeresspiegel auf ein Niveau herabbringt, das 4 Meter niedriger ist als sein gegenwärtiges. Im Jahre 1306 tritt ein Maximum mit einem Wasserstande ein, der 11 Meter über den jetzigen hinausgeht. 30 Jahre früher zog Marco Polo durch die Wüste und gibt uns eine Beschreibung jener Gegend, wonach die dort herrschenden Verhältnisse damals eher unvorteilhafter denn günstiger als heute waren. Die Schwankungen des Kaspischen Meers, die, wie wir gesehen haben, eine Funktion der Niederschläge innerhalb seines hydrographischen Gebietes sind, scheinen also, soweit die letzten 1000 Jahre in Frage kommen, nicht merkbar auf die persische Wüste einzunwirken, jedenfalls nicht in dem Grade, daß man aus geschichtlichen Daten Aufklärungen darüber erhalten könnte.

Die Tatsache, auf die Huntington hinweist und die auch meine Aufmerksamkeit erregte, nämlich daß in Sirre und am Schela viele Ruinen liegen, ist kein Beweis einer beständig fortschreitenden Wasserverminderung während der mohammedanischen Zeit. Hier wie im allgemeinen in Seistan und in vielen andern Teilen Persiens lassen die zahlreichen Ruinen nicht ohne weiteres auf etwas anders als auf eine Veränderung der alten Lage der Flüsse und Seen schließen. Ich habe im zweiten Bande meiner „Scientific Results of a journey in Central Asia“ eine derartige Erscheinung am alten und neuen Lop-nor ausführlich beschrieben, wo die Bevölkerung gezwungen war, ihre Dörfer und Gehöfte zu verlassen, als der Fluß und der See sich nach Süden hinzogen. Aber diese Ortsveränderung hatte nichts mit einer Klimaänderung und einer Verringerung der Bevölkerungszahl zu schaffen.

Es ist wahr, daß besonders der östliche Teil Persiens sehr ruinenreich ist. Die allermeisten sind mohammedanische Gebäude gewesen, also vergleichsweise aus jüngerer Zeit. Wurden doch Heramin und ganz Nordpersien von den Mongolen verheert, und stehen doch noch

aus jener Zeit unzählige Ruinen! Und es gibt wohl auch noch andere Ursachen, die eine Bevölkerung zum Verlassen ihrer Stadt oder ihres Dorfes zwingen können. Es bedarf ja nicht mehr als einer Ebbe in einer Brücknerschen Periode, damit ein Kanal das Dorf, dessen Felder er bisher bewässert hat, nicht mehr erreicht. Das Dorf wird dann verlassen und höher aufwärts ein neues angelegt. Wie oft stoßen wir nicht auf die Namen Kala-no, Deh-no, „die neue Festung“, „das neue Dorf“ usw. Die alten zerfallen und bleiben als Ruinen stehen, und die Anzahl solcher Ruinen wird im Laufe der Jahrhunderte immer größer. In Indien gibt es um Dehli herum einen ganzen Friedhof ehemaliger Lagen dieser Stadt. Man erhält den Eindruck eines ungeheueren Ruinenfeldes und einer in unsern Tagen auf ein Geringes zusammengeschrumpften Bevölkerung. Und doch ist es immer noch dieselbe Stadt, die nur weitergewandert ist.

Gerade in Seistan, das nach Lord Curzon reicher an Ruinen ist als irgendein anderer ebenso großer Teil der Erde, hat man keine Veranlassung, an eine Austrocknung des Klimas während der geschichtlichen Zeit zu denken. Curzon gibt selber die einzig richtige Erklärung: „Im Gegensatz zu den Jeremiaden der Kritiker, die Seistan so darstellen, als ob es aus zwei Teilen, einer Wüste unter Wasser und einer Wüste über Wasser bestehe, muß hervorgehoben werden, was sowohl die Geschichte als auch die bestehenden Tatsachen dartun. Wenn jene Behauptung richtig ist, wie kommt es dann, daß diese Provinz einst wegen ihrer großartigen Fruchtbarkeit, ihrer dichten Bevölkerung und ihrer prachtvollen Städte so berühmt war? Was sollen wir von den Quadratmeilen alter Ruinen sagen, die noch keinen Boden bedecken? In Persien hängt die Fruchtbarkeit fast ausschließlich vom Wasserzufluß ab; und in den persischen Provinzen ist hier allein nicht nur Wasser genug vorhanden, um große Kanäle, mächtig wie Flüsse, nebst einem Netzwerk kleinerer Kanäle und Gräben zu füllen, sondern auch noch so viel, um oft nutzlos in Morasten und Lagunen zu ver-rinnen.“ Curzon zitiert in „Persia“, I, 242, einige Aussprüche englischer Reisender, die Seistan besucht haben, und gelangt zu dem

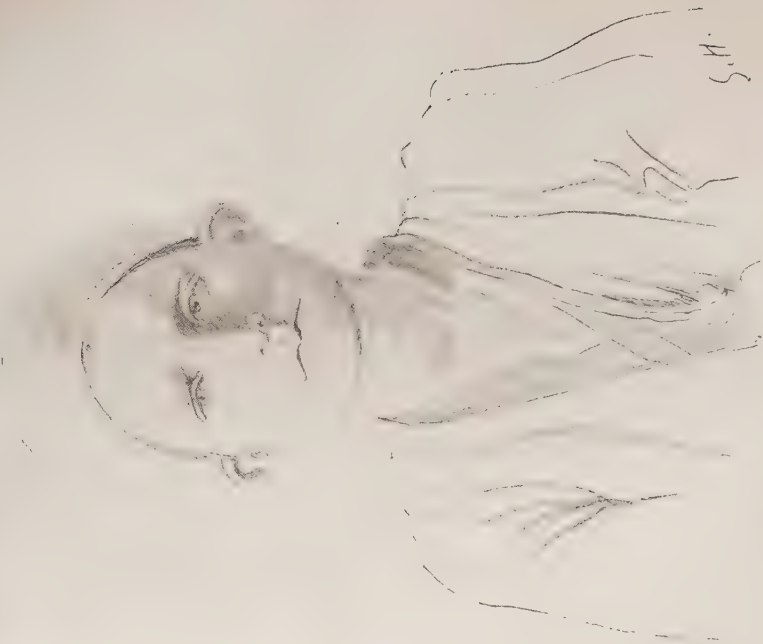
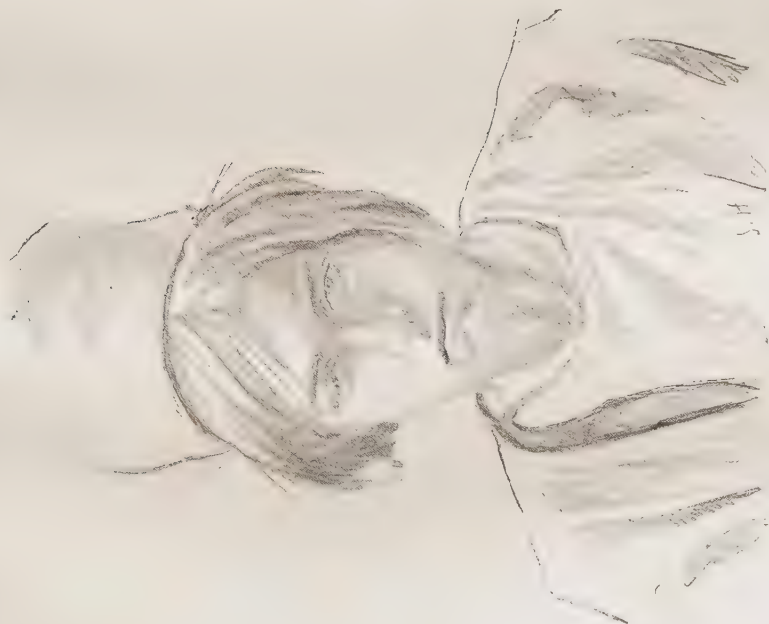
Ergebnis, daß das Land eine enorme Fruchtbarkeit besitze, wenn dort ein wissenschaftlich ausgeführtes Bewässerungssystem in Kraft trete.

Dieselbe Ansicht hat Bellew in dem Werke „From the Indus to the Tigris“ ausgesprochen. Er sagt über Buxt (a. a. O., S. 176), daß dieser Ort durch Nadir Schah auf seinem Zuge nach Kandahar und Indien zerstört worden sei. „Es hat den Anschein, als ob bei allen diesen Belagerungen nur das Fort als ein strategischer Punkt okkupiert worden sei; die Stadt und die Vorstädte waren Trümmerhaufen geblieben und hatten schon seit Dschingis-Chans verheerender Invasion im Jahre 1222 in ungefähr demselben Zustande dagelegen, in dem man sie jetzt sieht.“ Über die Zeit, als Krateros durch das Land zog, heißt es: „Damals muß das Land viel mehr bebaut und in viel blühenderem Zustand gewesen sein als heute.“ Über die Gernselsegend, das Land am unteren Hilmenid, sagt Bellew: „Das Tal trägt überall Spuren ehemaligen Wohlstands und dichter Bevölkerung in alten Zeiten. Sein Boden ist überall fruchtbar, und Wasser ist dort in unbegrenzter Menge vorhanden. Es bedarf nur einer starken, gerechten Regierung, um den verlorenen Wohlstand schnell wiederherzustellen und das Land zu einem fruchtbaren Garten voller Städte und Dörfer in ununterbrochener Reihenfolge auf dem ganzen Wege von Scistan nach Kandahar zu machen. Die jetzige Verwüstung dieses von Natur so fruchtbaren Landes verschärft die Dürre und die Hitze seines Klimas. Mit neuem Ausblühen des Ackerbaues und dem Aufwachsen aller Art Bäume würden diese klimatischen Nachteile auf ein Minimum reduziert, und Gernsel würde dann bewohnbar sein, wofür man es in seinem gegenwärtigen Zustand kaum halten kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Gernsel unter einer zivilisierten Regierung seinen früheren Wohlstand bald wiedererlangen würde, und dann würde dieser Teil des Hilmenidtales sich hinsichtlich eines guten Klimas mit dem Tigris tal bei Bagdad messen können.“

Dazu kommen noch die großen Schicksalsschläge, die in Gestalt der Hungersnot und der Pest von Zeit zu Zeit verschiedene persische Provinzen in derselben Weise verheeren wie die Teile Indiens, in

denen der Monsun ausbleibt, oder Rußlands, wenn kein Regen fällt oder die Cholera auftritt. Ich bin selbst Zeuge des Wütens der Pest in Seïstan gewesen, als im April 1906 ganze Dörfer buchstäblich ausstarben und die leeren Häuser stehenblieben, um in Trümmer zu fallen. Wahrscheinlich ist es nicht das erstemal gewesen, daß die Pest in dem unglücklichen Lande wütete. Dr. Kelly in Nasretabad sprach auch die Vermutung aus, daß der Ansteckungsstoff dort in latenter Form versteckt liege und zu gewissen Zeiten auf irgendeine unbekannte Veranlassung hin von neuem zum Ausbruch gelange. Wenn eine solche Seuche eine ganze Bevölkerung dezimiert und die Menschen in panischem Schrecken massenweise aus dem Lande fliehen, ist es natürlich, daß dort leicht Ruinen entstehen können. Wenn das Land sich nachher allmählich wieder erholt, werden neue Wohnstätten gebaut. Ein noch wichtigerer Faktor ist, besonders in Seïstan, der Umstand, daß die Flußarme ihre Lage verändern. Das Hilmendelta, das Seïstans Lebensbedingung ist, hat sich unzähligemal weiter bewegt. Unter solchen Umständen müssen ganze Städte und Dörfer verlassen werden, und ihre Bewohner sind gezwungen, sich an den neuen Wasserläufen anzusiedeln. Da, wo in Seïstans dürrn Wüsten leere Mauern stehen, täuscht man sich oft über ihr Alter. Sie werden von dem ungeheuer heftigen Sommerwind aus Nordnordwesten zernagt und abgefeilt und sehen insolgedessen älter aus, als sie in Wirklichkeit sind. In relativ kurzer Zeit werden sie schließlich ganz zerstört.

Da so deutliche, schlagende Gründe zur Entstehung solcher Ruinen in Seïstan vorhanden sind, ist es überflüssig, ihr Dasein durch Verschlechterung des Klimas während der geschichtlichen Zeit erklären zu wollen. Der Boden ist jetzt nicht weniger fruchtbar als in alten Zeiten, und die Wassermenge des Hilmen d. mag sie sich vergrößert oder verringert haben, ist noch so kolossal, daß sie ausreichen würde, Millionen Menschen zu ernähren. McMahon schätzt die Bevölkerung Seïstans auf 205 000 Seelen; ihnen steht ein größerer Wasserreichtum zur Verfügung als irgendeinem andern ebenso großen Teil der Bevölkerung Persiens. Nach McMahon führt der Hilmen in der



211. 212. Junge Modelle. (S. 129.)
Zeichnungen des Verfassers.



213. Schwarze Nomadenzelte. (S. 138.)



214. Nomadenfrauen und Kinder. (S. 138.)

Niederwasserzeit 2000 Kubikfuß Wasser, in der Hochwasserperiode 50—70000 Kubikfuß in der Sekunde. Er glaubt, daß Teifan unter einer guten, klugen Regierung sich in ein neues Ägypten verwandeln könne. (Vgl. „Geographical Journal“, XXVIII [1906], S. 209.)

Daß man einzelne geschichtliche Angaben nicht immer kritisch hinnehmen kann, ergibt sich aus folgendem Ausspruch des berühmten Chardin, der um 1660 herum mehrere Jahre in Isfahan lebte; im Bericht über den Sendehud sagt er in „Voyage en Perse“ (III, 4): „Dieser Fluß ergießt sich unterirdisch zwischen Isfahan und Kirman, wo er wiedererscheint und von wo er dem Indischen Ocean zufließt.“ Und dennoch zeigt diese sonderbare Auffassung, daß das Klima um Isfahan herum vor 250 Jahren dem jetzigen ähnlich war. Wenn der Gawchaneh dazumal ein großer See gewesen wäre, hätte kein Perser auf die Idee verfallen können, Chardin einzureden, daß der Fluß unter der Erde verschwinde. Er verlor sich damals ebenso wie heute in einem temporären Salzsee.

Wenn die arabischen Geographen erzählen, daß im 10. Jahrhundert eine Straße der Länge nach gerade durch die Descht-i-lut, von Deh-i-salm nach Bam, geführt habe und wenn diese Straße nach allem, was ich darüber habe erkunden können, nicht mehr benutzt wird, so könnte man sich freilich dadurch versucht fühlen, den Schluß zu ziehen, daß die fortschreitende Austrocknung das Bereisen dieser Straße unmöglich gemacht habe. Doch auch hierbei spielen andere Faktoren mit! Im westlichsten Teil der Kewir war oft von einer Straße zwischen Kachan und Semnan die Rede, einem zur Zeit des Schah Abbas viel begangenen Wege, der aber jetzt nicht mehr benutzt wird. Ebenso erzählte man mir von einem direkten Wüstenweg zwischen Dschandak und Semnan, der seit einigen Jahrzehnten aufgegeben worden ist. Gerade so hat auf der alten Straße zwischen Kachschir und Dschandak jeglicher Verkehr aufgehört. Weshalb aber? Wegen fortschreitender Austrocknung? Nein, gerade die Feuchtigkeit fürchtet man in der Kewir. Die Straße wurde aufgegeben, weil sich eben da, wo sie sich hinzog, in einer bisher trocken gewesenen Gegend vorübergehend

ein Wintersee gebildet hatte. Wäre das Klima in der Descht-i-kut vor 1000 Jahren feuchter gewesen als jetzt, so hätte man aller Wahrscheinlichkeit nach die westlichen Teile dieser Depression, die größtenteils aus Kewirboden bestehen, nicht durchqueren können. Als Kuriosität sei auch nach Tomaschek die Behauptung des Makbisi angeführt, daß es innerhalb der Mauern der Stadt Chabis niemals regne. In unsern Tagen, also 1000 Jahre später, heißt es von derselben Gegend, daß es dort „selten regnet“.

Was von der großen Kewir gilt, das hat auch hinsichtlich der kleineren Depressionen im östlichen Persien Geltung. Die Kewirwüsten, die in der Nähe der großen Kewir liegen, also die Kewir-i-Badschistan, und die im Süden der Chorassanstraße liegenden Kewirmulden, lassen sich als Zweige der großen betrachten, obwohl das Niveau nicht immer dasselbe ist. Die große Kewir hat in ihrem östlichen Becken 500 Kilometer größte Länge und 240 Kilometer größte Breite. Das Areal beträgt in abgerundeter Zahl 55000 Quadratkilometer, ist also etwas größer als Böhmen.

Wir haben gefunden, daß das Becken von nackten, ziemlich niedrigen Bergen umgeben wird, deren anstehende Gesteine aus ihren eigenen Trümmern hervorschauen. Es gibt hier nichts, was eine schnellfortschreitende Verwitterung hindern könnte. Die Temperaturunterschiede zwischen Winter und Sommer und zwischen Nacht und Tag sind sehr groß. Eine schützende Pflanzendecke ist nicht vorhanden. Im Winter regnet und schneit es, und der Frost in den Kapillarrissen sprengt immer mehr die äußeren Teile der Berge ab. Die Verwitterungsprodukte bilden Block- und Gruslagel am Fuß des Gebirges; diese Lagel sind sehr flach, und ihr Material wird mit der zunehmenden Entfernung immer feiner, bis schließlich feiner Ton das Kewirbecken füllt. Dieser Ton ist am Kewirrand stark mit Sand vermengt.

Rings um die Kewir finden wir unzählige trockne Erosionsrinnen, die wie Radien nach dem Mittelpunkt der Wüste streben. Nach heftigen Regengüssen können sie sich mit großen Wassermengen füllen, wie ich es in dem regnerischen Winter 1905—1906 mehrmals

beobachtet habe. Daß der Abfluß auch sonst sehr reichlich sein kann, sieht man an Erosionsbetten wie dem, welches von der Quelle Dom nach der Kewir hinabgeht und bei 20 Meter Breite 10 Meter tief ist. Der feine Schlamm, den das Regenwasser mitschwemmt, gelangt früher oder später in die Kewir; da aber die Kewir dessenungeachtet so gut wie horizontal ist, muß dies entweder an ihrer beständigen Durchtränkung mit Wasser liegen oder auch seinen Grund darin haben, daß sich das Verwitterungsmaterial, einschließlich des feinen Schlammes, wie ein übergreifender Mantel über den Kewirgrund schiebt. Infolge der Form der Verwitterungskegel ist das Kewirufer gewöhnlich einer Zacken- kante vergleichbar, deren runde Bogen durch die miteinander abwechselnden Buchten und Vorsprünge hergestellt werden. Bei Turut liegen einige kleine isolierte Klippen oder Gipfel, die sich, Inseln vergleichbar, aus der Kewirfläche erheben. Der Kuh-i-gugird scheint ein kleinerer Gebirgsarm zu sein, den zum größten Teil Kewirboden umgibt und der in Kewirmaterial eingebettet ist.

Auch die allerneuesten Karten von Persien geben hinsichtlich der Kewir manche verkehrte Darstellungen. Auf der Karte Nr. 61 in Stiellers Handatlas finden wir drei Salzkümpfe mit punktierten Konturen, deren Dasein mehr als problematisch ist. Der kleine Bergrücken, der von meinen beiden Routen gekreuzt wird, existiert überhaupt nicht. Auf der Karte in Andrees Handatlas liegen zwei recht ansehnliche Bergmassive auf je einer Seite der Straße von Turut nach Arusun; sie sind auch nicht vorhanden, und es ist schwer ausfindig zu machen, wie sie auf die Karte gekommen sind. Auf der Karte in Johnstons Atlas liegt unmittelbar auf der Nordseite von Dschandak ein See, und dorthin verirrt sich der Kal-mura auf mystische Weise.

Der Reisenden, die die Beckengestalt der Kewirwüsten, ihre temporären Seen und ihre großen Salzlager hervorgehoben haben, sind viele. Blanford ist der erste, der ihre Entstehung verstanden hat. Sie haben in Tibet, Zaidam und Zentralasien viele Verwandte und bilden einen ebenso eigentümlichen wie charakteristischen Wüstentypus. Walther behauptet, daß folgende fünf Ursachen verändernd auf einen Wüstenjee

einwirken: 1) die Menge der Niederschläge; 2) der Umfang der Verdunstung; 3) das Einsickern des Wassers in den Boden; 4) die Menge der dem See zugeführten Sedimente, und 5) der Salzgehalt des Wassers. Da die Niederschlagsmenge während der postglazialen Zeit abgenommen hat, ist der Kewirsee verschwunden oder jedenfalls in ein Stadium eingetreten, in dem er an der Grenze der Vernichtung steht. Die Wassermenge, die dem Becken jetzt, direkt durch Regen oder indirekt durch Flüsse, zugeführt wird, reicht nicht aus, um die Sedimente zu bedecken, die infolgedessen offen zutage liegen. Die großen Salzsollen, die wir im Innern der Wüste finden, lassen auf Perioden reichlicherer Niederschläge in allerneuester Zeit schließen. Da, wo sich in solchen feuchten Zeiträumen größere Oberflächenseen als gewöhnlich gebildet haben, hat sich, als eine neue Trockenperiode die Seen verschwinden ließ, das Salz in ihren Betten abgesetzt. Ohne Zweifel sind ver-
 artige Wechsel während eines ziemlich langen Zeitraums eingetreten. Das ergibt sich schon daraus, daß man an bestimmten Stellen der Kewir überall, wo man einen Stock durch den die Oberfläche bildenden Ton stößt, bereits in etwa zwei Fuß Tiefe auf ein steinhartes Salzlager stößt. Diese Salzschrift hat sich entschieden in einem recht ansehnlichen See abgesetzt und ist im Laufe der Zeiten mit neuem Schlamm bedeckt worden. Ein Bohrloch durch den Kewirboden würde ohne Zweifel eine ganze Reihe abwechselnder Schlamm- und Salzschriften an den Tag bringen. Die Schlammisichten bezeichnen das Ende einer feuchten Periode, die Salzschriften eine neue Periode mit ungefähr demselben Klimacharakter wie heute.

Walther nennt die forttragende Tätigkeit des Windes „Deflation“ und hält diese Kraft für die Hauptursache des Reliefs der Wüste. Dieses Gesetz hat jedoch auf eine Kewirwüste keine rechte Gültigkeit. Schon die horizontale Gestalt der Oberfläche beweist, daß der Wind hier auf die Dauer machtlos ist. Wir vermissen die tief ausgeschnittenen Windfurchen, die das Lopland und Seistan charakterisieren, wo die ungeheuer heftigen Winde den Tonschichten ein so phantastisches Relief verleihen. Daß es nicht an Wind fehlt, merkt man auf einer Reise



215. Die schöne Masume. (S. 141.)

Zeichnung des Verfassers.



216. Die zwölfjährige Rogée. (S. 141.)
Zeichnung des Verfassers.

am Südrande der Kewir sehr bald. An einigen Geröllabhängen findet man auch Massen muschel- und tetraëderförmig vom Wind ausge-
meißelter Steine. Die Winde, die es vermocht haben, diese Steine zu
schleifen, sind auf der Oberfläche der Kewirwüste machtlos gewesen.
So heftig es auch stürmt, sie verändert ihre ebene Flächenform in
Jahrtausenden nicht. Die Ursache ist nicht schwer zu finden. Im
Winter, wenn der Boden feucht und zäh ist, sind Deflation und Kor-
rasion unmöglich. Im Sommer ist der salzhaltige Ton zu einer stein-
harten Masse zusammengetrocknet, und wenn der Wind dann vielleicht
auch instande ist, schädigend auf diese einzuwirken, so wird das Resultat
seiner Tätigkeit in der nächsten feuchten Jahreszeit sofort wieder ver-
nichtet. Dazu kommt die Konsistenz der ganzen Beckenfüllung, das
dicht unter der Oberfläche stehende Grundwasser, das lockere, zähflüssige
Material, das infolge des Gravitationsgesetzes stets danach strebt,
eine horizontale Lage einzunehmen.

Man gewahrt also an der Oberfläche keine durch den Wind ver-
ursachten Veränderungen. Dieser Umstand tritt im Lopland sehr deut-
lich hervor, wenn man von dem in süßem Wasser abgelagerten Ton
zu den trocknen „Schor“-Betten geht, in denen einst salzhaltige Seen
gestanden haben. Das erstgenannte Gebiet durchfurchen Rinnen, die der
Wind mehrere Meter tief ausgehöhlt hat und die mit der vorherr-
schenden Windrichtung parallel laufen; das letztere aber ist gleichmäßig
eben, vom Winde unbeeinflusst und weist keine Spuren irgendwelcher
Windfurchen auf. Es muß also eine Konsistenz besitzen, die den aus-
meißelnden und abhobelnden Kräften des Windes größeren Widerstand
entgegensetzt.

Persiens einstige, von Zoroaster gestiftete Religion kann, so ver-
wunderlich dies erscheinen mag, als Beweis für die Unveränderlichkeit
des Klimas in 2500 und mehr Jahren dienen. Denn nach den wahr-
scheinlichsten Angaben lebte Zoroaster nicht sehr lange vor der Herr-
schaft der Achämeniden. Nach Justi trat diese Religion, wie sie in dem
Zendavesta niedergelegt ist, an die Stelle der alten medischen Magie.
Justi sagt in seiner „Geschichte des alten Persien“, S. 70 fg.: „Die

Zoroastriſche Lehre hat zuerst im östlichen Iran ihre vollständige Anerkennung und Ausbildung erhalten, und ist in den westlichen Ländern mit fremden Elementen versetzt worden. Das echt iranische Wesen hat immer in Ostiran seinen Hauptsitz gehabt, während der Westen babylonischem und griechischem Einfluß offen stand.“ Nacht und Schlaf sind feindliche Mächte. Durch den Aufgang der Sonne wird die Macht der Dämonen gehemmt. Dank der Sonne können die Bewässerung, der Ackerbau und andere Arbeiten betrieben werden, wodurch die Ausdehnung der Wüste aufgehalten wird. „Wenn die Wüste mit ihren Stürmen die Wege verweht, so daß bei Nacht nur die klaren Sterne der Karawane den Weg zeigen, wenn durch die Glut des Sandes sich Dünste erheben, welche die Sonne in einen dichten Schleier verhüllen, so sind dies die Wirkungen der bösen Geister, welche dort haufen, ja der Sturm selbst ist der Div, welcher gegen die von Gott geschaffnen Bäume ankämpft. Der Gegensatz zwischen Wüste und Fruchtländ wiederholt sich überall in Iran; zahlreiche Flüsse, welche weite Landschaften mit ihrem segnenden Gewässer durchströmen, verrinnen plötzlich im Sand, das fruchtbare Land grenzt oft unmittelbar an dürre Strecken, und der Vernachlässigung der Wasseranlagen folgt alsbald ein Vorrücken des Sandmeeres.“

Ein so scharf ausgeprägter Kampf zwischen Leben und Tod, zwischen den guten und den bösen Mächten um die Herrschaft über die Welt hätte kaum ausbrechen können, wenn nicht die Naturverhältnisse in dem alten Iran dazu Anlaß gegeben hätten. In diesem Sinn spricht sich auch H. Kiepert in seinem „Lehrbuch der alten Geographie“ (S. 52) aus. „Die Wirkung dieser Landesnatur auf das Gemüt der Bewohner spricht sich auch aus im altiranischen Volksglauben an eine wohlthätige und eine dem Menschen feindliche Schöpferkraft (Ormuzd und Ahriman); als Geschöpfe des letztern werden die heißen Sandstürme, die Luftspiegelungen der Wüste, die Winterfröste, die Fieberluft, die schädlichen Insekten und Schlangen usw. angesehen: daher die dem Zarathustra (Zoroaster) zugeschriebenen praktischen Religionsvorschriften der Vertilgung dieser Tiere, dagegen der Pflanzung

von Bäumen, Anlegung von Wasserleitungen, des Grabens von Brunnen usw.“

Kiepert betont auch, daß die großen Wüstengebiete in der Mitte Trans verantwortlich seien für das Fehlen eines gemeinsamen Namens dieses Landesteiles und für die Schwäche der Staatsbildungen, die seit urältesten Zeiten auf diesem Boden entstanden sind. „Nur auf kürzere Perioden haben kräftigere Herrscher oder Dynastien, wie die ersten Achämeniden, Alexander und der erste Seleukos, das Ganze zusammenzuhalten vermocht; die Regel ist in den weit längeren Zwischenzeiten das Nebeneinanderbestehen von wenigstens zwei, durch die große Wüste getrennten Reichen: des Medopersischen und des Baktrischen.“

Da Kiepert auch nachweist, daß der schmale Kulturstreifen am Südfuß des Elburs von alters her die einzige, für große Heerscharen gangbare Straße zwischen dem Westen und dem Osten gewesen ist und daß seine Bedeutung in jeder neuen Periode der Kriegsgeschichte hervortritt, so finden wir darin einen indirekten, aber sehr sprechenden Beweis dafür, daß die Ausdehnung der Wüsten im Altertum denselben Umfang hatte wie jetzt. Die Politik, die Kriege, die Religion, alles ist von der Geographie des Landes abhängig gewesen, überall finden wir den Einfluß der großen Wüste auf das Leben der Völker. Soweit die Urkunden in der Zeit zurückreichen, hat die große Wüste da gelegen, wo sie jetzt liegt, und im großen und ganzen dieselben Eigenschaften gehabt, die sie noch heute besitzt.

Sünfzigstes Kapitel.

Die Verbreitung der persischen Sandwüsten.

Nehmen wir den Faden wieder auf, den wir im 47. Kapitel fallen ließen. Es handelte sich um den Flugsand in den persischen Wüsten. Schon als ich mich Alem näherte, hatte ich einen Flugsandgürtel zur Linken, im Norden, und die Höhe der Dünen betrug hier 10 Meter. In Alem sagte man mir, daß der Gürtel sich noch 7 Farsach nach Norden fortsetze, dort auslaufe und in Kewir übergehe. Nach Nordwesten hin soll er 9 Farsach weit reichen, um dort ebenfalls immer niedriger zu werden und schließlich zu verschwinden. Die von Alem ostwärts führende Straße läuft längs der Südseite eines mächtigen Sandfeldes hin, das mit dem erstern in Verbindung steht. Es sind lauter zusammengewachsene Dünen, die eine ansehnliche Höhe erreichen und rotgelb und graugelb schillernde Sandmassen bilden. Die südliche Grenze des Sandfeldes ist bisweilen scharf markiert und von einem Saxaulgürtel begleitet. An andern Stellen verläuft es sich in immer niedriger werdenden Dünen, deren größte 8 Meter hoch sind. Eine andere Straße zwischen Alem und Tschupumun, im Norden der von mir benutzten, geht teils durch Flugsand, teils durch Kewiransläufer. Auf dem Wege von Tschupumun nach Tschandak hat man immer gewaltige Dünen zur Linken; sie sind bis zu 40 Meter hoch. Die große Südbucht der Kewir auf dem Wege nach dem Tschamedschü fand ich von lauter Sand umgeben, dessen 30 Meter hohe Dünen teils mit dünnen Tamarisken und Saxaul

bewachsen, teils kahl waren. Auf der Nordseite der Straße, der ich vom Tschamedschi nach Tebbes folgte, soll dieser Sandgürtel sich noch weit nach Osten hinziehen. Als ein Teil dieses gewaltigen Sandgürtels läßt sich das Dünengebiet betrachten, das ich nach der östlichen Durchquerung der Kewir auf dem Weg nach Arusun passierte.

Ganz entschieden ist es ein südlicher Zipfel dieses Dünengürtels, den die Wüstenstraße von Tezd nach Tebbes, die uns die arabischen Geographen beschreiben, berührt. Diese Straße ist in elf Tagereisen eingeteilt und über die siebente, von Tezd an gerechnet, heißt es, daß sie nach „Rig“, dem Sande, einem Karawanerai und einer Zisterne führe, hinter welcher Station dann auf einer 7 Farjach langen Strecke Sanddünen folgten.

Am südöstlichen, südlichen und südwestlichen Rande des Beckens von Tebbes fand ich ebenfalls ansehnliche Flugsandanhäufungen. Unmittelbar hinter Perwadeh lag der hohe gelbe Sand zur Linken unserer Straße, rechts hatten wir die nördlich davon liegende Kewir. Im Süden konnte man sehen, wie der Sand immer höher wurde, steriler war und auf die dort befindlichen Bergabhänge hinaufkletterte. Bei Dagemaschi fand ich auf der Südseite des dort liegenden Kewirgürtels 25 Meter hohe Dünen. Nachher hatten wir die Rig-i-Isfender, „die Sandwüste Alexanders“, und im Nordosten von ihr die Do-rah-seh-rig, „die drei Sandgürtel der zwei Wege“, und nördlich davon eine weiße Kewir. Alle Dünen dieser Gegend waren nach Südöstosten hin steil, was von vorherrschenden Nordnordwestwinden Zeugnis ablegte. An der Südseite des östlichen Hamunbeckens fand ich das Dorf Chamaß verlandet. Auf dem Wege zum Schela zwang uns hoher Sand zu einem bedeutenden Umweg. Am Südrande des God-i-Sirre-Beckens bildeten 10 Meter hohe Dünen einen ansehnlichen Gürtel. Im Süden des Lora-hamun passierten wir zwischen Karabuk und Zadgar-tscha einen Dünengürtel. Überall fand ich dieses eigentümliche Gesetz in Geltung.

Auf seinem Weg von Dschandak nach Südwesten kam Vaughan nach drei Tagereisen mit dem Sandgürtel Rig i-tschitschagun in

Berührung. Zwei Tagemärsche führten ihn hindurch, und er schätzt die höchsten Dünen auf 300 Fuß, was wohl übertrieben ist. Ich habe in Beispielen aus den Berichten anderer Reisender mehrfach die merkwürdige Regelmäßigkeit hervorgehoben, mit der der Flugsand in Persien am Südrande der Depressionen auftritt — falls nicht Terrain- und lokale Windverhältnisse gewisse Ausnahmen erzwingen. Das Dschas-morian-Becken war ein hübsches Beispiel einer größeren Mulde mit einer mächtigen Sandwüste am Südwestrande. Aus dem südlichen Teile der Descht-i-lut kann ich keine Nachrichten als die bereits angeführten auffinden. Doch über die Südostecke der Wüste zwischen Neh und Bam sagt Curzon, indem er Galindo zitiert: „Hier haben die vorherrschenden Nordwestwinde den Sand zusammengelegt und ihn zu großen Sandhügeln aufgetürmt, die beständig wachsen und wirbeln.“ Bei Reclus findet sich in der „Nouvelle Géographie Universelle“ (IX, 174) folgende Stelle: „In den Wüsten Südostpersiens herrschen die Sandmassen vor. Der Wind ordnet sie in Hügel, die ihre Lage bei jedem Sturme ändern, wobei sie die Spuren der Karawanen verwehen und manchmal die Kulturen in der Nachbarschaft der Quellen und der Bäche wieder zudecken, ja sogar die Dörfer und Städte bedrängen.“ Ohne Zweifel ist der Südostteil der Descht-i-lut von Flugsandfeldern eingenommen.

Im Nordnordwesten des Hamun-i-Seistan liegt eine Wüste, deren Name Descht-i-neumid, „die hoffnungslose Wüste“, ihren Charakter verrät. Sie dehnt sich im Süden des Salzumpfes Dak-i-petirgun aus und scheint zum großen Teil seinem Becken anzugehören. Im Süden, wo Bellow diese Wüste zwischen Har-rud und Dorah durchquerte, enthielt sie jedoch keinen Sand. Wenn es in ihr einen Sandgürtel gibt, liegt er weiter nordwärts, am Südrande der Depression. Auf dem Wege nach dem Har-rud passierte Bellow einen Hügel namens Rig-rewan, „der wandernde Sand“, so genannt nach den dort befindlichen roten Sanddünen, von denen Bellow sagt („From the Indus to the Tigris“, S. 284), daß sie einen sausen den Ton hören lassen, wenn man auf ihnen geht.

Was die Stadt Tezd in Mittelpersien betrifft, so könnte man schon aus ihrer Lage vermuten, daß sie vom Flugsand bedroht sei. Die Stadt liegt am Südrande eines lainggestreckten Beckens, und der nordwestliche Wind treibt zwischen zwei Bergketten hindurch den Flugsand ungehindert in der Richtung der Stadt vor sich her. Der berühmte Mönch Odorico di Pordenone, der erste Europäer, der Thasa besuchte und von 1316—1330 das ganze westliche, südöstliche und östliche Asien durchwanderte, war am Anfang seiner Reise auch in Tezd und gab von dem Sandgürtel in der Nähe der Stadt folgende drastische Beschreibung (vgl. Dule, „Cathay and the way thither“, I, 52):

„Ich reiste nach einer gewissen Stadt namens Tezd, die Persiens entfernteste Stadt in der Richtung nach Indien ist und von der das Sandmeer nur eine Tagereise entfernt liegt. Nun ist aber dieses Meer eine seltsame Erscheinung und recht gefährlich. Und unter uns war keiner, der gewünscht hätte, in dieses Meer einzudringen. Denn es besteht aus lauter trockenem Sand ohne die geringste Feuchtigkeit. Und es rückt, wie das Meer es bei Sturm tut, bald hierhin, bald dorthin, und im Weiterücken macht es gerade solche Wellen, wie das Meer es tut, so daß schon unzählige Menschen, die hindurchreisen wollten, davon überwältigt wurden und in jenen Sandmassen ertrunken und begraben sind. Denn wenn ein Wind geht, fliegen diese Sandmassen umher und werden von den Winden vorwärtsgehoben und bald hier, bald dort, je nachdem der Wind gerade weht, zu Hügelu aufgeschichtet.“

Ungefähr in demselben Sinne wird die Gegend im Nordwesten der Stadt Tezd etwa fünf und ein halbes Jahrhundert nach Odoricos Reise beschrieben. So sagt General A. Gasteiger Khan in seiner Schrift „Von Teheran nach Belutschistan“, S. 40: „Die Station Hymmetabad liegt in einem Meere von Flugsand, aus dessen Mitte zahlreiche menschenleere Dörfer ihre Ruinen gegen den Himmel erheben. Wer sich des Nachts hier verirrt, findet sich erst im Jenseits zurecht. . . Die ganze Gegend bis jetzt besteht aus lauter Sandbergen, in deren

Wellen man, knietief eintauchend, oft die Wegspur verliert. . . . Es soll früher die Gegend ein Meer gewesen sein, welches ausgetrocknet dieses Sandbett hinterlassen.“

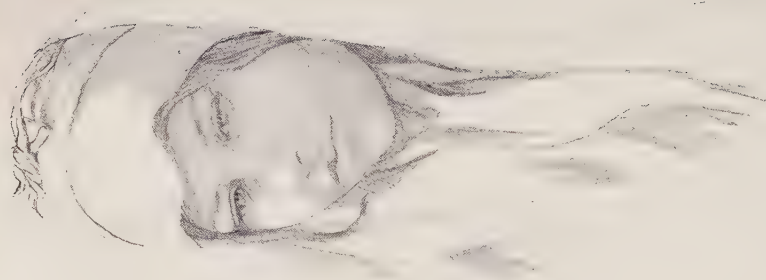
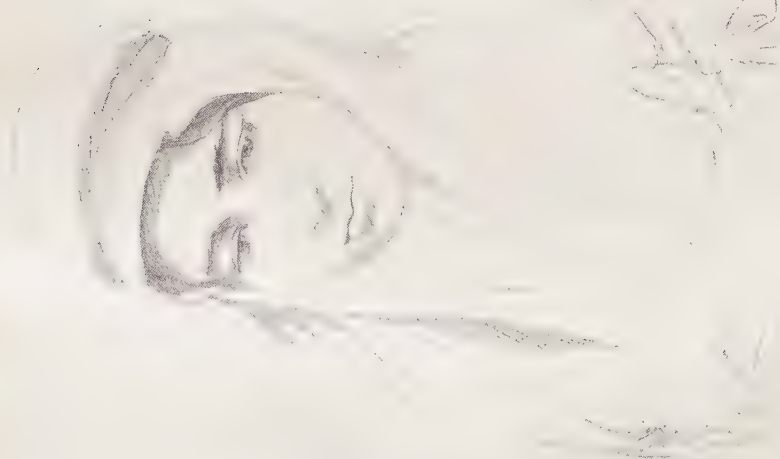
In demselben Jahre wie Gasteiger Khan, 1881, besuchte Stad die Stadt Tezd. Wie Ddorico, spricht er in seinem Werk „Six months in Persia“ von Flugsand erst auf der zweiten Tagereise nordwestwärts von der Stadt, wo es (a. a. O., II, 4) heißt: „Wir wanderten 6 englische Meilen weit durch ein Sandhügelmeer und verloren zweimal unsern Weg. Dies ist der Sand, der nach Prophezeiung eines Tages die Stadt Tezd überschwemmen wird. Er hat das alte Askizar überschwemmt. Die Moschee, die die Mitte des alten Dorfes bezeichnete, steht jetzt zur Hälfte begraben inmitten einer Menge Hügel, die sich über den Dächern der Häuser erheben. Das Dorf ist weiter nach Osten verlegt worden. Bei heftigem Wind, der in dieser Jahreszeit (im Mai) oft herrscht, gehen alle Landmarken verloren, und die Reisenden müssen da, wo sie sich gerade befinden, so lange lagern, bis die Luft wieder klar geworden ist. Ganze Sandhügel können von einem Plage nach einem andern getragen werden, wenn der Wind stark ist. Wir hatten in Askizar eine Probe eines solchen Schirokko, der nachmittags den Hof mit Sandwolken anfüllte.“

Auch Macgregor beschreibt das Vorrücken des Sandes gegen Tezd: „Natürlich geschieht das Vorrücken langsam, aber es scheint sehr beständig zu sein.“ Sykes sagt: „Als wir Tezd verlassen hatten, ging unser Weg durch ein sandiges, aber stellenweise trotzdem angebautes Gebiet nach Hujetabad, wo kürzlich ein hübsches Karawansehai und ein Wasserreservoir erbaut worden waren. Ringsumher war ein Meer von Sand.“

Im südlichen Afghanistan liegt im Südosten des Hilمند und seines großen Nebenflusses Dori die Nigistan. Nigistan bedeutet „Sandwüste“. Wir haben hier ein Beispiel, daß der Sand in Ostiran sich nicht nur im Süden der Depressionen, sondern auch auf der Südseite der Flüsse anhäuft. In weit größern Dimensionen finden wir dieselbe Anordnung in Turkestan wieder, wo die Sandwüste



217. In Gedanken versunken. (S. 141.)
Zeichnung des Verfassers.



218. 219. Fünfzehnjährige Mädchen. (S. 141.)
Zeichnungen des Verfassers.

Mujun-kum im Süden des Flusses Tschu, die Kifil-kum im Südwesten des Sir-darja und die Kara-kum auf der Südwestseite des Amu-darja liegt. Dasselbe Verhältnis ist in Indien, wo die große Indische Wüste sich im Südosten des Indus und Satledsch ausbreitet. In diesem Gebiet herrschen wenigstens im Winter nördliche Winde. Walther meint, daß diese Sandmassen von dem sandhaltigen Schlamm an den flachen linken Ufern der großen Flüsse kommen. Von ihnen wandert der Sand in Gestalt breiter Sandwüsten nach Südwesten und rückt wie ein übergreifendes Meer über die flachen Ebenen vor. Er schätzt die Geschwindigkeit des Vorrückens auf 6 Meter im Jahr. In seinem Werk, „Das Gesetz der Wüstenbildung“, S. 119, sagt er: „Eine weitere Quelle des Wüstenlandes sind der Boden und die Küsten von Seen mit wechselndem Wasserstand und der Boden von Trockenseen.“

Auch in Ostturkestan finden wir die großen Sandmassen im Süden und Südwesten von Flüssen und Seen, dem Tarim und dem Lop-nor. Roborowskij beschreibt die Sandwüste Ak-bel-kum, die sich am Südufer des Bagrasch-köl ausdehnt. Die Sandwüste Kum-tag, die, nach Obrutscheff, durch die vorherrschenden nordöstlichen und östlichen Winde angehäuft worden ist, liegt im Südwesten des Kalatschi-nor, gerade da, wo der Fluß Buluntsir mündet. Derselbe Forscher fand die alten Betten des Swang-ho südlich von Chara-narin-ula mit Flugsand bedeckt und meint, daß die weiter südöstlich liegenden Sandfelder ihre Sandmassen unter dem Einflusse des herrschenden Westnordwest- und Nordwestwindes teils aus der mittleren Mongolei, teils gerade aus jenen ausgetrockneten Betten erhalten. Potanin spricht die Vermutung aus, daß der in Ordos herrschende Südwestwind den Flugsand vom Nan-schan bis nach dem Chingangebirge und Kerulen treibe.

Besonders interessant ist Potanins Beobachtung, daß in der nördlichen Hälfte des Wüstengürtels Asiens die Sandmassen sich beinahe ausnahmslos rings um die Seen herum angehäuft haben, folglich um die niedrigsten Teile der Depressionen, wo diese vorkommen. Im ersten und zweiten Bande der „Scientific Results of a journey in Central Asia 1899—1902“ habe ich die zentralasiatischen Sandmeere

ausführlich beschrieben und ich weise diejenigen, die Interesse daran nehmen, auf dieses Werk hin. Ich habe dort auch in englischer Übersetzung die Resultate, zu denen russische Forscher gelangt sind, aufgeführt. Die ausführlichen historischen Angaben findet man im zweiten Bande, S. 380; wo ich u. a. anführe: „Ferner finden wir auch, daß diese Sandmassen immer an den westlichen oder südwestlichen Ufern der Seen anzutreffen sind; dies ist der Fall bei den Seen Balkasch, Alakul, Gbi=nor, Ajar=nor, Orku=nor, Saisan, Ulungur, Ubsa=nor, Durga=nor und Chara=nor, der im Osten des Kirgis=nor liegt.“

Aus Tibet, das sehr arm an Flugsand ist, will ich nur ein Beispiel anführen. Am Südufer des Basch-kun-köl und des Flusses, der sich in diesen See ergießt, zieht sich ein besonders mächtiger Gürtel absolut vegetationsloser, hoher Dünen hin. Bänder könnte man mit solchen Beispielen füllen, und zwar nicht nur aus Asien, sondern auch aus Afrika und den übrigen Weltteilen.

Es ist zu bekannt, als daß man es noch wiederholen möchte, daß die Dünen eine Funktion der Verwitterung und der Tätigkeit der Winde sind. Ein trocknes Klima und ein unfruchtbares Gelände sind ebenfalls Bedingungen zur Dünenentstehung. Wenn alle Bedingungen erfüllt sind, wenn die Verwitterung in einer nicht durch Vegetation gebundenen Wüstengegend ungehindert weitergeht, so muß die Anhäufung und Bewegung des Flugandes je nach dem Charakter der Winde verschiedenartig sein. Wenn, wie im russischen Turkestan, der Nordostwind vorherrscht, so wandert die ganze Sandwüste nach Südwesten. Ebenso ist es mit den ungeheuern Dünenmassen, die ich aus Ostturkestan beschrieben habe. Wenn die Winde in verschiedenen Jahreszeiten aus verschiedenen Richtungen wehen, so verändert dies nur das Relief der Dünen, das Sandfeld aber bleibt stationär. Aus Nordafrika kennt man Dünen, die so lange, wie die geschichtlichen Urkunden zurückreichen, was sich aus den Namen der Brunnen schließen läßt, immer an derselben Stelle gelegen haben. In seiner vortrefflichen Beschreibung der großen Erg in der Sahara sagt Foureau in den „Documents scientifiques de la Mission Saharienne“ (I, 224):

„In allen Fällen vollzieht sich das Vorrücken der Dünen oder, um es besser zu bezeichnen, die Vermehrung ihres Volumens nur mit außerordentlicher Langsamkeit, und diese Langsamkeit kann nur von der Veränderlichkeit der Herrschaft der Winde herrühren. Denn wenn man es mit einem regelmäßigen, konstanten Winde zu tun hätte, würden das Vorrücken und das Anwachsen sich sehr schnell zeigen. Es gibt also Kampf zwischen mehreren Windrichtungen, und ihre Resultante hat eine nur geringe Intensität, was dadurch klar bewiesen wird, daß ein Wind die Arbeit des andern verschiebt und das Ergebnis der Anstrengungen des andern modifiziert.“

Toureau gelangt zu dem Resultat, daß in dem afrikanischen Wüstengebiet, das er besucht hat, die Winde des südlichen Quadranten stärker sind als alle andern und daß daher die Bewegung der Dünen nach Norden geht, wenn auch ungeheuer langsam.

Gebiete mit sehr schneller Dünenausbreitung finden wir in Ostturkestan, wo ich im Jahre 1896 zwei vollständig durch Flugsand überschwenunte und seit Jahrhunderten verlassene Städte entdeckte, die nachher Gegenstand der gründlichen Untersuchungen M. A. Steins geworden sind. Huntington ist der Ansicht, daß die Dünen am Schekha höchstens 100—200 Jahre alt seien. Walther spricht von einzelnen kleinen Dünen in Turkestan, die bei heftigem, anhaltendem Sturm an einem Tag um 20 Meter vorrücken können.

Oft genug ist es recht schwer, festzustellen, ob ein Sandfeld sich bewegt oder nicht. Weil nördliche Winde über der Kewir herrschen, glaubt man, daß der Sandgürtel an ihrem Südrand allmählich weiter nach Süden rücken müsse. Dem ist aber augenscheinlich nicht so. Auf beiden Seiten des Dorfes Alem ist der Sandgürtel scharf gegen Süden abgegrenzt, und dort wachsen im Schutze hoher Dünen Saxaulsträucher auf ebenem Lehmboden. Im Norden sollen die Dünen unmittelbar da beginnen, wo die ebene Fläche des Kewirbodens anfängt; dies war auch auf der Nordseite von Arujun der Fall. Doch wenn man sich auf der Westseite befindet, d. h. auf der Südseite dieses Sandgürtels, fühlt man, wie einem der Sand direkt ins Gesicht schlägt.

Daher vermute ich, daß ein Sandgürtel wie dieser nur unter ganz bestimmten Wind- und Terrainverhältnissen entstehen kann und daß der Sand nicht länger imstande sein wird, sich zu Dünen anzuhäufen, wenn jene Bedingungen nicht mehr vorhanden sind. Mag dann auch das Feld von Norden her beständig gespeist werden und mag der Wind den Flugsand über die Dünenkämme fegen, sie werden trotzdem nicht erwähnenswert an Höhe zunehmen. Denn sobald die Dünen eine gewisse Höhe erreicht haben, trägt der Wind jeden Überschuß wieder ab. Und der Sand, der von der letzten Dünenreihe fortgeweht wird, geht nach Süden hin weiter, ohne eher wieder Dünen zu bilden als in vielleicht 100—200 Kilometer Entfernung, falls dort zufällig wieder die notwendigen Bedingungen vorhanden sind.

Daß hingegen ein solches Dünenfeld, wie das im Nordwesten der Stadt Jезд liegende, auf der Wanderung begriffen ist, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Es wird durch die bereits erwähnten Ruinen bewiesen, die jetzt unter Sand begraben liegen. Hierüber hat Floyer folgendes in „Unexplored Baluchistan“, S. 354, berichtet:

„Nachdem ich Jезд verlassen hatte, stieß ich ungefähr 10 englische Meilen weiter nordwärts auf die sehr weit ausgedehnten Reste des alten, im Sande begrabenen Jезд. Man schien allen Grund zu der Annahme zu haben, daß das jetzige Jезд drauf und dran sei, ebenfalls Stück für Stück begraben zu werden; aber der Prozeß geht so langsam vor sich, daß mir, vorausgesetzt, daß er überhaupt stattfindet, kein Mensch genaueres darüber sagen konnte.“

Große Gebiete um die Stadt Jезд herum sind, wie Curzon sagt, voller Ruinen, und seiner Ansicht nach dringt der Sand von der Ostseite her vor. Es scheint jedoch, als ob dieser Dünen-gürtel sich, der Hauptrichtung des Tales folgend, nach Südosten bewege, obgleich lokale Windverhältnisse den Sand zwingen können, sich an der Ostseite der Stadt zu lagern, und zwar vielleicht gerade aus dem Grunde, weil ihm die Mauern dort Schutz gewähren. Das Vorhandensein der Ruinen braucht jedoch noch nicht zu beweisen, daß die Stadt einstmals viel größer gewesen ist. Die Häuser sind aus in der Sonne



220. 221. Typen aus Serzistha. (S. 141.)

Zeichnungen des Verfallers.



222. Nomadenlager. (S. 147.)



223. Brunnen Haus-i-Ali-Schah. (S. 148.)

getrockneten Ziegelsteinen und Lehm erbaut. Wenn die Sandmassen einen Stadtteil überschwemmen, wird er verlassen, und die Bewohner bauen sich auf sandfreiem Boden in der Nachbarschaft neue Häuser und neue Hütten. Tezd ist eine wandernde Stadt, die der Sand treibt und vor sich herjagt.

Marco Polo sagt über Tezd folgendes: „Yasdi ist auch im eigentlichen Persien; es ist eine gute, edle Stadt und hat eine große Menge Handel. Dort werden Massen eines gewissen Seidenbrokats gewebt, der Yasdi heißt und den die Kaufleute nach vielen Gegenden zum Verkauf bringen.“ 50 Jahre später findet Odorico, daß Tezd „die drittbeste Stadt“ sei, „die der Kaiser der Perser in seinem ganzen Reiche besitzt“. Nach Curzon hatte die Stadt am Anfang des 19. Jahrhunderts 100000 Einwohner; in den Jahren 1860—1870 nur 40000 und im Jahre 1890 ungefähr 70- oder 80000. Über 600 Jahre lang kann man kaum irgendwelche fortschreitende Verminderung merken, wohl aber Perioden der Blüte und des Verfalls. Wenn der Flugsand hier beständig Land an sich risse, wie er es einst im Innern Ostturkestans getan hat, müßte die Stadt ebenso beständig zusammenschrumpfen, um schließlich ganz zu verschwinden. Erst die späte Zukunft wird erweisen können, ob dies das Schicksal ist, das der Stadt Tezd bevorsteht.

Wenn also ein Dünenystem in einer bestimmten Richtung vorrückt, so geschieht dies unter dem Einfluß der vorherrschenden Windrichtung. Ist es stationär, so gibt es die Resultante mehrerer verschiedener Windrichtungen wieder. In Steppengegenden, die in der Nähe eines Flugsandfeldes liegen, sieht man oft, daß sich an der Leeseite jedes Grasbüschels kleine Sandrücken anhäufen. Selbst das kleinste Hindernis genügt, um eine rudimentäre Düne entstehen zu lassen. Auf einer solchen Steppe findet man eine unabänderliche Regelmäßigkeit in der Anordnung des Sandes. Alle die kleinen Rücken laufen miteinander parallel.

Doch wie merkwürdig und unerwartet ist es, daß man dieselbe Regelmäßigkeit in beinahe ganz Asien wiederfindet! Natürlich gibt es Ausnahmen, die ihren Grund in lokalen Windverhältnissen haben.

Die Winde des innersten Asien sind wenig bekannt. Wenn man aber im Westsüdwest des Kop-nor-Beckens die Takla-makan, die gewaltigste Sandwüste unserer Erde, findet und weiß, daß dort der Ostnordostwind vorherrscht und wenn man im Süden der Depression des Hamun-i-Seistan mächtige Dünenanhäufungen erblickt und weiß, daß dort ein ungeheuer starker Nordnordwestwind herrscht, so kann man es als gegeben ansehen, daß die Lage der Sandwüsten auch in andern Gegenden das Auftreten vorherrschender Winde anzeigt, von denen zwar direct nichts bekannt ist, auf deren Charakter man aber gerade aus der Lage des Sandes schließen kann.

Da wir in Ostiran den Sand am Südrande der abflußlosen Becken finden, könnten wir daraus schließen, daß dort nördliche Winde vorherrschen. Auf M. Buchans Windkarten der Erde („Report of the Scientific Results of the Voyage of H. M. S. Challenger 1873—1876“, Bd. II) findet man in Iran folgende herrschende Winde.

Januar	Nordost oder Nord.
Februar	Nord oder Nordwest.
März	Nord.
April	Nordwest.
Mai	Nordwest.
Juni	Nord.
Juli	Nord oder Nordwest.
August	Nordwest.
September	Nordnordwest.
Oktober	Nordwest.
November	Nordwest.
Dezember	Nord.

Das ganze Jahr hindurch herrschen also im östlichen Persien Winde aus dem nördlichen Quadranten vor, und die Ursache der Wanderung des Flugandes ist demnach über jeden Zweifel erhaben. Was besonders die große Kewir betrifft, so ist es kaum anders denkbar, als daß die Flugsandgürtel an ihrem Südrande durch Material von den verwitternden Gebirgen am Nordrande der Salzwüste und durch den Sand, der in reichlicher Menge ein Bestandteil des Kewirbodens ist, genährt werden müssen. Dieser Sand wird indessen nur in der

trocknen Jahreszeit vom Winde fortgetragen, denn der feuchten Kewir gegenüber ist der Wind vollkommen machtlos. Man kann annehmen, daß seit unendlichen Zeiten dieselben Winde wie heute hier vorgeherrscht haben. Das Verwitterungsmaterial zur Ernährung der Sandwüsten hat nie gefehlt. Das was die Verbreitung der Sandfelder bestimmt, ist der dritte Faktor, die plastischen Verhältnisse des Landes. In ebenem Flachland, wo sie auf kein Hindernis stoßen, wandern die Dünen weiter, und neue Dünenbildungen folgen ihnen. So ist es in der Kizil-kum, der Kara-kum, der Takla-makan und der Kigistan der Fall. Wo sich im Süden der Sandgürtel Berge erheben, entsteht ein Hindernis, das der Ausbreitung des Sandes eine Grenze zieht. So verhält es sich auch in allen Depressionen Ostpersiens. Der halbmondförmige Sandgürtel am Südrande des Beckens wird unaufhörlich durch neuen Flugsand gespeist, den der Wind über den ebenen Grund des Beckens hinweg dorthin trägt. Doch ebensoviel Sand wird fortgetragen, um weiter südwärts an andern Stellen zu fortschreitenden Beckenfüllungen beizutragen. Die Dünengürtel, die wir jetzt am südlichen Rande der Depressionen finden, werden also für immer dort liegen bleiben, wo sie jetzt liegen, denn dort, und allein dort, sind alle ihre Entstehungsbedingungen erfüllt. Einzig und allein in dem Maße, wie die Verwitterung fortschreitet und Gebirge, die jetzt den Wind und das fortgesetzte Wandern der Dünen hemmen, an Bestand verlieren, läßt sich eine weitere Terraineroberung durch Sanddünen denken. Die Dünen an der Küste von Belutschistan sind heutzutage ganz gewiß nicht merklich größer als zu jener Zeit, da Alexanders Krieger ihre Troßwagen im Stiche ließen, weil die Wagenräder sich in dem losen Sand festzogen.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Abschied von meinen Kamelen.

Gerade als ich mich anschickte, aus Neh aufzubrechen, erreichten mich ernstste Gerüchte aus Seïstan, wo die „Nakoschi“, die Beulenpest, in der letzten Zeit unheimlich um sich gegriffen hatte und die Menschen wie die Fliegen starben. Die Behörden und die dort lebenden Europäer waren in irgendein „Kuhistan“, in ein Bergland, geflüchtet, und die Leute in Neh bedauerten mich, daß ich jetzt direkt in diesen schaudervollen Pestherd hineinziehe. Ich wollte nach Nasretabad, der Hauptstadt von Seïstan, telegraphieren, um sichere Kunde zu erhalten, aber der Telegraph arbeitete nicht mehr. In Neh war ich mit der Linie in Verührung gekommen, die von Seïstan über Birdschan und Haidari nach Mesched und Teheran geht. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, ob ich in Seïstan durch noch kritischere Ereignisse als in Batum aufgehalten werden würde. Am Morgen des 1. April machte ich mich auf den Weg und hatte schon eine Stunde weit hinter Neh das Vorgefühl, daß wirklich etwas los sei, denn dort stand ein einsames Quarantänezelt, worin Reisende es sich gefallen lassen mußten, 5 Tage lang beobachtet zu werden. Mit den 5 Tagen in Bendan waren es also in Wirklichkeit 10 Tage Quarantäne auf dem Weg nach Neh. Indessen wurde diese schützende Bewachung äußerst mangelhaft und nachlässig betrieben, und es war die leichteste Sache auf der Welt, allen Quarantänen dadurch zu entgehen, daß man die bewachten Straßen vermied.

Ich hatte zwei Leute aus Neh in meinen Dienst genommen und ihnen 5 Kamele abgemietet; eines dieser Tiere war ein entsetzlicher Querkopf, streitsüchtig und ganz wild, und mußte mit einer eisernen Kette gebändigt werden. Die beiden Männer waren mit langen, primitiven Flinten, die sie über der Schulter trugen, bewaffnet. Aber bald wurden sie des Tragens überdrüssig; sie hängten ihre Waffen an den Lasten der Kamele auf und sahen dann weniger kriegerisch aus.

Von Bettlern verfolgt, zogen wir aus Neh ab, an den Mühlen und der Festung mit ihren haufälligen Lehmmauern und ihrem sumpfigen, mit Wasser gefüllten Graben vorüber. Zwei kleinere Dörfer, einige Wasser enthaltende offene Kanäle und ausgedehnte frischgrünende Gerstenfelder bleiben bald hinter uns zurück. Links erhebt sich ein isolierter Bergstock, der Kuh-i-schah-dost, und hinter ihm zieht sich die kleine Kette Kuh-i-germ hin. Im Westsüdwesten zeigt sich ein Dünenfeld, das Rig-i-Neh genannt wird und aus ziemlich hohen, sterilen Dünen zu bestehen scheint. Wir passieren Chuneh, ein langweiliges, ödes Dorf mit den ewigen, graugelben Lehmmauern, grünen Feldern, einer Festungsruine und elf aneinandergebauten Mühlen. Dort sitzt auf einem Hofe eine alte Frau in philosophischer Ruhe, und ein zerlumpter Junge läuft uns eine Strecke weit nach, sonst keine lebende Seele. Und dann sind wir wieder draußen in der stillen Wüste.

Der Tag hat einen Anlauf genommen, warm zu werden, und um 1 Uhr mittags sind es 23,5 Grad; aber die Wolken ziehen sich wieder zu einer dichten Decke zusammen, und es weht recht tüchtig aus Südosten, aus dem verpesteten Lande. Ich sitze träumend auf meinem hohen Kameel. Wir nähern uns Seïstan mit einer gewissen Spannung, meine Leute sind durch die eben erhaltenen Nachrichten sehr besorgt geworden. Sie sind bis nach Seïstan, von wo aus sie wieder heimziehen sollen, gemietet worden, aber jetzt fragen sie mich, ob ich glaube, daß es für sie gefährlich sei, dorthin zu reisen, und ich antworte ihnen, daß sie vollkommen ruhig sein könnten. Wie sonderbar, daß der schwarze Tod seinen Weg hierher, in diese stillen, friedlichen Einöden finden kann! Die Gegend ist ja so spärlich

bevölkert, daß man hofft, der Todesengel könne sie verschonen. Und doch trifft er auch hier seine Opfer, den Bauer auf dem Felde, die Frau, die vergeblich ihr Antlitz verschleiert, den Tagelöhner, der bei all seiner schweren Arbeit darbt. Unwillkürlich gerät man in ernste Stimmung, wenn man sich einem Lande nähert, das die Pest verheert. Jede Telegraphenstange, die hinter uns zurückbleibt, jeder Klöppelschlag der Karawanenglocken führt der Antwort auf die Fragen, die uns alle beschäftigen, um einen Schritt näher.

Der Weg führt in Gebirgsruinen hinein, und wir übersteigen ein paar Schwellen. Das Gestein ist dunkelgrüner Porphyr und ein dichter dolomitartiger Kalkstein rötlicher Farbe, sowie rotgrauer feinkörniger Sandstein. Der erste Paß liegt 1176 Meter hoch. Von dem zweiten Paß aus hat man eine weite, orientierende Aussicht nach Osten; aber man hat keine Lust, sich ihrer lange zu erfreuen, denn gerade diese Stelle umschwebten ganze Wolken kleiner ekliger Stechmücken, die mir um die Ohren summten und mich durch ihre unangenehmen Stiche peinigten. Im Laufe des Nachmittags wurde die Luft merkwürdig dick, und ich sah die Berge nur wie verschiedenfarbige Dunstschichten. So sieht es aus, wenn der Seenebel vom Meere hereinkommt und sich über die Schären legt.

Wir lagerten im Lager Nr. 61 an dem Brunnen Tsha-i-kurges (971 Meter), wo bereits eine aus Pferden und Eseln bestehende Karawane weilte. Die Männer hatten aus ihren Warenballen, die Tee und Tabak enthielten, eine Ringmauer gegen den Wind errichtet. Daß sich auch noch andere Menschen in der Nähe befanden, hörte man an dem aus der Ferne ertönenden Hundegebell. Als am Abend der Wind abstaute, wurden wir durch Stechmücken, Käfer, Nachtschmetterlinge und ähnliches fliegendes Getier sehr belästigt. Es ist zu warm, um das Zelt zu schließen; um 9 Uhr haben wir noch 18,8 Grad; aber wir sind heute auch in tieferliegende Gegenden hinabgestiegen und nähern uns dem stickigheißen Lande der Pest.

Am 2. April waren es schon morgens um 7 Uhr 19,6 Grad; dies kündigte einen heißen Tag an. Um 1 Uhr waren es denn auch 28,6 Grad

im Schatten. Die Luft war schwerer und dicker als je, und man erhielt nur einen sehr unklaren Begriff von dem umliegenden Lande. Doch dort ist auch nicht viel zu sehen; öde und einförmig wechseln Steppen, Wüstengürtel, Gebirgsruinen und Abflußrinnen wie bisher miteinander ab. In einem reich mit üppigen Tamarisken bestandenen Tal war der lehmige Boden sehr sumpfig, und wir mußten alle zu Fuß durch den gelben Morast patzchen. Die Tamarisken standen auf Regeln, und nur in ihrer Nähe, d. h. an den Stellen, wo ihre Wurzeln dem Boden einige Festigkeit gaben, konnte man gehen. Es war aber mit Schwierigkeiten verknüpft, von einer Tamariske nach der andern zu gelangen, und die Kamele waren nahe daran, im Schlamm zu ertrinken.

Eine Strecke weiter saßen zwei Männer nachdenklich an einem Abhang, während ihre Pferde grasten. Beide waren bis an die Zähne bewaffnet; sie erklärten uns, daß man in dieser Gegend vor Belutschiräubern nicht sicher sei. Wir waren weit genug marschiert, konnten also neben ihnen unser Lager Nr. 62 in 1102 Meter Höhe schlagen und wurden mit drastischen Beschreibungen von dem Wüten der Pest in Nasretabad unterhalten. Der Tag war so drückend heiß gewesen, daß er kaum ohne irgendwelchen Aufruhr in der Atmosphäre enden konnte. Um 4 Uhr kam denn auch ein sehr heftiger Südweststurm, der Sand- und Staubwolken aufwirbelte, pfiß und stöhnte und einen kurzen, aber erfrischenden Regenguß brachte.

Am 3. April erwachten wir zu unserm letzten Marschtag mit den alten Kamelen. Der Morgen war kühl, nur 15,6 Grad, und Abbas Kuli Bek überraschte mich mit einem Kohlenbecken, einem Luxus, der sonst abgeschafft worden war. Auf einem Felsenhügel in der Nähe des Lagers hatten meine Leute in einer Mulde im Gestein ein „Sengab“, einen Regenwassertümpel, entdeckt und füllten um so lieber zwei Schläuche mit dem süßen, herrlich schmeckenden Wasser, als man uns gesagt hatte, daß das Wasser in Bendan salzhaltig sei.

So setzte ich mich denn wieder auf mein treues Reitkamel, und weiter ging es nach Osten zwischen zu Zähnen und Backen zerrissenen

Bergen aus Sandstein und später aus Kalkstein. Der Himmel ist klar, kein Lüftchen regt sich; die Rauchwolken der Zigarette bleiben wie kleine, himmelblaue Ballons regungslos hinter mir schweben; es wird wohl ein heißer Tag! Um 1 Uhr haben wir 27 Grad, die sich infolge der Windstille sehr fühlbar machen. Die feuchte Wärme liegt wie Dampf über der Erde und erzeugt im Verein mit dem vom Regen noch nassen Boden und der oft recht üppigen Steppenvegetation einen Duft, der an den Geruch in einem Treibhause erinnert.

Durch Wolken dreister Fliegen und Stechmücken schwenken wir nach Nordosten ab und ziehen in ein pittoreskes, gewundenes Tal hinein, in dessen grüßigem Boden sich ein Bächlein versteckt. Alle Augenblick ändert sich die Richtung, und ich muß den Kompaß beständig in der Hand haben. Da meine Hände auch noch mit der Karte beschäftigt sind, kann ich sie nicht zu meiner Verteidigung gegen die Mücken benutzen. An den Stellen, wo die dicht stehenden Tamarisken Dickichte bilden, ist es am ärgsten; dort scheinen diese giftigen Insekten sich in Milliarden zu entwickeln. Manchmal halte ich unter ihnen Razzia; sie sitzen zu Hunderten unter der Krempe meines Filzhutes. Es nützt allerdings wenig, eine zu beseitigen, es bleiben noch Tausende, aber Rache ist süß. Sowohl die Hitze als die Pest vergiftet man über diesen eßen kleinen Quälgeistern, die einem mit großen Flügeln um die Ohren summen, und man glaubt, es könne nichts Ärgeres geben als das unerträgliche Zucken, das durch diese zahllosen Nadelstiche verursacht wird. Heute ist es gleichsam eine Feuertaufe, eine Impfung mit dem Gift, später wird man wohl unempfindlicher dagegen werden.

Das Land wird wieder offen, und wir ziehen über schwach mit Schutt bedeckte Steppe hin nach Osten. Wir sehen mehrere kleine Dörfer; die ganze Gegend trägt den Namen Dehene-i-Bendan. Rechter Hand ist ein Ausläufer des Gebirges, und als wir um einen seiner vorspringenden Berge biegen, erblicken wir mitten im Taleingang das Dorf Bendan mit seinen entzückenden, träumerischen Palmen. Etwas Schöneres als diesen Anblick kann es nicht geben. Es ist so



224. Die Kamele werden getränkt. (S. 148.)



225. In den Bergen bei Neh. (S. 151.)



226. Festung Neh. (S. 151.)

lange her, seit ich Palmen gesehen, und daher freute ich mich jetzt doppelt an ihrem dunkeln, vornehmen Grün. Unter herabhängenden Palmenzweigen hindurch bewegt sich unser Zug in der gewöhnlichen Ordnung vorwärts; seine Glocken läuten feierlich und dumpf. Diesmal aber wandelten wir nicht ungestraft unter Palmen, denn als wir jenseits der kleinen Festung und der stillen Friedhofsgräber haltmachten und Meschedi Abbas mein altes Reitkamel niederknien ließ, mußte ich noch nicht, daß dies das letztemal war und daß das treue Tier mich nie wieder durch Wüsten und über Berge tragen würde.

Wir lagerten im Lager Nr. 63 am Ufer des Wendanflusses, dessen schwach salzhaltiges Wasser so freundlich an unsern Zelten vorüberfloß (Abb. 233, 234). Die Höhe betrug hier 784 Meter, wir waren also im Verlauf des Tages über 300 Meter herabgestiegen, und es ist nicht zu verwundern, daß sich die Wärme fühlbar machte. In der Nähe war eine größere Hütte Reisenden aus Seistan eingeräumt, die sich dort fünf Tage hindurch beobachten lassen mußten. Neben uns hatte der indische Arzt Abbas Ali Chan sein Empfangszelt, in dem alle von Osten her kommenden Reisenden untersucht wurden. Er empfing uns sehr liebenswürdig, lud mich zu Mittag ein und erzählte mir, daß in Nasretabad, als die Pest dort am ärgsten gewüthet habe, täglich 20 Todesfälle vorgekommen seien, daß die Seuche jetzt aber im Abnehmen begriffen zu sein scheine. Die daran Gestorbenen seien meistens arme Leute gewesen, die der Hunger schon geschwächt habe. In der Baracke in Wendan habe er jetzt keine verdächtigen Fälle, aber er rate uns auf alle Fälle zu großer Vorsicht; Reinlichkeit sei eines der zuverlässigsten Vorbeugungsmittel gegen die Krankheit.

Ich ermahnte daher meine Leute, sie sollten sich täglich waschen, und ich war kaum mit meiner Rede fertig, als auch schon ein allgemeines Baden erfolgte. Zuerst sah man Abbas Kuli Bek splittersafennackt im Flußbett stehen und sich mit einem Eimer eine Dusché nach der andern über den Kopf gießen. Dann kam Mirza in sehr leichtem Kostüm angetrippelt, und nach einigen Minuten plätscherte die ganze Gesellschaft im Wasser. Nur Meschedi Abbas, der seine eigenen

hygienischen Grundsätze hatte, fand die neue Verordnung übertrieben und begnügte sich damit, vom Ufer aus zuzuschauen, wie die anderen badeten. Nach der Körperwäsche kam die Reihe an die Kleider, die ausgewaschen, mit dem Waschholze geklopft und am Ufer ausgerungen wurden, und am Abend flaggten meine Leute mit ihren an den Zeltstricken aufgehängten Lumpen.

In der Dämmerung begab ich mich nach dem Zelte des Abbas Ali Chan, wo sich die Honoratioren von Bendan bereits versammelt hatten. Dort traf ich den Telegraphenvorsteher Mirza Ali Chan, den „Kasile-baschi“ oder Oberaufseher der Karawanen des Gouverneurs, Agha Muhamed, den Inspektor des Quarantänehauses, und einen Armenier, der in Seïstan beim Zoll angestellt und nun auf der Reise dorthin war. Das Essen bestand aus ganz vorzüglichem persischem Pilau, Eiern, Brot und Tee, und ich entbehrte mein ewiges altes Huhn durchaus nicht.

Der indische Arzt erzählte, daß Seïstan an und für sich ein reiches, fruchtbares, gut bewässertes Land sei, jedoch arme, unterdrückte Bewohner habe, weil der Gouverneur von Mesched das Volk aussauge. In Persien würden nämlich die Gouverneurstellen an den Meistbietenden verpachtet. Der Gouverneur von Mesched bezahle der Regierung für seine Stelle jährlich 150000 Toman; um diese Summe aufzubringen und noch ebensoviel in seine eigene Tasche zu stecken, sauge die Exzellenz ihre Provinz aufs schamloseste aus. Ein solcher Gouverneur befördere das Umsichgreifen der Pest; durch die Armut, in die er das Volk bringe, werde es in hohem Grad für die Krankheit empfänglich gemacht. Wenn es auf dieser Erde, auf der alles verkehrt zugehe, Gerechtigkeit gäbe, hätte der Kerl längst gehängt werden müssen. Aber er könne tun und treiben, was er wolle, die Regierung müsse ja ihre 150000 Toman haben. Das Schlimmste sei jedoch, daß alle andern führenden Männer in Persien eigentlich auch gehängt werden müßten, denn so, wie das Land jetzt verwaltet werde, müsse es seiner vollständigen Auflösung und seinem sichern Untergang mit großen Schritten entgegengehen.

Dann kam die Rede auf das Schicksal meiner Kameler, und da ich mich jetzt inmitten der vornehmsten Leute des Ortes befand, erbat ich mir ihren Rat in dieser Sache.

„Ja,“ war die Antwort, „wollen Sie um diese Jahreszeit ihre Kameler mit heiler Haut durch Seistan bringen, dann müssen Sie sich sehr beeilen, sonst werden sie Ihnen von Bremsen aufgefressen; schon hier bei Bendan haben wir diese Sorte, aber in Seistan ist es noch viel ärger.“

„Es ist also schon zu spät im Jahre, um mit Kamelen durch Seistan zu ziehen?“

„Wenn sie das Land schnell durchziehen, ohne in Nasretabad haltzumachen, werden Sie sie unverfehrt nach der Grenze am Kuch-i-Malek-Siah führen können; halten Sie sich aber auch bloß zwei Tage in Nasretabad auf, so werden die Bremsen ihnen den Garauz machen.“

„Das Schlimmste ist,“ rief ein anderer aus, „daß Ihre Kameler aus dem Norden sind; sie können die in Seistan herrschende Hitze nicht ertragen; Sie werden sie unter allen Umständen verkaufen müssen, bevor sie Ihre Reise durch Belutschistan antreten.“

„Wie wollen Sie Ihre Kameler über den Hamun bringen?“ fragte der Doktor. „Es gibt keine Möglichkeit, sie ohne zeitraubende Umwege über das Wasser zu führen.“

Nun erhob der Kasile-baschi seine Stimme und sprach: „Wenn es Ihnen recht ist, werde ich dafür sorgen, daß sie Ihre zwölf Kameler verkaufen können; verkaufen müssen Sie sie ja unter allen Umständen, und Bendan ist der letzte Ort, wo dies geschehen kann.“

„Gibt es denn hier in Bendan jemand, der sie kaufen möchte und auch die Mittel dazu hat?“ fragte ich.

„Ich werde sie Ihnen abnehmen“, antwortete der Kasile-baschi.

„Wieviel bieten Sie mir?“

„Ich kann bis zu 450 Toman für die ganze Karawane gehen.“

Sollte ich mich wirklich auf diesen gemeinen Sklavenhandel einlassen? „600 Toman?“ schlug ich aufs Geratewohl vor. Das Geld war

mir hierbei ja nicht die Hauptsache, ich dachte mehr daran, wie bitter es mir sein werde, mich von den Tieren trennen zu müssen. Doch nach der Beschreibung der Bremsen blieb mir keine Wahl, ich kannte diese Höllegeistern vom Lop-nor her nur zu gut. Der einzige Dienst, den ich meinen treuen Kamelen würde leisten können, war, daß ich ihnen Seistan und eine Hitze ersparte, die sie noch nicht kennen gelernt hatten. Sie waren gewöhnt, nur nachts und in kälteren Gegenden zu arbeiten, keines von ihnen war auch nur bis Buschehr hinunter gekommen. Es wäre barbarisch gewesen, wenn ich sie gezwungen hätte, durch ein „Germfir“ mit Wolken von Bremsen zu ziehen.

Nach vielem Feilschen einigten wir uns auf 500 Toman, und der Kasile-baschi erklärte sich bereit, mir 400 in Silbergeld auszusahlen und mir für den Rest ein Pferd zu geben, das 100 Toman wert sei. Aber ich habe stets vor Kosttäuschern Angst gehabt und sagte daher, daß ich für das Tier gar keine Verwendung habe. Nun ging er darauf ein, mir die ganze Summe in Silber zu geben. So war die Schandtat denn abgemachte Sache, aber mir hätten den ganzen Abend die Tränen kommen mögen.

Ehe der Kauf endgültig abgeschlossen war, ging ich erst noch einmal nach meinem Lager und sprach mit Meschedi Abbas, Gulam Hussein und Abbas Kuli Bek. Sie rieten mir aufs dringendste zu dem Handel, was ein hübscher Zug ihrer Uneigennützigkeit war und meinen Argwohn, daß sie je auf ein Kamel als Geschenk gerechnet, völlig zerstreute. Sie glaubten, daß ich für die Tiere selbst dann, wenn es gelänge, sie gesund durch Seistan zu bringen, nicht mehr als 300 Toman erhalten würde, und, wenn die Bremsen sie krank gemacht hätten, nicht einmal das; sie meinten ferner, daß gerade die stärksten und größten zuerst unter dieser Plage erliegen würden. Es wurde beschlossen, daß wir den nächsten Tag in Bendan bleiben wollten, um den Handel vor sich gehen zu lassen, und der Kasile-baschi erbot sich, mir sechs Mietskamele zu besorgen, die mich nach dem See bringen sollten. Einer größeren Anzahl bedurfte ich nicht,

da ich jetzt nicht mehr daran zu denken brauchte, Futter für die Kamele mitzunehmen.

Spät abends machte ich meinen Abschiedsbesuch bei den Kamelen, die, nichts Böses ahnend, in zwei Kreisen um ihre Häcksel- und Baumwollsaathaufen herumlagen. Ich streichelte und liebkooste meinen alten Träger immer wieder, und er rieb seinen zottigen Kopf an mir und sah mich mit seinen großen, braunen Augen an. Er war sieben Jahre alt, und Meschedi Abbas sagte, daß er noch zehn Jahre arbeitsfähig sein werde; ich fragte mich, wie viele Arbeitsjahre mir selbst wohl noch beschieden sein werden! Ich wagte kaum zu sprechen, um mich nicht durch das Beben meiner Stimme zu verraten, als alle meine Leute in wehmütigem Schweigen um mich herumstanden. Das Licht der Stallaterne fiel mit bleichem gelbem Schein auf diese Menschen- und Tiergruppe. Drei Monate hindurch hatte ich diesen großen Kopf (Abb. 235) vor mir gehabt; es erschien mir unendlich lange her zu sein, daß wir Teheran verlassen hatten. Gulam Hussein sagte, das Kamel verstehe, daß es verkauft sei und in andere Hände übergehen werde; es erkenne seine hilflose Lage und sein Wunsch, wenn es nur reden könnte, sei, uns zu bitten, trotz aller Bremsen auf der Welt doch bei uns bleiben zu dürfen. Meschedi Abbas war anderer Meinung; das Kamel wisse noch nichts von dem ihm bevorstehenden Schicksal; erst morgen, wenn der neue Besitzer mit seinen Leuten komme und es mit seinen zwölf Gefährten wegsühren lasse, ohne daß einer der unseren mitgehe, werde das Tier sich sagen, daß alle Hoffnung verloren sei und unsere Wege für immer auseinandergingen. Und dann umarmte der redliche Abbas das Kamel und küßte es mitten auf das Maul.

Die Kamele waren alle in sehr gutem Zustand und hätten ohne Schwierigkeit auf demselben Weg nach Teheran zurückkehren können. Nur eines hatte eine kleine Scheuerwunde auf dem Rücken, die im Sommer aber bald ganz geheilt sein würde. Hauptsächlich Abbas hatte sich um ihre vorzügliche Pflege verdient gemacht. Nun sollten sie gleich morgen nach den Bergen von Raim, wo es gute Weide gab, gebracht werden und dort vier Monate lang in Frieden grasen dürfen.

Wenn sie wieder neue Winterwolle erhalten hatten, sollten sie auf den Karawanenstraßen zwischen Bardschan und Mesched in Tätigkeit treten; sie würden nach Tezd und Teheran gehen, nach der Küste des Kaspiischen Meeres und zu den glänzenden Minarets von Isfahan. Ja, manch ermüdender, anstrengender Marsch stand ihnen noch bevor! Bei mir hatten sie es gut gehabt, aber nun würden sie mich bald über neuen Eindrücken vergessen. Die Trennung von diesen großartigen, schweigenden Wüsten, ihren Palmen, Dörfern und Burgen wird mir nicht schwer, habe ich sie doch in Wort und Bild in meinen Büchern. Der Abschied von meinen Leuten geht auch noch ziemlich leicht; wenn man einen Einblick in ihr Leben getan hat und sie gründlich kennt und sie ihren Lohn erhalten haben, sagt man ihnen einfach Lebewohl, und sie gehen neuen Geschicken entgegen. Aber von den Kamelen und ihrer grenzenlosen Treue Abschied nehmen zu müssen, wird mir unendlich schwer! Es tut mir leid, sie ins Ungewisse fortzugeben; ich komme mir dabei so undankbar und treulos vor, und das Herz tut mir weh, wenn ich nur daran denke.

Alles Brot, das sich in Bendan für Geld erstehen ließ, wurde aufgekauft, und am späten Abend gab ich meinen Kamelen einen ordentlichen Schmaus und teilte ihnen selbst die Gladen der Reihe nach aus, soweit der Vorrat reichte. Sie freuten sich der üppigen Bewirtung und fragten sich wohl in ihrem stillen Sinn, was denn eigentlich los sei, daß sie armen Arbeitskamele ohne alle Veranlassung mit Brot gefüttert würden.

„Nun, wohin gedenkt Ihr von Seistan aus zu ziehen?“ fragte ich meine Leute, obwohl mir ihre Pläne nicht unbekannt waren, da ich ja ihre Gespräche abends im Zelt oder auf dem Marsche notgedrungen hatte mit anhören müssen.

„Wir beabsichtigen, in 30 Tagen nach Mesched zu gehen, und von dort aus in 25 Tagen Teheran zu erreichen“, antwortete Abbas Auli Bek für sich und die anderen.

„Will mich denn keiner nach Mischki begleiten?“ fragte ich weiter.

„Wenn der Sa'ab es uns befiehlt, gehen wir mit; aber wir fürchten uns vor der Hitze und der Pest und möchten am liebsten beisammenbleiben.“

Keiner machte Miene, von Bendan aus zurückzukehren, obgleich ich für die paar Tagereisen, die mich noch von Nasretabad trennten, recht gut neue Leute hätte erhalten können. Ihre Furcht vor der Pest war also nicht so groß, und sie waren keine Feiglinge. Die Kosaken hatten Befehl, unter allen Umständen von Seistan aus zurückzukehren, und wenn auch die andern Männer mir nach Ruschi hätten folgen wollen, würde ich sie doch nicht behalten haben. Ich näherte mich einem neuen Lande und wollte lieber neue Leute um mich haben, die die Verhältnisse des Landes kannten.

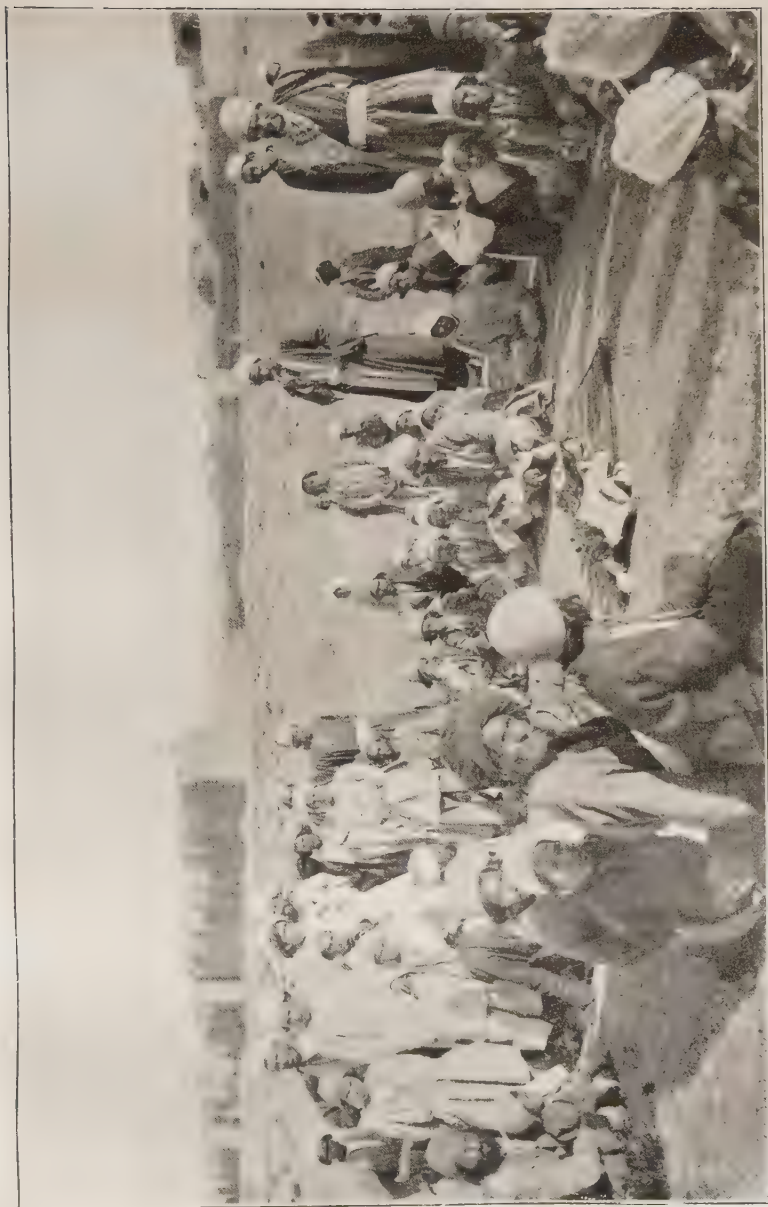
Wir verließen die Kamele und suchten die Zelte auf, während die Schakale melancholischer als je heulten. Die Nacht war still und klar, ich hörte Insekten und ähnliches Getier in der Luft summen und lauschte mit Behagen dem Rauschen des großen Baches. Im Osten erwartete mich der Hamun mit seinen wasserdurchtränkten Sümpfen; dort warteten meiner glühende Hitze, Bremsen, Skorpione und giftige Spinnen, dort lauerte die schwarze Pest, die umherging und sich unter den Menschenkindern Opfer erwählte. Hier in Bendan lagerten wir zum letzten Male mit den verkauften Kamelen, und das klagende, höhnische Wellen der Schakale durchschnitt die nächtliche Stille. Von einer frohen Stimmung konnte in Bendan, dieser herrlichen, kleinen Oase mit ihren königlichen Dattelpalmen und rieselnden Wasserbächen, keine Rede sein.

Ich erwachte von einer so unerträglichen Hitze im Zelte, daß ich mich ganz auszog, nach kaltem Wasser rief, eine gründliche Abreibung vornahm und mich dünner als sonst kleidete. Um Mittag änderte sich plötzlich das Wetter. Es erhob sich ein heftiger Sturm aus Südwesten, Staub- und Sandwolken legten längs der Erde hin und in das Zelt hinein, und selbst die Palmen, die ganz in unserer Nähe standen, entchwanden unsern Blicken.

Agha Muhamed erschien mit Silbergeld und Banknoten und bezahlte den Betrag genau wie vereinbart. Meine Leute waren sehr

dafür, daß er auch die Packsättel, die Halskette und die Glocken bezahlen sollte, aber ich ließ ihm alles dieses Zubehör umsonst. Nachher tat es mir leid, daß ich nicht die größte Glocke als Andenken an die langen Wüstenwege behalten hatte.

Erst um 5 Uhr war alles erledigt, und nun kamen Agha Muhammeds Leute, um die Kamele abzuholen. Wir gingen hinaus und streichelten sie noch einmal zum Abschied, und tränenden Auges sahen wir sie unter den Palmen verschwinden. Sie gingen ruhig und stolz ihres Weges, wandten aber den Kopf, um sich nach uns umzusehen, und Meschedi Abbas sagte, jetzt wüßten sie genau, daß sie uns nicht wiedersehen würden. Bald war der Glockenklang hinter dem kleinen Bergvorsprung verhallt, und unser Lager sah jetzt, da die Kamele an ihren gewöhnlichen Plätzen fehlten, sehr klein, leer und verödet aus.



227. Die Stadt Neb. (S. 151.)



228. Windmühlen in Deh. (S. 152.)

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

An das Ufer des Hamunsees.

Dank dem anhaltenden Nordwest, der aus dem Gebirge direkt in mein Zelt hineinwehte, herrschte am 5. April schönes Wetter und frische Luft. Die Schakale hatten sich vorgewagt und eine Partie Roghan verschmaust, die neben dem Quarantänehaufe im Freien gestanden hatte und einer Karawane aus Seistan gehörte. Dort hausten jetzt etwa 30 Gefangene, die auf ihre Befreiung warten mußten — sie lagen dort in „Garantie“, wie die Perser das Wort Quarantäne aussprachen, was ja auch Sinn hat.

Schon am Tage vorher hatte ich an den englischen Konsul Hauptmann Macpherson telegraphiert und erhielt jetzt eine sehr liebenswürdige Antwort, einen Willkommengruß und die Versicherung, daß am Ufer des Hamun für meine Fahrt bereits Befehle erteilt worden seien. Der indische Arzt erhielt sein Honorar für die Konsultation in der Pestfrage, und dann zogen wir aus der trompetenförmigen Mündung des Tales hinaus.

Wir folgen dem Flußbett; es ist scharf ausgeprägt und bis zu 3 Meter tief. Vor uns, in der Richtung des Weges, sieht man die lange Reihe der Telegraphenstangen; in der klaren Luft kann ich 29 noch deutlich unterscheiden, dann aber verschmelzen sie in eine feine Linie, die sich in der Ferne wie eine Nadel zuspitzt. Es ist windstill und glutheiß, nur im Südosten schweben leichte weiße Wölkchen.

Später dämpfte ein Südwind die Hitze, rührte den auf der Erde liegenden Staub auf und ließ die Berge verschwinden; auch das Taltor bei Bendan, das noch eben wie eine schwache Einsenkung im Gebirge sichtbar gewesen, verschwand hinter uns.

Es geht schnell über die Einöde hin. Wir haben 13 Kamele, denn ich lasse jetzt alle meine Leute reiten und außerdem sind noch zwei Reservetiere mitgenommen worden. Mein neues Reitkamel geht sicher, aber mir fehlte mein alter Freund. Ein selbstbewußter älterer Mann, der den Zug führte, erzählte, daß meine alten Kamele anfangs sehr verwundert und verduzt ausgesehen hätten, aber als sie dann vor Sonnenaufgang nach einem guten Weideplatz 2 Farsach oberhalb von Bendan geführt worden, seien sie ganz vergnügt gewesen und „nun sind sie zum Blasen satt“, versicherte er.

Die Straße ist die größte und ausgetretenste aller, die wir seit Beramin gesehen haben; hier sind im Laufe der Zeiten viele Menschen und Karawanen gewandert. Auch jetzt trafen wir eine Gesellschaft Reisender, die sich anschickte, die Nacht an einem überdeckten Brunnen, den die letzten Regengüsse gefüllt hatten, zu verbringen. Jetzt, da die Pest im Lande wütet, hat man einen gewissen Widerwillen gegen diese Brunnen, weil alle aus Seistan kommenden Reisenden an ihnen haltmachen.

Dann und wann kommt uns ein warmer Wind entgegen, der die Temperatur auf 29,5 Grad erhöht; es war verwünscht heiß, obwohl ich merkte, daß ich noch 10 Grad mehr recht gut aushalten würde. Dem Auge erscheint das Land immerfort gleichmäßig eben; nur an dem leichten, schnellen Gang der Kamele merkt man, daß es bergab geht. Auf dem halben Wege waren wir bis in eine Höhe von 708 Metern gekommen, und das heutige Lager Nr. 64 befand sich in 657 Meter Höhe. Wir überschritten eine Reihe flacher Wälle und Terrassen, die nichts anderes als alte Uferlinien des Hamun sein konnten. Sie werden hier und dort von ausgetrockneten Rinnen durchzogen, in denen zeitweilig Regenwasser nach jener großen, flachen Depression hinabströmt. Als wir auf der Steppe haltmachten, fanden die Kamele dort nur magere

Weide, um so mehr aber wimmelte es in der Luft und auf der Erde von allerlei Insekten und Gewürm, mit und ohne Stachel. Ich mußte mein Zelt vor diesen Eindringlingen schließen, besonders bei meinem Abendessen, dessen einfache Gerichte sonst mit ihnen gepfeffert worden wären.

Am nächsten Tag ging es in der Richtung nach dem See hin weiter. Unendlich flach liegt das Land vor uns da; sein Horizont ist vollkommen gleichmäßig. Die letzten kleinen, isolierten Berge haben wir weit hinter uns zurückgelassen, nur im Südosten tritt noch ein sehr niedriger, gleichmäßiger Tafelberg hervor, der Kuh-i-Chodscha. Im Ostsüdosten glänzt es wie eine blankpolierte Damaszener Klinge; es ist der See, und es scheint, daß wir uns auf gleichem Niveau mit seinem Spiegel befinden. Wir überschreiten noch eine Reihe Terrassen und ein recht ansehnliches Flußbett, das alle die kleineren Wasserläufe der Gegend aufzunehmen scheint. Ein an seinem Ufer stehender Wolf gafft uns an; wie Pfeile fahren die Hunde auf ihn los, aber er ist ihnen zu schnell. Noch um 10 Uhr abends war die Luft schwül, aber es wehte ein Ostwind, der über weite Wasserflächen hinfährt und dadurch abgekühlt wird.

Der Marsch nach einem Wasserspiegel in einem flachen Becken stellt die Geduld sehr auf die Probe; man geht in einem fort, aber die Entfernung scheint sich nicht zu verringern. Jetzt sind wir dritt- halb Stunden lang direkt auf den See losgegangen, und noch hat die Landschaft ihr Aussehen nicht verändert. Eine Reihe winziger Terrassenhügel, die sich nach Nordnordosten erstrecken, bezeichnen die Grenze der dem See in seiner jetzigen Periode möglichen Ausdehnung. Der Grus wird spärlicher und hört ganz auf; an seine Stelle tritt ebener, gelber Schlamm Boden, der durch die Dürre rissig geworden ist. Endlich sind wir am Ufer des Hamun (Abb. 236), auf dessen hellgrünem Wasser die Wellen Schaumköpfe zeigen. Hier ist es bei 20,6 Grad wirklich schön; das Wasser, das 2½ Wärmegrade mehr hat als die Luft, ist vollkommen süß. Der See war nackt und kahl, und kein Schilfblatt zeigte sich an seinem Rande. Aus neun Messungen ergab sich für den Hamun eine mittlere Höhe von 512 Metern.

Nachdem wir hier eine Weile geblieben waren, um eine Frühstückspause zu machen, und uns an dem uns so ungewöhnlichen Blätschern der Wellen erfreut hatten, zogen wir längs des Ufers nach Ostjüdosten. Es bietet eine vorzügliche Marschbahn aus sterilem, erstarrtem Schlamm und trockenem, gelbem Tonboden. Wir passieren ein Lager von Seemwohnern, die ihre Zelte in einer langen Reihe längs des Ufers aufgeschlagen haben. Rechts sieht man einige Kilometer entfernt ein Minaret, Mil-i-Nadir, „Nadirs Denkmal“; man gewahrt es schon aus weiter Ferne wie einen Pfosten aus dem flachen Lande aufragen. Nach allen Seiten hin erstreckt sich die unfruchtbare, graugelbe Ebene, platt wie ein Eierkuchen. Hier und dort schauen flache Schlamminseln eben noch aus dem Wasser heraus, und an einigen Stellen passieren wir Lagunen, die nach dem See zu durch schmale Dämme aus Ton begrenzt werden. Nach Osten hin erscheint der Hamunsee grenzenlos; in dieser Richtung sieht man kein Ufer.

Nachmittags überzog sich der Himmel mit Wolken, die aus Süden kamen; sie befreiten uns von der direkten Sonnenglut, und wir hatten keine Veranlassung, über Hitze zu klagen. Bald darauf schwebten sogar dichte Wolken überall am Himmel; es regnete über dem Kuh-i-Chodscha, und von Osten her kam ein frischer Wind. Es verdichtet und verdichtet sich vom Grau zu Dunkelviolett, es schillert gelb und rot, man spürt ein heraufziehendes Unwetter. Auch auf unserer rechten Seite haben wir jetzt Wasser; wir befinden uns augenscheinlich auf einer Halbinsel und sollen von ihrer Spitze aus übergesetzt werden. An mehreren Stellen erblicken wir Lager und Zelte, und bisweilen sind die Ufer wie schwarz punktiert von den vielen Kindern — die Kühe scheinen hierzulande immer schwarz zu sein, sie haben höchstens weiße Flecke am Kopfe und eine weiße Schwanzquaste. Einige der Tiere liegen so tief im Wasser, daß wenig mehr als der Kopf herauschaut; sie schützen sich auf diese Weise vor den Bremsen und blutdürstigen Insekten. Doch wovon leben sie hier, der Boden ist ja ganz nackt und grau, und man sieht nirgends einen grünen Grassalm? Vielleicht fressen sie



229. Der Jäger Abbas. (S. 153.)



230. Windmühlen. (S. 152.)



231. 232. Kindertypen. (S. 153.)
Zeichnungen des Verfassers.

die Wurzelstengel, die vom vorjährigen Schilfbestand stehengeblieben sind? Wenn der Wind einmal eine Weile gelinder wird, ist man gleich voller Fliegen, Mücken und Stechmücken.

Es geht wieder an einem Dorfe vorüber, dessen einige zwanzig Zelte aus Strohmatteu bestehen; gleich hinter ihm schlagen wir in der Nähe des Ufers unser Lager Nr. 65 auf. Leider war das Wetter derartig, daß ich weder Skizzen machen noch photographieren konnte. Aber statt dessen machte ich mit Abbas Kuli Bek eine Runde durch dieses Dorf, um wenigstens einen flüchtigen Eindruck von ihm zu erhalten.

Die Zelte sind nicht aus Stoff, sondern aus Schilfmatten, die an einem aus schmalen Stangen bestehenden Gestell festgebunden werden. Sie sind also nach einem ganz andern Prinzip hergestellt als die Hütten der Dopleute, die dauerndere Wohnstätten bilden und an Stellen errichtet werden, die das Wasser nicht erreicht. Doch hier am Ufer des Hamun muß man beständig auf plötzliche, durch Wind und Luftdruck verursachte Veränderungen in der Verteilung der Wasserflächen und auf die Ausbreitung des Wassers über den flachen Boden gefaßt sein. Die Leute sagten mir jedoch, daß sie aus Erfahrung die Zeichen des Himmels deuten könnten und sich rechtzeitig auf sicheren Boden zurückziehen wüßten. Wenn das Ufer an einer Stelle bedroht sei, brächen sie ihre Zelte ab, rollten die Mattee zusammen und siedelten schnell nach einer andern Stelle des Ufers über.

In jedem Dorf liegen die Zelte in einer Reihe, und alle wenden ihre Front nach derselben Seite. Drei bis vier liegen unmittelbar nebeneinander; zwischen diesen kleinen Gruppen sind kleine, offene Durchgänge. In den Zelten verwahren die Leute ihre Kleider und ihr Geschirr, sowie die Krüge und Kannen, in denen die Milch und die aus Milch bereiteten Speisen aufbewahrt werden. Hausrat, Werkzeug und Fischereigeräte liegen vor den Zelten bunt durcheinander, und zwischen Schafen und großen, zottigen, hellfarbigen Hunden spielen halbgekleidete oder ganz nackte Kinder. Ein junges Mädchen, dessen Kleidung nur aus einem Hemd und einer blauen Binde um das

ungepfllegte Haar besteht, eilt zu den Kühen. Die Herden werden bei Tag nach dem Plake am oder im See getrieben, wo das junge Schilf schon sprießt; abends treibt man sie wieder in das Lager, um sie vor Wölfen zu schützen, die hier sehr zahlreich auftreten sollen. Die Frauen verrichten die meiste Arbeit und melken die Kühe; Milchspeisen in jeder Gestalt bilden das Hauptnahrungsmittel. Man fängt aber auch Fische in Netzen und verspeist sie, und den wilden Enten und Gänsen werden Schlingen gelegt — genau wie am Lop.

Sa, alles erinnert mich hier an das Lopland, sogar das Wetter an diesem ersten Tage, den ich am Ufer des Hamun verlebte. Gegen 5 Uhr fuhr ein heftiger Nordostwind über das ebene Land und den See hin, und bald ging er in halben Sturm über. Die dreisten Mücken und Fliegen, die uns eben noch in ganzen Wolken gepeinigt hatten, verschwanden schleunigst; statt ihrer wurde das Zelt mit Staub bedeckt, der in tanzenden Wirbeln umheraufste. Die Luft war dick und dunkel, und es war sogar zu kühl, um in Hemdbärmeln zu sitzen. Man sagte mir, daß um diese Zeit des Jahres stets ein solcher Wind herrsche und ein Sturm manchmal drei bis acht Tage anhalte. Wahrscheinlich ist es ein Vorläufer des „Bad-i-sad-n-bist-rus“, „des Windes der 120 Tage“. Man unterscheidet hier zwischen dem Bad-i-Chorassan, dem Nordwind, und dem Bad-i-Keble, dem Westwind. Beide bringen Regen, während südliche Winde keine Niederschläge herbeiführen sollen. Die Leute hatten auch beobachtet, daß der anhaltende Wind die Ausdehnung des Sees und seine Tiefenverhältnisse sehr beeinflusst. Das Wasser sinkt nämlich auf der Windseite und steigt im Windschatten. Die Strecke, die wir heute zurückgelegt haben, werde, sagte man mir, in 20 Tagen unter Wasser stehen und an der Stelle meines Lagers werde die Tiefe zwei Fuß betragen. Bodestreifen, die nie überschwemmt werden, weil sie ein wenig höher liegen als das übrige Land, nennt man „Lurg“. In 10 Tagen werde das Wasser sich bis an das Mil-i-Madir und die Wurtsch-i-Abbas-Rehan erstrecken, doch würden diese Punkte selbst nicht berührt, weil sie auf Terrassen lägen.

Der See ist also, wie der Lop-nor, veränderlich, aber innerhalb engerer Grenzen, und während die alluvialen Ablagerungen und die Winderosion nebst der ungeheuren Flachheit des Landes die eigentlichen Ursachen der Wanderungen des Lop-nor sind, sind es hier eigentlich nur die Verteilung des Luftdrucks und die Wasserzufuhr, die die Veränderungen des Hamun bedingen. Im Süden „verschwindet sein Wasser im Sand“, wie die Leute sich ausdrückten, und auf einem südlichen Umwege konnte man nach Nasretabad gelangen. Im Norden dagegen können Europäer den See nicht umgehen, weil die Afghanen ihnen das Betreten ihres Gebietes nicht erlauben.

Am Abend besuchten mich einige Eingeborene, die süße und saure Milch anboten. Wir befolgten jedoch den Rat des indischen Doktors und ließen uns so wenig wie möglich in persönliche Verührung mit den Leuten und ihren Waren ein. Sie sagten, daß wir, wenn es nicht so heftig geweht hätte, schon an den Stichen der Mücken erkrankt wären. Sie selber seien fast unempfindlich gegen Insektenstiche, aber Fremde hätten schwer darunter zu leiden.

Um 9 Uhr war es bei 16,5 Grad kühl, und eine Stunde darauf lag ich in meinem Feldbett und sah den Schimmer des Mondlichts auf dem flatternden Zelttuch spielen. Um Mitternacht weckte mich ein ungewöhnliches Gepolter; die beiden Kisten, die auf der Windseite auf dem unteren Saume der Zeltleinwand standen, um das Zelt dicht und fest zu halten, waren durch den Druck des vom Wind gepreßten Zelttuches vorn übergefallen, und alle die Sachen, die auf diesen meinen provisorischen Tischen ihren Platz hatten, lagen auf der Erde verstreut, darunter auch der Leuchter mit seinem Glasschirm. Es wehte infolgedessen gerade durch das Zelt durch, und das Zelttuch flatterte und knallte; nur an den vier Ecken war das Zelt fest verankert. Es heulte und piff um alle Ecken, und man hörte nichts als das Toben des Sturmes, während Flugsand und Staub auf mich herabregneten. Vergeblich versuchte ich, jemand herbeizurufen; aber der Wind kam mir zu Hilfe und weckte die Leute, als ihr eigenes Zelt mit den Pfählen aus der Erde gerissen und umgeweht wurde. Nun gewahrten sie auch

meine Bedrängnis, eilten herbei und verschafften mir wieder feste Wände. Es war einer der heftigsten Stürme, die ich erlebt habe; seine Geschwindigkeit betrug gewiß 25 Meter in der Sekunde.

Es war nicht leicht, in dem Tosen wieder einzuschlafen; ich lag noch lange wach in der Erwartung, daß das Zelt über mir zusammenstürzen werde, und zerbrach mir den Kopf darüber, wo alle diese Myriaden Mücken blieben. Sie sind doch so zarte Wesen, und hier gibt es nirgends geschützte Stellen; sie müssen zu Tode gewirbelt werden und denen, die dem Druck widerstehen können, müssen sicherlich die dünnen Flügel geknickt werden.

Die Luft war am nächsten Morgen unerwartet klar und erschien mir nach einem Minimum von 6,8 Grad kalt. Awul Kasim hatte seinen Pelz angezogen, als er mich mit der Nachricht weckte, daß wir wieder richtigen Winter hätten. Der Wind kam direkt aus Norden. Wir hatten oft von diesem Winde gehört; er ist es, der die Mühlen treibt, und wenn er so einsetzt wie jetzt, muß er alles, was er in Bewegung setzen will, ins Drehen bringen können. Die Wolken segelten jedoch nach Nordosten. Ich hätte nie geglaubt, daß ich hier unten in so weit vorgeschrittener Jahreszeit noch solche Kälte haben würde. Der Aufenthalt war dadurch veranlaßt, daß die Leute, die Befehl erhalten hatten, uns mit ihren „Tutins“ (Rähnen) abzuholen, nichts von sich hören ließen. Darüber brauchte man sich durchaus nicht zu wundern, denn für solche unsichere Sachen war der große, offene See viel zu bewegt.

Später am Tage stellte sich unser „Tutindar“, der Rahnführer, ein, um uns mitzuteilen, daß der See nicht zu befahren sei. Die Rähne bestehen aus zusammengeschnürten Binsenbündeln, die zu einer großen Spule zusammengebunden werden und bedeutende Tragkraft besitzen. In einem Wetter wie heute würden wir den ganzen See auf der linken Seite gegen uns anstürmen sehen, und der Wellenschlag mußte die Rähne Stück für Stück zerpflücken, so daß die Kisten und unsere andern Habseligkeiten verloren gehen und wir selbst in großer Gefahr schweben würden. Denn wenn diese Boote auch so stark wie möglich

angefertigt sind, so biegen sie sich doch im Seegang und schlingern derart, daß die Binzenbündel sich voneinander lösen. Der Mann erklärte mir, daß er seit sechs Jahren den Verkehr über den Hamun leite und daß nie etwas bei der Überfahrt verloren gegangen sei; er wolle sich schon aus diesem Grunde auch jetzt nicht möglichen Unfällen aussetzen, zumal er für das Gepäck der Reisenden verantwortlich sei. Wenn aber der Sturm noch zwei Tage dauere, werde er zwei große Tutins herstellen, die fester gebaut seien. Zu nächtlicher Überfahrt wolle er nicht raten; man finde sich nicht einmal bei Mondschein zu recht, und wenn die Rähne auf Bänke aufliefen, seien sie sofort leer. Ich mußte mich also in Geduld fassen und warten.

Drei Wasserstraßen führen über den Hamun. Die, welche ich benutzen sollte, heißt Rah-i-torotki und soll 2 Farsach lang sein. Man sagte mir, daß dieser Wasserweg erst seit 20 Tagen wieder durch die Strömung gefüllt sei; vorher habe er trocken gestanden, weil der Himmel weniger Wasser als gewöhnlich geführt habe und die Regenmenge unbedeutend gewesen sei. In diesem Jahr aber sei die Wasserzufuhr sehr reichlich gewesen, und man glaube, daß der Sumpfssee an dieser Stelle das ganze Jahr hindurch gefüllt bleiben werde.

Die zweite Wasserstraße heißt Rah-i-furch-gesi, die dritte Rah-i-schah-rud. Diese letzte, auf der die Telegraphenlinie läuft, ist so seicht, daß man sie nicht mit Rähnen befahren kann; sie ist aber mit Kamelen und andern Tieren zu benutzen, obgleich die Karawanen um diese Jahreszeit nicht ziehen.

Während wir plaudernd am Ufer standen, sahen wir, wie das Wasser ziemlich schnell Terrain eroberte und sich binnen einer halben Stunde wohl um 2 Meter ausbreitete. Um den Verlauf richtig beobachten zu können, hatten wir am Wasserrand kleine Pflöcke in die Erde gerammt und sahen nun das Wasser in alle Vertiefungen und kleinen, flachen Mulden hineinströmen. Der heftige Nordwind soll das Wasser jetzt nach Süden treiben, wo es, wie man mir sagte, große Gebiete um den Kuh-i-Chodscha überschwemmt. Glaue der Wind schnell ab, so werde das Wasser wieder nach Norden strömen, die über-

schwemmten Flächen im Süden würden wieder trockengelegt, und auch die Stelle, an der unsere Zelte ständen, werde dann gefährdet sein. Man war der Ansicht, daß der Hülmend jetzt dem See täglich kolossale Wassermassen zuführe, die sich über das flache Seebecken verteilen. Später am Tage, in einer Zeit von fünf Stunden, stand das Wasser schon 28 Meter diesseits meiner Wassermarken. Der See wuchs also nach unserer Seite hin ziemlich schnell.

Am Morgen hatte ich gesehen, wie die Männer das Vieh in langen, schwarzen Kolonnen nach den feichten Teilen des Hamun trieben, wo es etwas zu grasen gab. Nachher sah man diese Männer weit draußen im Sumpfe die weichen, saftigen Schilfschößlinge abschneiden, mit denen die kleinen Kälber, die das Lager nicht verlassen dürfen, an diese Art Futter gewöhnt werden. Bei ihrer Arbeit schützten die Leute Nase, Kinn und Mund mit einem Zipfel ihrer Kopfbinde. Aber die Beine sind nackt, und es muß recht kalt sein, stundenlang im Wasser zu patzchen, wenn die Lufttemperatur, wie heute um 1 Uhr, 13,8 Grad nicht übersteigt. Am Ufer betrug die Temperatur des Wassers allerdings 17,9 Grad, aber weiter seeinwärts war das Wasser sicherlich kälter.

Ich besuchte ein Dorf im Nordosten, das aus 39 Schilfzelten oder Mattenhütten bestand, wie man diese lustigen Behausungen nennen will (Abb. 237). In diesem Dorfe waren sie tunnelartig; das aus Weiden und Latten bestehende Gestell bildete ein Gewölbe. Die Matten sind etwa 4 Quadratmeter groß und werden an den Latten festgebunden. An den Seiten jeder Hütte und besonders außen an den Flügeln jeder aus vier Hütten bestehenden Gruppe sind Schilfbündel vertikal aufgestellt, um Menschen und Vieh vor dem Winde zu schützen. Sicherlich baut man die Hütten deshalb so dicht aneinander, damit sie sich teils gegenseitig schützen und einander größere Festigkeit geben, teils aber auch, um auf diese Weise eine größere, geschützte Fläche auf der dem Winde abgekehrten Seite zu erzielen. Ihr Eingang ist stets auf der Südseite; auch hieraus ersieht man, daß hier nördlicher Wind vorherrscht.

Die Matten werden auf dieselbe Weise wie in Zentralasien angefertigt. Man nimmt ein Bündel von 10—30 festen, gelben Schilfstengeln, schneidet sie so zurecht, daß sie alle gleichlang werden, etwa 2 Meter oder länger, legt sie auf die Erde und stampft und trampelt so lange auf ihnen herum, bis sie plagen. Dann werden die langen, schmalen Rohrteile herausgezupft, von Blattstücken und Abfall befreit und zuletzt Matten daraus geflochten. Die Hütten sind im besten Falle 3 Meter breit und 4 Meter lang, gewöhnlich aber kleiner als ein kleines Zelt. •

Vor den Hütten liegt nachts das Vieh, um vor dem Winde geschützt zu sein. Wenn es morgens wieder nach dem See getrieben ist, sammelt man den Dung, breitet ihn an der Erde aus, kehrt ihn um und stellt die Fladen zum Trocknen aufrecht. Im Eingang eines jeden Hüttenzeltes brennt das Feuer, das ausschließlich mit Dung genährt wird, und um jedes Feuer herum sieht man einen Ring aufgerichteter, ausgenommener und der Länge nach auseinandergerissener Fische, die auf diese Weise gedörrt werden. Im Schatten neben den Hütten hängen zwischen Geräten und zerlumpten Kleidern ganze Bündel frischgefangener Fische.

Es ist in diesen lustigen Behausungen und um sie herum recht unappetitlich schmutzig. Die Mütter laufen ihre nackten Kinder, während andere mit Handmühlen mahlen, buttern, Milch zum Dickwerden eingießen, Garn spinnen oder Kleider nähen. Eine kleine verhußelte Alte saß wie ein Bündel in einer Ecke und schien wohl 100 Jahre auf dem Nacken zu haben; sie war stockblind, konnte nicht mehr gehen und kauerte am Boden auf ihrem Bette, einem Hauptquartier für Ungeziefer. Die jüngeren Damen sahen recht niedlich aus; sie waren unverfleiht und neugierig, braun und schmutzig und sehr leicht in zerrissenes Zeug gekleidet. Sie haben dunkelbraune Augen, eine ziemlich große Nase und dicke Lippen; die Oberlippe zeigt schon früh einen dichten Flaum. Um den Hals tragen sie einfache Zierate, um das Haar eine bunte Binde; barfuß gehen sie alle (Abb. 238).

In einigen Hütten hing eine lange, plumpe Flinte; sie soll gewöhnlich benutzt werden, um Schwäne zu schießen. Vor zwei Woh-

nungen standen Webstühle einfachster Art, auf denen grobe Baumwollstoffe gewebt werden; man sieht jedoch auch, daß die schreiend bunten russischen Baumwollstoffe, die von Mesched aus eingeführt werden, am Hamun guten Absatz finden.

Es war recht unterhaltend, in diesen kleinen von Viehzucht, Vogel- und Fischfang lebenden Gemeinwesen, wo alles so lebhaft an Abball und Kum-tschappgan im Vopgebiet erinnerte, umherzugehen und in alle Häuser zu gucken. Man möchte meinen, daß diese Leute in jeder Hinsicht besser gestellt sein müßten als die armen Bauern, die im östlichen Persien ganz von dem Getreide, das sie dem kargen Boden abzugewinnen vermögen, abhängig sind; aber die Ansiedler am Hamun behaupteten selber, daß sie sehr arm seien und jede Hütte nicht mehr als 6—10 Kühe besitze. Nach den großen Herden zu urteilen, muß jedoch die Durchschnittszahl für eine Hütte größer sein. Man gab auch zu, daß es Haushalte gebe, die bis zu 100 Kühen hätten, aber diese Besitzer seien alle aus Seistan. Ein Mann aus Mesched hielt sich in der Gegend auf, um Vieh zu kaufen; er hatte bereits 49 Stück erworben, die er mit 25—30 Toman bezahlt hatte. Er sagte mir, daß er sie in 35 Tagen nach Mesched treiben werde und dort an jeder Kuh 3 Kran verdiene. In Wirklichkeit ist der Verdienst viel größer, aber das wollte er nicht verraten, weil die herumstehenden Verkäufer zuhörten, denn dann hätte er das nächstemal mehr bezahlen müssen.

Später kehrten wir noch einmal nach den Hütten zurück, um in dem abflauenden Winde noch einige Photographien aufzunehmen (Abb. 239). Die Eingeborenen waren jetzt zurückhaltender, seit die Männer mit den Kühen und den Hunden zurückgekommen waren, und es wurde mir nicht erlaubt, Frauen zu photographieren. Sie verbrachten ihre Abendstunden in Gruppen vor den Hütteneingängen, von denen aus man die untergehende Sonne sieht. Heute hatte sie mit der Wärme gezeigt, die sie sonst mit so freigebiger Hand über dieses wasserreiche Land auszugießen pflegt. Die Leute sitzen auf der Erde und ruhen aus; sie rauchen und bessern ihre Netze und Hausgeräte aus, sie plaudern und besuchen einen. Sie sind unbeschreiblich einfach und unwissend, diese armen



233. 234. Landschaft am Bendanfluß. (S. 273.)



235. Mein Reitkamel beim Abschied. (S. 277.)

Zeichnung des Verfassers.

Menschen, deren einziger Verkehr die Kinder, die Fische und die Schwimmvögel sind.

Dann war ich Augenzeuge, wie die Post, eine Ledertasche, nach Masretabad übergesetzt wurde. Sie muß befördert werden, wenn das Wetter nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Der See-
gang war noch ziemlich hoch, und sogar im Schutze des Ufers war der Rahn noch nicht weit gelangt, als auch schon die Wellen in das gebrechliche Fahrzeug hineinschlugen. Die Post mußte sehr gut eingepackt sein, wenn sie ihren Bestimmungsort nicht in sehr betrüblichem Zustand erreichen sollte. Der Rahn glitt jedoch schnell über den See hin, und der Wind schob nach. Dagegen mußten zwei andere Rähne, die sich mit Fischen vollbelastet dem Ufer näherten, schwer arbeiten, um gegen die Wellen an Land zu kommen. Eine Frau watete in den See hinaus, um ihnen entgegenzugehen; sie wurde wie ein Kamel mit den gefangenen Fischen beladen.

Schon jetzt waren meine Leute ungeduldig über das Warten, wozu uns Wetter und Wind zwangen. Sie sehnten sich nach Hause, fort aus dem verpesteten Lande, nach dem Grabe des Imam Riza in Mesched. Sie wollten dem Heiligen für ihre Rettung danken. Einmal würden sie wohl auch in die Hallen unter den goldenen Kuppeln eintreten dürfen — Inschallah!

Am Abend war der Himmel klar. Der zunehmende Mond war von einem glänzenden Hofe umgeben, unter dem der See wie ein silberweißer Streifen, eine blinkende, unbewegliche Grenzlinie zwischen Himmel und Erde, schimmerte. Nur die Wildgänse überschreiten sie wenn sie, wie eben jetzt, in einer wohl 200 Vögel starken Schar mit gellendem Geschrei dem steigenden Wasser nach Ostjüdoiten folgen. Ich legte mich schlafen in der Hoffnung, am folgenden Tag über die freien Wasserfelder hingeleiten zu können.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Eine Seefahrt.

Am 8. April wurde ich mit der Nachricht geweckt, daß der Wind unbittlich und heftig anhalte; aber die Luft war klar, und die Sonnenstrahlen spielten über dem glitzernden Wasserspiegel. Nach nur 5,1 Grad in der Nacht war es am Morgen kühl, und noch immer hatte ich allen Grund, mich über das Bögen der Sommerhitze zu wundern.

Inzwischen war eine ganze Menge neuer Tutins angefertigt worden, und die lächerlichen Nachen lagen ein Stück vom Ufer verankert, an ihren Steuerstangen festgebunden. Zwanzig Mann mußten meine Sachen nach dem Rande des Wassers hinabtragen, wo die empfindlichen Kisten in Matten und Decken eingeschnürt und vorsichtig an Bord getragen wurden. Sie wurden gleichmäßig verteilt, so daß eine Kiste oder ein Ballen auf jeden Tutin kam, die wertvollste Kiste aber auf meinen Tutin gestellt wurde; für die beiden andern waren Abbas Kuli Bek und Mirza verantwortlich. Wir nahmen 14 Rähne in Anspruch; jeder wurde von einem Mann mit einer großen Stange vorwärtsgestoßen. Auf dem Flaggschiff dieser ebenso komischen wie gebrechlichen Flottille, d. h. auf meinem Tutin, nahm auch der Tutindar Platz. So wateten wir denn barfuß 200 Meter weit nach dem Punkte hin, wo die Boote lagen und wo sie beladen werden konnten, ohne mit dem Boden in Berührung zu kommen. Wir hatten sie auch mit Fleiß so leicht wie möglich belastet, um jedes Aufstoßen auf dem Grunde während der Fahrt zu vermeiden.

Mein Tutin ist der größte von allen, fast 6 Meter lang, und mißt in der Mitte, wo er am breitesten ist, 1,²⁰ Meter. Von oben gesehen, haben diese Rähne die Gestalt eines schmalen, spizen Wett-ruderbootes oder auch eines Gigs, aber das ganze Baumaterial besteht aus langen, trocknen Bündeln gelber weicher Binsen („Tut“), die zu ziemlich starken Spulen zusammengebunden werden. Wenn das Boot belastet ist, liegt ein bedeutend größerer Teil unter Wasser als über dem Seespiegel. Als Keling dienen zwei Binsenbündel, die vom Vorderende aus bis an die Stelle, an der man sich noch eine drittel Bootslänge vom Achter befindet, an beiden Seiten festgebunden sind. Diese Bündel verhindern auch, daß das Gepäck über Bord gleitet.

Sehr leicht gekleidet und mit nackten Beinen steht der Steuer-mann an der Stange im Achter und manövriert den Nachen gewandt und geschickt (Abb. 240). Er wendet sich dem Vorderende des Rahnes zu, stemmt die lange Stange, die er in seinen Händen hält, auf den Seegrund, lehnt sich beinahe mit seinem ganzen Gewicht dagegen und dreht sich dann fast ganz um, um den Druck aufs äußerste zu verstärken und das Boot vorwärtszuschieben. Diese letzte Kraftbewegung, nach der die Stange wieder aus dem Seegrunde losgemacht wird, gibt dem Rahne die größte Geschwindigkeit.

Inzwischen gingen wir, ich und meine sechs Diener, an Bord; jeder stieg auf seinen Tutin, und in plätscherndem Seegang, mit den Wellen von der linken Seite, steuerten wir so schnell auf den See hinaus, daß das Wasser um uns herum schäumte (Abb. 241, 242).

In der Nähe des Ufers ist der See seicht, trübe und offen; bald tritt Schilf in dünnen Beständen auf, und dann gleiten wir vorsichtig und lautlos in einen 12 Meter breiten Kanal dichtern Schilfes hinein (Abb. 243). Dieser Durchgang wird für den Verkehr zwischen dem westlichen und östlichen Ufer offengehalten. Man brennt in der Zeit des Jahres, wenn der Sumpffee hier trocken ist, das Schilf weg; hierauf werden die frischen Schößlinge, die den Kanal zu verstopfen drohen, sorgfältig ausgerissen. Man fährt hier wie zwischen zwei aus lauter

Schilf bestehenden Zäunen; der Wellenschlag wird dadurch verringert, die heftige Brise ist nicht mehr zu spüren und sofort befindet man sich inmitten ganzer Wolken kleiner Stechmücken. Indessen sieht das Schilf hier nirgends so dicht und kompakt wie am Lop-nor. Das Wasser war ziemlich klar und ging in einer sehr deutlich erkennbaren Strömung nach Südsüdwest. Man konnte sie an den kleinen Kräuselungen, die sich an jedem Schilfstengel bildete, wahrnehmen. Es ist das Wasser des Hilmendflusses, das von Norden kommt und nach Süden und Südwesten in der Richtung des Kuh-i-Chodscha strömt.

Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, nahm die Tiefe ein wenig zu, betrug aber während der ganzen dreieinhalbstündigen Überfahrt auch nicht ein einziges Mal mehr als 2 Meter und die Stellen, wo es $1\frac{1}{2}$ Meter tief war, waren verhältnismäßig kurze Strecken.

Als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, begegnete uns ein Lutin mit einem persischen Diener des englischen Konsulats, der mir einen sehr liebenswürdigen Begrüßungsbrief von Hauptmann Macpherson überbrachte. Wir hielten daher auf dem hellgrünen Wasser; ich las den Brief und schrieb schnell eine kurze Antwort, die dem Boten eingehändigt wurde. Sein Kahn kehrte eiligst wieder um und war bald wieder im Schilf verschwunden. Eine Strecke weiter trafen wir eine ganze Flottille Winzenboote, die auf Befehl des Konsulats für mich hergestellt worden waren; auch sie mußten umkehren und folgten uns auf dem Fuße. Einen lustigen Anblick boten alle diese kleinen Rähne, die sich knapp über den Wasserspiegel erheben und von ihren Schiffern vorwärtsgeschoben werden. Es war eine frische, herrliche Fahrt, die zehnmal so lange hätte dauern können. Der Wind brachte Kühlung und hielt die stechenden Insekten fern; um 1 Uhr hatten wir nur 13,1 Grad, obgleich der Himmel vollkommen klar war.

Bald gleiten wir durch enge Gänge hindurch, bald wieder über offene Wasserflächen hin. Das Schilf steht hier draußen ziemlich dünn, und die gelben Blätter des vorigen Jahres ragen selten mehr



236. Am Ufer des Hamunjees. (S. 283.)



237. Nachbarschaft in der Nähe meines Lagers am Hamun. (S. 290.)



238. Familienleben am Hamun. (S. 291.)

als zwei Fuß hoch aus dem Wasser; das frische, grüne Schilf schaut kaum fußhoch aus dem See heraus. Die gelbe Farbe dominiert, die grüne schimmert noch recht spärlich hindurch. Den Kuh-i-Chodscha haben wir wie eine gewaltige, abgeplattete, tafelförmige Landmarke auf der rechten Seite, und das Schilf steht so dünn, daß es selten imstande ist, den Berg ganz zu verdecken. Indessen sind wir gewöhnlich auf allen Seiten von Schilfdickicht umgeben; hierdurch wird die Täuschung hervorgerufen, daß man einen ziemlich engen Wasserweg zu durchfahren glaubt. Die Hunde ließen sich dadurch täuschen, sprangen ins Wasser und hofften, nach dem trocknen Lande schwimmen zu können; sie merkten aber bald, daß sie sich gründlich geirrt hatten, und schwammen ermattet und keuchend zum nächsten Tutin, der die verdursteten triefenden Tiere aufnahm. Dort blieben sie ohne weitere Schwimmgelüste liegen, bellten und jaulten aber jämmerlich und hielten die ganze Fahrt entschieden für ein greuliches Abenteuer.

Der See wird offen, und die Wellen plätschern im Winde munter gegen die Backbordreling; es gibt tüchtige Spritzer, aber meine Sachen werden dadurch nicht gefährdet. Hier und dort hört man Wildgänse schreien; alles, die ganze Landschaft erinnert mich an den Kara-koşun im Loplande und seine großen Sümpfe.

Jetzt faßen wir wieder in einen gelben Kanal hinein. Das Wasser ist hier sehr trübe und sieht aus, als ob es direkt aus dem schlammigen Hilmend komme.

Auf der letzten Strecke nach dem Ostufer wuchs gar kein Schilf; wir fuhren hier über eine sehr ausgedehnte, offene Wasserfläche, die einem gewaltigen See glich (Abb. 244). Die Tiefe betrug nur einen halben Meter, und das Wasser war außerordentlich trübe und voller Stengel und Schmutz, was jedoch dem Umstand zuzuschreiben war, daß hier vor kurzem eine Herde Kühe auf ihrem Wege von oder nach einer See- weide durchgepatscht war. Vor uns im Osten zeigt sich eine Reihe Hütten, auf die wir lossteuern; an ihren beiden Seiten sieht man Vieh umherlaufen, eine unendliche Masse schwarzer Punkte. Das Land ist so niedrig, daß man es erst dann sieht, wenn man sich unmittelbar

davor befindet; daher hat es den Anschein, als gehe das Vieh auf dem Wasserhorizont selber umher.

Als wir uns dem Ufer näherten und der See nur etwa 4 Dezimeter oder noch weniger tief war, sprangen die Schiffer von den Tutins ins Wasser und schoben die Rähne nach einem Punkte hin, der einige zwanzig Meter vom Ufer entfernt lag. Die Hütten, die ungefähr dreißig Meter vom Ufer lagen, wurden gerade von ihren Besitzern abgebrochen. Man sah die Leute ihre Habe zusammenpacken, die Schilfmatten aufrollen und die Gestelle auseinandernehmen. Sie wurden durch das Steigen des Wassers bedroht und beabsichtigten, nach sicherem Boden im Nordosten überzufiedeln.

Wir schlugen unser Lager Nr. 66 in unmittelbarer Nähe des im Umzug begriffenen Dorfes auf und waren dort tatsächlich auf allen Seiten von Wasser umgeben, denn im Osten zeigte sich ein ganz schmaler, flacher Wasserarm, der den kleinen trocknen Platz, auf dem meine Zelte standen, gleichsam umkrallte; aber es hieß, daß diese Nacht noch keine Überschwemmung zu befürchten sei.

Der Führer und die Besatzung der Flottille wurden für ihre wackere Arbeit bezahlt; gleich darauf sah man sie westwärts über den See hinfahren. Ich hatte diese Tutins als besonders praktische und sichere Boote kennengelernt. An Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit lassen sie sich mit den Rähnen der Lopleute allerdings nicht vergleichen, dagegen können sie bedeutend stärkeren Seegang aushalten. Sind sie nur genügend fest zusammengebunden, so nehmen sie es auch mit dem heftigsten Seegang auf, denn infolge ihrer Bauart können sie sich ja nie mit Wasser füllen und sinken. Selbst dann, wenn die Wellen gerade über sie hinschlagen, liegen sie noch ebenso hoch über dem Wasser wie im ruhigen Wetter, während schon ziemlich kleine Wellen einen Lopkahn füllen können.

Von unserm Lager aus erblickt man im Osten, Norden und bis nach Nordwesten hin eine einzige, zusammenhängende Wasserfläche, die höchst ansehnliche Dimensionen hat und einer Meeresbucht gleicht; es ist der große Hamun. Von Nordwesten nach Südsüdwesten zeichnet

sich eine leichte, blaue Bergkontur am Himmel ab, das Hochland, das wir eben durchzogen haben und das die westliche Grenze des Hamungebietes ist. Die ferne Gebirgsreihe scheint sich direkt aus dem See zu erheben, aber dies ist natürlich nur eine Sinnesstäuschung. Beinahe rings um den ganzen Gesichtskreis herum ist die Linie des Horizonts wie mit einem Lineal gezogen; nur hier und dort machen Hütten, Schilfbestände und weidendes Vieh sie etwas unregelmäßig.

Der See ist außerordentlich flach, obgleich man es wohl als sicher ansehen kann, daß sich seitwärts der Linie, der wir folgten, auch tiefere Stellen befinden. Aber er ist auch sehr umfangreich; die Wassermassen breiten sich über großen Gebieten dieses durch Schlamm nivellierten Landes papierdünn aus, und das Wasser ist überall süß; der ganze Hamun ist sozusagen eine erweiterte Mündung oder ein zusammengefloßenes Delta des Hilمند, ebenso wie der Kara-koschun ein Inlanddelta des Tarim ist.

Das Ufer, an dem wir jetzt zu Gaste waren, ist dem Nordwind ausgesetzt, und da dieser heute gerade an Heftigkeit abnahm, sank der Wasserspiegel, wenn auch nur um einige Millimeter. In gewöhnlichen Fällen hätte man infolgedessen einen ordentlichen Seegang gegen das Ufer erwarten sollen, aber davon war nichts zu verspüren. Dies liegt an den Schilfbeständen, die da und dort als Wellenbrecher dienen. Wenn der nördliche Wind sich ganz legt, geht das Wasser wie in langsamer Wellenbewegung nach Norden zurück, um dort die Ufer, die der Wind trocken gelegt hat, zu überschwemmen.

Wir hatten uns schon früh gelagert und hofften, daß unsere neuen Transporttiere sich noch vor Abend einstellen würden; es kam aber keine Seele. Vergebens spähten wir nach der neuen Karawane aus und warteten sehnlich auf unserer erbärmlichen Insel, wo wir, nachdem die letzten Holzkisten geopfert worden waren, nicht einen Splitter mehr zum Feueranzünden hatten. Auch mit den Lebensmitteln war es schlecht bestellt, sogar Tee und Zucker waren ausgegangen; glücklicherweise hatten wir noch Mehl, und im Laufe des Tages wurden drei

Hühner und etwa zwanzig Eier erstanden; nun waren wir wenigstens vor dem Verhungern gerettet.

Am 9. April war es um 7 Uhr morgens 11,1 Grad warm; es war empfindlich kühl in dem gewöhnlichen Morgenwind, der draußen brauste und pffiff. Keine Wolke zeigte sich am Himmel, die Gebirge im Westen standen im Sonnenlicht klar am Horizont, traten aber nur in sehr schwachen Farben hervor; nur der Kuh-i-Chodscha ist ebenso scharf gezeichnet wie gestern. Das Dörflein war jetzt beinahe ganz verschwunden; eine einfache Hütte stand noch, in der Kinder mit einer eintönig schnurrenden Handmühle um die Wette schrien. Vor Überschwemmung hätten die Bewohner sich nicht zu fürchten brauchen, denn das Wasser war während der Nacht 10 Meter von meinem Meßpflocke zurückgetreten. Aber das Land ist so flach, daß der Wasserspiegel wohl nur um einen oder zwei Zentimeter zu fallen braucht, damit eine so bedeutende Trockenlegung stattfindet.

Aus Mangel an Karawanentieren mußten wir hier wie Gefangene verweilen und geduldig warten. Meine Leute standen unverdrossen hinter dem Zelte, um nach Südosten zu schauen, und das Fernglas ging von Hand zu Hand, aber alle die schwarzen Punkte, die sich am Horizont zeigen, waren immer nur — Kinder!

Jetzt endlich! Um 9 Uhr meldet Abbas Kuli Bek, daß eine Karawane heranziehe; bald darauf erscheinen einige Leute des Konsulats mit 15 Mauleseln und 2 Reitpferden, und im Handumdrehen ist all mein Sack und Pack aufgeladen. Ich steige zu Pferd, und nun geht es englischer Gastfreiheit und einem verpesteten Lande entgegen. Die großen, offenen Wasserflächen des Hamun zur Linken, ritten wir über eine morastige Halbinsel und folgten dann einem trocknen, gewundenen Pfad nach dem Dorfe Affelabad (Abb. 245), wo ich sechs Führer aufbot, die die verwickeltesten Wasserwege in all ihren Einzelheiten kannten und wußten, wo die besten Furten lagen. Da ich außerdem meine sechs Leute und zwölf Mann aus dem Konsulat hatte, brauchte ich mich wegen des Gepäcks nicht zu beunruhigen; auch an ziemlich schwierigen Stellen wußten wir es trocken hinüberzubringen.



239. Eingeborene vor ihren Schilfhütten. (S. 292.)



240. Ein primitives Fahrzeug. (S. 295.)



241. Auf offenem See. (S. 295.)

Zuerst waren drei breite Deltaarme des Nilmeeres zu überschreiten, dessen schnellfließendes Wasser sogar Stromschnellen bildete und ganz dick von Staub und Schlamm war, den der Fluß von den neulich noch so trocknen, vom Wind zernagten höher liegenden Ebenen herabschwemmte. Darauf folgte ein gewaltiger Sumpfssee mit sehr seichtem Wasser und schmalen, flachen Streifen noch nicht überschwemmten Landes. Das Schlimmste dabei war, daß der Seegrund morastig und so weich war, daß die Tiere bei jedem Schritt tief darin einsanken und ich in größter Besorgnis um die Kisten schwebte, die die wertvollen Ergebnisse der Reise, meine Aufzeichnungen, Karten, Skizzen und Photographien, enthielten. Aber die Dorfleute befanden sich im Wasser ebenso in ihrem Element wie die Fische. Einer ging zu Fuß voran, um den Grund zu untersuchen, die andern stützten auf beiden Seiten die Kisten, die die Maulesel trugen, und paßten sorgfältig auf, daß sie nicht ins Rutschen gerieten, wenn die Tiere gar zu tief in den Morast einsanken.

Dann kam eine Strecke trocknen Landes, das in eine lange, schmale Halbinsel auslief. An der Spitze lag, meiner wartend, ein dem Konsulat gehörendes Boot aus Segeltuch. Doch die Wassermänner erklärten, daß es ganz überflüssig sei; es blieb also liegen, und ich ritt mit der Karawane durch eine große überschwemmte Fläche, deren Tiefe höchstens einen Meter betrug und deren Boden meistens fest und hart war. Über eine tiefe, tückische Rinne kamen wir alle glücklich hinüber, nur nicht Abbas Kuli Bek, dessen Maulesel stolperte und fiel, so daß der Reiter ein gründliches Bad nahm.

Darauf folgte festes, trocknes Land aus feinem grauem Tonboden, den nordübliche Windfurchen durchziehen, genau so wie in der Lopwüste. Dann ritten wir zwischen grünen Feldern hin, und auf der letzten Strecke war der Boden wieder vegetationslos.

Vor uns zeigt sich jetzt die Hauptstadt von Seistan. Man nähert sich diesem Festherde mit einem gewissen Gefühl der Besorgnis. Links liegt Nasretabad innerhalb seiner Stadtmauer, rechts die Schwesterstadt Huseinabad, wo die Fahne des russischen Konsulats

an hoher Stange flattert. Eine breite, offene Straße, die schon beinahe ein offener Platz ist, führt zum Portal des englischen Konsulats. Mitten auf dem großen, viereckigen Hofe erhebt sich das Konsulat, ein langgestrecktes Steingebäude in einem einfachen, praktischen orientalischen Stil, von einer Veranda mit steinernen Säulen umgeben (Abb. 246). Am Haupteingang erscheint der Konsul, Hauptmann Macpherson, um mich willkommen zu heißen, und nach einigen Minuten befinde ich mich in einer herrlichen Wohnung inmitten all des Komforts, den man sich in diesem abgelegenen Teil der Welt nur wünschen kann.

Sechs Engländer, alle ohne Damen, hielten sich jetzt in Seistan auf; mit ihnen verlebte ich neun unvergeßliche Tage. Die Engländer verstehen es, ihr „Home“ mit sich zu nehmen, wohin sie auch verschlagen werden, und selbst hier, in diesem greulichen Masretabad, ging es bei ihnen ungefähr ebenso zu wie in London. Man erschien nicht unrafiert, wenn man sich im großen Saal zum Lunch versammelte, und beim Dinner war man sehr elegant gekleidet, frische Wäsche, Smoking und Lackschuhe! Und nachher sank man in weiche Lehnstühle, um seinen Kaffee zu einer hochfeinen Zigarre zu trinken, und während das Grammophon an die Sängerinnen und Tenore der großen Welt erinnerte, wurde Whisky und Sodawasser serviert, und wir unterhielten uns über Iran, Tibet und die Pest. Die Stimmung war angeregt und heiter, und man konnte kaum ahnen, daß draußen der Todesengumherging und seine unglücklichen Opfer aufsuchte.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Im verpesteten Lande.

Wohl jeder hat von dem schwarzen Tod gehört, der sich im 14. Jahrhundert von seiner Urheimat Asien über Europa verbreitet hatte. Ungeheure Länderstrecken verödeten, und auch in vielen Theilen Deutschlands wurde die Bevölkerung fast ganz ausgerottet. Von gewissen, uralten Herden in der alten Welt aus scheint diese unheimliche Seuche von Zeit zu Zeit, glücklicherweise mit langen Zwischenräumen, ihren Boden, den menschlichen Körper, oder vielmehr die Verhältnisse, unter denen die Menschen in gewissen Gegenden leben, als zu einer Razzia geeignet anzusehen. Dann verbreitet sie sich langsam, aber unwiderstehlich über weitausgedehnte Gebiete. Vor etwa zwanzig Jahren wurde China von einer solchen Pestperiode heimgesucht; 1894 hatte die Pest Hongkong erreicht und zog sich dann westwärts nach Indien hin, wo sie mehrere Jahre wüthete. Besonders 1896 und 1897 wurden in Indien große Menschenmassen hingerafft, und in den neun Jahren ihrer Dauer hat die Pest in diesem Lande ungefähr drei Millionen Opfer gefordert.

Hinsichtlich der Pest und der andern großen Seuchen, die in Asien wurzeln, steht das Feld allen möglichen Vermutungen offen. Sind die Pest und die Cholera ein notwendiges Übel, ein Mittel in der Hand der Natur, das allzugroße Anwachsen der Zahl der Menschen auf der Erde zu verhindern? Und wenn die Anzahl der Menschen im Laufe der Zeiten wächst, werden dann auch diese Seuchen und ihre

Verheerungen in demselben Maße zunehmen? Es ist ein Triumph der Wissenschaft, die Verbreitung der Pest mittelst des Serums hemmen und abschwächen zu können. Ist aber auch dem Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit damit gedient, wenn nicht dann und wann eine natürliche Ausmerzung stattfindet? Im 17. Jahrhundert wütete die Pest zuletzt; etwa dreihundert Jahre lang hatte der Bazillus geschlummert. Weshalb wurde er jetzt rege und verbreitete sich unter Menschen und Tieren über einen so großen Teil der Erde? Derartige und viele andere Fragen, die mit der Pest zusammenhängen, harren noch der Beantwortung.

Nun war auch an Seistan die Reihe gekommen. Soweit man mit Bestimmtheit wußte, hatte die erste Erkrankung im November 1904 stattgefunden. Dann hatte die Seuche sich während des Winters mit solcher Energie verbreitet, daß die indische Regierung eigens einen Arzt mit hindostanischen Assistenten nach Seistan geschickt hatte, teils um die Krankheit an Ort und Stelle beobachten zu lassen, hauptsächlich aber, um alles Mögliche zu tun, damit die Verbreitung der Pest nach Westen verhindert wurde. Denn faßte sie von Seistan aus festen Fuß in Persien, so wäre auch Europa bedroht.

Der dazu erwählte Arzt war der Hauptmann Dr. Kelly, der kurz zuvor General Macdonalds Stabsarzt auf Younghusbands denkwürdigem Zuge nach Lhasa gewesen war. Während meines Aufenthalts im englischen Konsulat hatten Hauptmann Kelly und ich daher einen unerschöpflichen Vorrat an Gesprächsstoff. Er gab mir interessante Auskünfte, erzählte mir manches aus Tibet und erteilte mir auch manche Ratschläge, die mir später sehr nützlich gewesen sind. Aber dasjenige, was mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen mehr als anderes interessierte, war, seine Erfahrungen über die Pest in Seistan zu hören.

Der Schilfgürtel rings um den Hamun heißt Mesar. In seinem im Nordwesten der Stadt Nasretabad gelegenen Teile wohnt der Stamm der Scijat, dessen Angehörige nur innerhalb ihres eigenen Stammes heiraten. Unter ihnen trat im November 1905 im Dorfe



242. Ein Teil meiner Flottille. (S. 295.)



243. Durch einen Schilfkanal. (S. 295.)



244. Dem Ojtuter zu. (S. 297.)



245. Afšelabað. (S. 300.)

Deh-sejjat-gur der erste Pestfall auf. Ein Kuhhirt, Meschedi Hussein, erkrankte an der Pest und starb.

Hauptmann Kelly hatte auf einer großen Karte alle Dörfer, in denen Pestfälle vorgekommen waren, bezeichnet und auch die Daten der Fälle aufgeschrieben. Dadurch, daß er von allen Seiten her Nachrichten gesammelt, war er auch instande gewesen, die geographische Verbreitung der Pest zu verfolgen; das eben erwähnte Dorf nennt er ihren primären Herd. Von diesem Dorf aus verbreitete sich die Seuche nach drei Seiten hin: nach Ostnordosten, Südosten und Südsüdwesten.

Zwei in persischen Diensten stehende Belgier nahmen damals die persischen Zollinteressen an der Grenze von Belutschistan wahr. Sie hatten den amtlichen Auftrag erhalten, zur Abwehr der Krankheit beizutragen. Nach allerlei Schwierigkeiten hatten ihre Bemühungen Erfolg. Sie überredeten die Einwohner, Kleider, Hütten und Hausgeräte zu verbrennen, kurz alles zu vernichten, was mit Pestkranken und an der Pest Gestorbenen in Berührung gekommen war. Dafür verteilten sie neue Kleidungsstücke an die Erben und gaben ihnen die zum Erbauen neuer Schilfhütten erforderlichen Mittel. Auf diese Weise wurde das Umsichgreifen der Pest in der Richtung nach Ostnordosten und Südosten verhindert.

In der Richtung nach Südsüdwesten ging es schlimmer. 38 Flüchtlinge aus Deh-sejjat-gur brachten die Pest nach Puscht-i-Kuh-i-Chodscha; 35 Flüchtlinge starben, nachdem sie dieses Dorf mit den Mikroben infiziert hatten. Ihre Leichen wurden nicht im Dorf, sondern auf einem Friedhof zwischen ihm und dem weiter ostwärts liegenden Deh-gurg begraben. Ein Mollah und mehrere Verwandte der Verstorbenen kamen aus Deh-gurg, um den Beerdigungen beizuwohnen, und als sie wieder in ihr Dorf zurückkehrten, brachten sie den Ansteckungsstoff dorthin und steckten obendrein noch alle am Wege liegenden Dörfer und Lager an. Im Dorfe Puscht-i-Kuh-i-Chodscha wohnen allerdings auch Sejjaten; aber im Gegensatz zu ihren nördlicheren Stammesbrüdern werden bei ihnen auch außerhalb des Stammes Ehen geschlossen, besonders mit Bewohnern festangesiedelter Dörfer im östlichen Delta-

lande. Infolgedessen fanden sich von dort her Anverwandte zu dem Leichenbegängnis ein. Buscht-i-Kuh-i-Chodscha wurde so ein sekundärer Herd, von dem aus die Pest ihren Siegeszug durch das Land fortsetzte. Das kleine, arme Deh-gurg hatte nur 170 Einwohner. Bei meiner Ankunft in Seïstan waren 150 von ihnen gestorben; die Überlebenden blieben jedoch in dem so grauenvoll infizierten Dorfe wohnen. Doch noch ehe ich das Land wieder verließ, hörte ich, daß auch die 20 Überlebenden teils gestorben, teils geflüchtet seien und daß Deh-gurg nun ganz leer und verödet liege.

Deh-gurg wurde also ein dritter Ansteckungsherd, von dem aus sich die Krankheit nach dem auf seiner Nordseite liegenden Daudeh verbreitete, wenn nicht vielleicht schon eine Mikrobenübertragung aus Buscht dieses Dorf erreicht hatte. Daudeh hatte 450 Einwohner; unter ihnen wütete die Pest in der entsetzlichsten Weise. Die Leute verhielten sich gegen die Vorstellungen der Europäer ablehnend und erlaubten keine Sicherheitsmaßregeln. Dafür mußten die meisten auch sterben. Einer Ansicht nach war die Pest nach Daudeh durch einen Bauern gebracht worden, der in Buscht Federn und wildes Geflügel gekauft hatte und dann nach Daudeh zurückgekehrt war.

Als die Seuche sich nach mehreren Seiten hin verbreitete, das ganze Land bedroht erschien und ganze Dörfer ausstarben, ließen die Behörden sich dazu bewegen, einen Kordon von einigen hundert Soldaten um das versuchte Gebiet zu ziehen, um alle Verbindungen abzuschneiden und so die Pest zu lokalisieren. Aber man kennt die persischen Soldaten! Sie hatten von der Gefahr ebenso dunkle Begriffe wie das übrige Volk und gehorchten ihren Instruktionen nicht. Zwei von ihnen begaben sich nach dem unglücklichen Daudeh und aßen in einem Hause zu Mittag, wo eben ein Mann an der Pest gestorben war. Beide starben. Was konnte man von dem Volk erwarten, wenn die Bewachung, anstatt die Übertragung der Krankheit zu verhindern, selbst zu ihrer Verbreitung beitrug!

Die Soldaten wurden auch bald ihres Dienstes überdrüssig und wollten in ihre Heimat im östlichen Persien zurückkehren. Die Behörden

erfüllten ihnen diesen Wunsch ebenso nachlässig wie unbedacht; auf diese Weise geriet das ganze Land in Gefahr.

Buscht=i=Ruh=i=Chodscha hatte die Pest Anfang Januar 1906 erreicht. Jetzt lag ihr, da der Soldatenkordon aufgelöst war, ganz Seistan offen, und sie verbreitete sich auf unsichtbaren Wegen von Dorf zu Dorf nach allen Seiten hin. Schließlich kam sie auch, drei Wochen vor meiner Ankunft, nach der Doppelstadt Nasretabad=Husseïnabad. Infolge des allgemein herrschenden Aberglaubens, des Mißtrauens gegen die Europäer und der Abneigung, sich ihren Anordnungen und Ratschlägen zu fügen, hatte Hauptmann Kelly bei seinem Versuche, die Bahn der Seuche durch das Land im einzelnen zu verfolgen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und viele Angaben hatte er nicht kontrollieren können. In den Hauptzügen konnte er indessen den Verlauf doch verfolgen, und seine Karte war als Beitrag zur Kenntnis der Pest außerordentlich interessant und wertvoll. Noch waren die am untern Hilمند liegenden Dörfer unberührt, aber es schied sie auch ein unbewohntes Gebiet von dem verseuchten Lande.

Nach Hauptmann Kellys Ansicht konnte man sich gar keine vortheilhaftern geographischen Verhältnisse denken, um eine Seuche zu hemmen und zu lokalisieren: im Osten der Fluß, im Norden und Westen der Hamun und im Süden eine Wüste. Man würde den ganzen Jammer wie in einer Mausefalle fangen, wenn alle Aus- und Eingänge des verseuchten Gebietes gesperrt würden. Schlimmstenfalls könne dort die ganze Bevölkerung aussterben; denn was seien jene hunderttausend Menschen gegen ganz Persien! Gelange die Pest erst dorthin, so liege ihr die ganze Welt offen, und kein Mensch wisse, was das Ende sein werde!

Eine Frage, auf die Hauptmann Kelly trotz eifriger Bemühungen, Versuche und Experimente noch keine Antwort hatte finden können, war: wie ist die Pest nach Seistan gekommen? Wie kam die Ansteckung zuerst nach Deh-seijat-gur? Seistan war auf allen Seiten von pestfreiem Lande umgeben, und das 1000 Kilometer entfernte Karachi war der nächste, von der Pest heimgesuchte Ort. Man konnte sich

nur drei Wege der Verbreitung denken: zu Land, zu Wasser und durch die Luft. Der Wasserweg war ausgeschlossen, denn der Hilمند kommt aus gesunden Gebirgsgegenden, und sein Wasser bleibt im Hamun. Mit Karawanen kann die Seuche auch nicht gekommen sein, denn theils waren die Leute in Deh-seijat-gur arm und kauften keine Waren aus Hindostan, theils brauchen die Karawanen etwa zwei Monate, um von Muschki nach Nasretabad zu gelangen. Wenn sie die Seuche eingeschleppt hätten, müßte doch sonst noch ein Punkt auf ihrem Wege infiziert worden sein; dies war aber nicht geschehen. Der Wind trägt den Ansteckungsstoff auch nicht weiter, denn in Indien hat man festgestellt, daß er sich unabhängig von allen Winden weiterverbreitet.

Es bleiben also noch die Zugvögel; sie hatte Hauptmann Kelly in Verdacht. Er dachte an die Wildgänse und Enten, die von Indien nach Seistan ziehen und vielleicht mit Pestleichen, die man in die Flüsse geworfen, in Berührung gekommen sind. Dabei erhebt sich aber eine neue Schwierigkeit: die Wildgänse und Enten ziehen im Frühling von Indien nach Nordwesten, und der erste Pestfall kam im November vor. Es läßt sich allerdings die Möglichkeit annehmen, daß der Ansteckungsstoff wirklich im Frühling übertragen, die Krankheit aber erst im Herbst zum Ausbruch gelangt sei.

Gedankenlose und egoistische Menschen arbeiteten im Interesse des mörderischen Bazillus. Die überall im Lande herrschende Hungersnot schwächte das Volk und machte es für die Krankheit empfänglich. Unter gewöhnlichen Verhältnissen werden schon große Mengen der Kornernthe des Jahres von einer kleinen Anzahl reicher Leute aufgekauft, die später beim Wiederverkauf die Preise zu mehr als doppelter Höhe hinauftreiben. Der Mangel, der jetzt herrschte, war zum großen Teil eine Folge der fehlgeschlagenen Ernte in Kain, wohin aus Seistan solche Kornmengen geschickt werden mußten, daß das Land schließlich selbst in Noth geriet. Alle Armen, d. h. der größere Teil der Bevölkerung, mußten jetzt entweder verhungern oder ihr Leben mit Schilfschößlingen und Kräutern fristen; auf diese Weise mußten sie noch

weitere sechs Wochen um ihr Dasein kämpfen, bis sie das diesjährige Korn ernten konnten.

Als die gewissenlosen, reichen Spekulantⁿ ihre Einkünfte einbüßten, reizten sie das Volk gegen die Belgier auf und streuten unwahre Gerüchte über sie aus. Sie behaupteten, jene verbrennten den Koran und das Verbrennen der Kleider der Kranken und das neue Einkleiden der Hinterbliebenen geschehe nur, weil jene Fremdlinge sich in den Besitz anständig gekleideter Frauen setzen wollten; die Belgier täten alles, was in ihrer Macht stehe, damit die Seuche sich verbreite, die Bevölkerung entarte und es den Europäern leichter werde, sich des Landes zu bemächtigen.

Dazu kamen noch die Muschtehids und Mollahs, die Schriftgelehrten und die Geistlichen, die ebenfalls dahinterstanden und Unzufriedenheit und Mißtrauen säten. Sie fürchteten, daß das Volk Europäern und Heiden Vertrauen schenken könne und daß sie selbst ihren Einfluß auf die Massen verlieren würden. Mit Recht hofften die Europäer, daß dieser oder jener mohammedanische Priester selbst von der Pest befallen werde, damit die Arbeit zum Nutzen des Volkes ungehindert fortschreiten könne.

Indessen glückten diesen Schuften ihre bösen Anschläge so gut, daß der Pöbel, von Haß und bösem Willen entflammt, am 27. März einen Angriff auf das Lazarett der Belgier machte und es niederbrannte. Gegen fünfhundert Fanatiker zogen dann nach dem englischen Konsulat, wo sie in unbändiger, herausfordernder Weise auftraten. Die Hauptleute Macpherson und Kelly gingen zu ihnen hinaus, um sie zu beruhigen, wurden aber mit einem Hagel von Steinen und Lehmklumpen empfangen. Nun brach die Menge in die Apotheke ein und zerschlug nicht nur alle Gefäße, die Medicinen enthielten, sondern auch alle Möbel, Türen und Schränke. Zum Glück waren die Serumentuben zufälligerweise an einem andern Ort aufbewahrt. Ein Kerl kletterte auf das Dach, um die Bande von dort herab noch mehr aufzureizen, und erst als einige Revolvergeschüsse durch die Luft pfißen, zogen sich die Unruhestifter zurück. Der Consul Hauptmann Macpherson

hatte sofort einen reitenden Boten nach Rabat in Belutschistan geschickt, um Entsatz herbeizurufen.

Die nächste Folge dieses Angriffs war, daß die Verteilung der Arzneimitteln aufhörte; sie waren vernichtet worden. Bisher hatten alle Kranken, die sich meldeten, kostenlos Medizin erhalten. Man begann bald einzusehen, wie dumm man gewesen war, und nun richtete sich die Unzufriedenheit gegen die Erreger und Führer des Aufstands.

Seitdem war die Bevölkerung ganz sich selber überlassen geblieben; aber im englischen Konsulat mußte man jeden Augenblick auf einen neuen Angriff gefaßt sein. Alles war zur Verteidigung bereit. Der große Proviantvorrat, den man sonst in einem Speicher verwahrte und der dort leicht gestohlen werden oder mit dem in Brand gesteckten Gebäude verbrennen konnte, wurde in das Haupthaus gebracht. Dieses ließ sich schnell in eine Festung verwandeln, und von dem platten, mit Zinnen umgebenen Dache herab konnte man im Fall eines Sturmes auf das Haus den ganzen Hof beschießen. Die Eskorte des Konsulats bestand freilich nur aus zwanzig indischen Kavalleristen, aber sie waren gleich den sechs Sahibs vorzüglich bewaffnet.

Man muß dem irreführten, unwissenden Volke wirklich verzeihen; denn, durch Hungersnot und Pest zur Verzweiflung gebracht, weiß es nicht, was es glauben soll. Die Leute können nicht begreifen, weshalb die Europäer ihnen ohne Vergütung, ja unter bedeutenden Kosten, mit Rat und Tat beispringen; sie können sich nicht denken, daß dies nur aus menschenfreundlichen Gründen geschieht. Wenn ihnen ihre eigenen Schriftgelehrten und Priester versichern, daß die Engländer die große Handelsstraße in Belutschistan nur angelegt hätten, um die Pest in das Land zu bringen und daß sie unter dem Vorwand, Arznei zu verteilen, nur das Gift verbreiten wollten — ja, dann ist es wirklich kein Wunder, wenn dieses arme Volk in Wut gerät. Dazu kam noch, daß die Bevölkerung sah, wie sie selber dezimiert wurde, während die Europäer verschont blieben, — nicht ein einziger Europäer erkrankte an der Pest. Der Gouverneur Mir Mohsin Chan eilte auf seiner Flucht vor der Pest wie ein Wahnsinniger von Dorf

zu Dorf; und von dem Oberst eines Regiments sagte man, daß er beabsichtige, auf den Kuh-i-Chodjscha hinaufzuzflüchten — als ob die Pest sie darum nicht ebenso gut befallen könnte! Man war der Ansicht, daß eine Steigerung der Pestfälle und der Hungersnot jeden Augenblick eine allgemeine Panik herbeiführen könne und daß sich die Wut dann vermutlich zu allererst gegen die Engländer richten werde. Das Volk konnte sich auch sagen, daß große Proviantmengen im Konsulat aufgespeichert sein müßten, und dies allein schon konnte in einem Hungerjahre zu Gewalttätigkeiten reizen.

Unter normalen Verhältnissen hat die kleine Doppelstadt 7000 Einwohner, von denen 2500 in Nasretabad und 4500 in Husseinabad wohnen. In diesen beiden, dicht zusammengedrängten, ungesunden, armen und schmutzigen Gemeinwesen hatte der Pestengel jetzt sein Hauptquartier aufgeschlagen. Am Tage vor meiner Ankunft hatte man 35 Erkrankungsfälle festgestellt, darunter 10 mit tödlichem Ausgang. Am 10. April wurden 11 Todesfälle gemeldet, am 13. 13 und am 14. 15; die Pest schien Fortschritte zu machen. Am 17. April waren schon vormittags um 11 Uhr 8 an diesem Tage eingetretene Todesfälle gemeldet worden. Aber beinahe niemals meldeten die Eingeborenen den Tod ihrer Verwandten und Angehörigen selber an. Im englischen Konsulat erhielt man nur durch Rundschaffter und durch Kaufleute Nachricht. Man ließ besonders die Friedhöfe beobachten, obgleich auch dies nicht zuverlässige Kunde gab, da die Eingeborenen, um die Todesfälle zu verheimlichen, die Leichen an allen möglichen Orten beerdigten und die Beerdigungen meistens bei Nacht vor sich gingen. Die Engländer nahmen daher an, daß die wirklichen Todesziffern viel höher sein mußten als die gemeldeten. Aber auch so schon war es erschreckend viel für eine so kleine Stadt, aus der noch obendrein große Massen der Bevölkerung ausgewandert waren. In Husseinabad sollten nur gegen 2000 Einwohner geblieben sein, aber Nasretabad war so gut wie gänzlich geräumt worden; es wohnten dort nur noch etwa 100 Menschen, meistens Soldaten und Bettler. Die Stadt war ganz ohne Behörden; alle Läden und Basare waren geschlossen, die Straßen leer und verödet.

Husseïnabad zeigt ein Gewirr von Kuppeln und Mauern, würfelförmiger Häuser und Windmühlen, alles grau und farblos, nur sehr selten durch ein bißchen Grün unterbrochen, durch irgendeinen armfeligen Garten mit Maulbeer- und Apfelbäumen, den Mauern vor dem heftigen Sommerwinde schützen.

Nasretabad bildet ein Rechteck, das im Norden und Süden ein wenig länger ist als im Osten und Westen. Eine Lehmmauer und ein mit Wasser gefüllter Wallgraben umschließen die Stadt. Man fühlt sich nach einem Spaziergang durch die Straßen dieser unglücklichen, heimgesuchten Stadt seltsam bedrückt. Um dorthin zu gelangen, wendet man sich von dem großen Portale des Konsulats westwärts und geht über die platzähnliche Straße zwischen den beiden Städten. Zur Linken hat man zuerst einige verpestete Hütten und rechts die englische Bank hinter ihrer Mauer, weiterhin die ganze Südseite der Nasretabader Stadtmauer mit runden Türmen an den Ecken und in den Flanken. Eine Strecke weiter liegt auf der linken Seite ein langes, niedriges Gebäude; hier befinden sich die Läden englischer Untertanen und dahinter die Speicher russischer Untertanen.

Ich passiere das südliche Stadttor von Nasretabad, wo einige halbverhungerte, bemitleidenswerte Bettler ihre Hände ausstrecken. Hier beginnt die Hauptstraße, die quer durch die ganze Stadt, von einem Tor zum andern, führt; in ihr liegen auch die Basarläden. Die Straße ist eng, staubig und schmutzig, eine scheußliche Rinne voll Kehrlicht und Abfall; die einzigen Leute, denen ich begegne, sind schmierige Soldaten und Bettler, denen die Lumpen beinahe vom Leibe fallen. Die Stadt ist so klein, daß es nur einiger Minuten bedarf, um sie zu durchqueren. An ihrer Nordwestecke liegt die „Ark“, die Wohnung des Gouverneurs. Alles sieht verfallen, häßlich, heruntergekommen aus. Man möchte auch nicht eine einzige photographische Platte damit verunzieren. Sogar der Gouverneurpalast war leer und öde, seit der Gouverneur die Flucht ergriffen und seinen ganzen Hofstaat an Dienern und Polizisten mitgenommen hatte.



246. Das englische Konſulat in Nasretabad. (S. 302.)



247. Auf dem Weg zum Hilmenend. (S. 327.)



248. Ein eigensinniges Dromedar wird über den Hilmenö bugjiert.
(S. 329.)



249. Am Ufer des Hilmenö. (S. 329.)

Und doch hatte dieses Nest gerade jetzt die Aufmerksamkeit der Welt in hohem Grade verdient. In politischer Hinsicht war Seïstan wegen des stillen Wettseifers zwischen England und Rußland um den Einfluß sehr interessant. Das Land liegt auf halbem Weg zwischen Indien und Teheran und zwischen Transkaspien und dem Persischen Golfe. Die jetzt herrschende Gespanntheit konnte jeden Augenblick akut werden, und der Kampf um Iran konnte von Seïstan aus beginnen.

Aber noch unheimlicher war die Gefahr, daß die Pest sich von Seïstan aus weiter verbreitete. Nach dem Gerücht, daß Turbet-i-Haidari infiziert sei, schienen alle Voraussetzungen vorhanden, daß die Seuche nach Westen hin um sich greifen werde. Drang sie nach Mesched, das alljährlich 150 000 Pilger besuchen, so war alles verloren; dann würden die vielen wie Radien von dieser Stadt ausgehenden Straßen die ganze mohammedanische Welt Westasiens verpesten, und dann war jeder Versuch, den Siegeszug der Pest zu hemmen, aussichtslos. Wie einfach wäre es doch gewesen, der Ansteckung in Seïstan Halt zu gebieten! Glücklicherweise verbreitete sich die Pest damals nicht weiter nach Westen; aber es hätte leicht geschehen können, und die Schuld an all dem unberechenbaren Unglück, das daraus entstanden wäre, hätten die persischen Behörden und vor allem die Geistlichkeit getragen.

Die Pest ist in ihrem Auftreten insofern viel weniger räthselhaft als die Cholera, als man ihr lokales Umsichgreifen erklärlich findet. Tritt sie in einem Hause auf und ergreift in der Familie ein Opfer, so weicht sie erst dann wieder aus dem Hause, wenn sie alle seine Bewohner hingerafft hat. Die Cholera dagegen befällt ein Mitglied der Familie und verschont die übrigen. Die Cholera ist tückischer und unberechenbarer; von der Pest weiß man wenigstens, daß ein völlig isolirtes Haus vor ihr geschützt werden kann, während alle, die in unmittelbarer Nähe der Erkrankten wohnen, so gut wie verloren sind. Nur durch außerordentlich energische Maßregeln läßt sich das Umsichgreifen der Seuche verhindern. In dem infizierten Hause oder, richtiger, der Lehmhütte sollte man den Lehmfußboden mit Brennholz bestreuen und dieses anzünden; die Lehmmanern würden durch eine

Erhöhung von mehreren hundert Graden nur an Festigkeit gewinnen. Alle Kleider und sämtliches Hausgerät müßten in die Flammen geworfen werden, dann könnte man den Ansteckungsstoff vernichten. Auf diese Weise hatte man ja in den nördlichen Seijatendörfern das Umsichgreifen der Pest erfolgreich verhindert.

Hauptmann Kelly hatte viele Pestkranke besucht. Er erzählte mir, daß der Patient große Schmerzen habe, apathisch und gleichgültig werde und nur den Wunsch habe, in Ruhe gelassen zu werden, um in Frieden sterben zu können. Besonders die Stellen des Körpers, an denen sich die Beulen bildeten, seien außerordentlich schmerzhaft. Wenn die Beulen rechtzeitig aufbrächen, könne der Kranke wieder gesund werden. Wenn aber der Eiter sich innerlich in die Lymphdrüsen hineinfresse und ins Blut gehe, so trete der Tod sehr bald ein. Die „Pneumonic plague“, d. h. die Form der Krankheit, die die Lungen angreife, habe fast immer einen tödlichen Ausgang, weil die Mikroben dort vor den sie verzehrenden Zellen geschützt seien. Bei einem solchen Patienten sei der behandelnde Arzt mehr der Ansteckung ausgesetzt als sonst. Der Kranke brauche nur zu husten und dabei ein einziger minimaler Tropfen dem Arzt ins Auge spritzen, in dessen Feuchtigkeit der Bazillus fortwuchern könne, dann sei der Ansteckungsstoff schon übertragen; erhalte die Hornhaut des Auges auch nur die feinste Schramme, z. B. durch ein unmerkliches Sandkorn, so drängen die Mikroben nach innen und führten ihr Werk aus.

Die Ratten tragen in hohem Grad zur Verbreitung der Pest bei; in Masretabad gab es leider viele Ratten. Sie sterben selber an der Pest, und ihr Ungeziefer trägt dann den Ansteckungsstoff weiter. Wenn eine Ratte gestorben ist, verläßt ihr Ungeziefer den Kadaver, sobald er erkaltet ist, und wartet dann auf Gelegenheit, das erste beste lebende Wesen, sei es auch ein Mensch, in der Nähe anzufrieden. Ich erfuhr von Hauptmann Kelly, daß der Hund als immun gilt, aber sein Ungeziefer, der Hundestoh, die Ansteckung auf Menschen übertragen kann, denn in diesem leben die Mikroben. Während meines Aufenthaltes in Masretabad mußten meine Hunde angebunden vor der

Wohnung meiner Leute liegen, aber die Hunde des Konsulats gingen ungeniert aus und ein und versäumten es nie, sich zur Tischzeit einzustellen.

In einem großen, prächtigen Offizierszelt auf einem Ager außerhalb des Konsulats hatte Hauptmann Kelly sich sein Laboratorium eingerichtet; auf einem Tische war das Mikroskop aufgestellt. Hier hatte ich Gelegenheit, die scheußlichen Mikroben kennenzulernen, die mir in verschiedenen Präparaten gezeigt wurden. Sie waren getötet und gefärbt und traten mit bewunderungswürdiger Deutlichkeit hervor. Eigentlich ist nicht viel daran zu sehen — eine Menge kleiner, winziger, schwarzer Punkte; und doch sind diese Pünktchen einem Volke gefährlicher als die raffiniertesten Vernichtungswerkzeuge der modernen Kriegskunst und richten größere Verheerungen an als ein Krieg. Mit einem gewissen Respekt betrachtet man sie durch das Mikroskop.

Als ich aber den Wunsch aussprach, die Mikroben, wenn auch nicht als lebendige Individuen, so doch wenigstens auf ihrem Arbeitsfelde zu sehen, einen Sterbenden besuchen und Augenzeuge der Symptome werden zu dürfen, unter denen ein Unglücklicher in dem ungleichen Kampf unterliegt, sagte Hauptmann Kelly bestimmt „Nein“, weniger wegen der Gefahr, die mir dabei durch mißtrauisches Übelwollen drohen konnte, als vielmehr wegen der direkten Ansteckungsgefahr. Ich hatte vorgeschlagen, daß wir das nächste Mal, wenn der Doktor einen Kranken in sehr weit vorgeschrittenem Stadium besuchte, zusammen hingehen und dort warten wollten, bis der Tod eintrete. Aber er wollte nichts davon hören, das Risiko sei zu groß.

„Aber Sie selber riskiren ja ebensoviel“, erwiderte ich.

„Ja freilich, aber ich tue nur meine Pflicht und Schuldigkeit, wenn ich einen Kranken besuche.“

„Ich kann Sie als Assistent begleiten.“

„Nein, ich würde die Verantwortung für Ihr Leben nicht übernehmen können. Sobald der Pestkranke stirbt, verläßt ihn sein Ungeziefer, und alle, die sich in der Nähe befinden, sind in hohem Grad der Gefahr der Übertragung ausgesetzt.“

Bedeutende Mengen Pestserum waren Hauptmann Kelly von Bombay aus zur Verfügung gestellt worden. Die Mikroben, die man zur Kultur benutzt, werden aus den Beulen Kranker genommen, eine ziemlich gefährliche Operation; man muß sicher sein, auch nicht die kleinste Ritz an den Händen zu haben, und sich sehr in acht nehmen, daß man sich nicht mit der Spitze der kleinen Saugspitze verwundet, mit der die mörderische Flüssigkeit aus der Beule gezogen wird. Einer der Assistenten Kellys hatte bei einer solchen Gelegenheit einen kleinen Riß am Finger nicht beachtet; 13 Stunden darauf war er tot.

Die gelbe Serumflüssigkeit wird in kleinen, zugeschmolzenen Glaskuben aufbewahrt, deren jede 5 Kubikzentimeter Serum, für eine einzige Injektion ausreichend, enthält. Der Arzt muß sich vergewissern, daß die Kapsel durchaus fehlerfrei und hermetisch verschlossen ist, ehe er die Spitze abbricht und die Injektionspritze füllt, nachdem er sie zuvor gereinigt und sich die Hände mit Karbolsäure gewaschen hat. In Bombay kam es einmal vor, daß eine große Glaskube einen unmerklichen Riß hatte, der aber groß genug war, eine Verunreinigung der Flüssigkeit zu ermöglichen. Die 17 Personen, die mit Serum aus dieser Tube geimpft wurden, starben alle, ein um so beklagenswerteres Ereignis, als es natürlicherweise großes Mißtrauen gegen die Ärzte erweckte.

Anfangs war das Volk in Seistan nicht dazu zu bewegen, sich impfen zu lassen, und die Geistlichkeit verbot den Rechtgläubigen geradezu, sich auf so abenteuerliche Geschichten einzulassen. Als aber die Pest um sich griff und Unruhe und Angst die Unglücklichen dazu trieben, kein Mittel unversucht zu lassen, kamen sie, entblößten ihren linken Arm, ließen ihn vom Assistenten mit Karbolsäure waschen und den Doktor die feine Spitze der Spritze unter die Haut stechen. Die meisten glaubten nicht, daß dieses seltsame Verfahren sie von der Pest erretten könne, aber sie sahen wenigstens, daß es ihnen nichts schadete. Zwei glückliche Zufälle kamen dem Doktor zu Hilfe. In einem Hause hatte sich nur der Mann impfen lassen, seine Frau und Tochter aber hatten sich nicht dazu verstehen wollen. Beide starben, während der Mann

am Leben blieb. Einen tiefen Eindruck machte es auf die Leute in Nasretabad, als die Pest in dem Hause des Konsulatsgärtners auftrat und vier Mitglieder der Familie hinraffte, den Mann, der sich vorher hatte impfen lassen, aber verschonte. Da begriffen sie, daß diese Behandlung das einzige ihnen zu Gebote stehende Rettungsmittel war. Absolut sicher ist es ja auch nicht, aber es verringert doch die Aussicht auf Todesfälle um 75 Prozent, und das ist schon sehr schön. Sonst starben 95 Prozent der erkrankten Eingeborenen.

Gleich bei meiner Ankunft in Nasretabad wurde mir geraten, mich impfen zu lassen, wie alle hier wohnenden Europäer es getan hatten. Die Operation ging in einem kleinen Zimmer im Krankenhause vor sich. Eine ordentliche Beule bildet sich auf dem Arme, sobald die 5 Kubikzentimeter unter die Haut gespritzt worden sind; zugleich stellt sich ein leicht brennendes Gefühl ein. Es hört allerdings bald auf, kommt aber nach zwei Stunden wieder. Der Arm wird steif und läßt sich nicht biegen, und in der Nacht hat man schwaches Fieber, das jedoch durchaus nicht lästig wird. Am nächsten Morgen merkt man gar nichts mehr davon.

Hauptmann Kelly führte über alle Geimpften genau Buch. Meine Nummer war hoch über 400. Von allen bisher Geimpften war keiner gestorben. Die Eingeborenen fingen schon selber an, sich, wenn jemand starb, danach zu erkundigen, ob er geimpft worden sei oder nicht, und man ließ sie daraus ihre eigenen Schlüsse ziehen. Doch noch war das Mißtrauen nicht ganz überwunden, und 400 war ja ein verschwindend kleiner Prozentsatz der ganzen Bevölkerung.

In Husseinabad wandten die Bewohner folgendes raffinierte Mittel an, das noch vom Mittelalter her spukte. Die schmerzende Beule wird mit einem Filzlappen bedeckt; auf diesen gießt man Wasser und aufgelöstes Salz, und dann drückt man die weißglühende Spitze eines eisernen Spießes so fest darauf, daß sie durch den Lappen und durch die Beule bis in die Muskelmassen des Kranken dringt. Dies ist wenigstens ein Radikalmittel, und die Bazillen, die mit dem glühenden Eisen in Berührung kommen, müssen sich nicht gut danach

befinden. Einige, die man auf diese Weise behandelt hat, sollen wirklich wieder gesund geworden sein.

Als die Seuche in Nasretabad ihr Vernichtungswerk begann, dachten die Muschtehids und Mollahs, sie könnten das Pestgespenst dadurch verjagen und beschwören, daß sie täglich mit einer Opferziege an der Spitze in feierlicher Prozession um die Stadtmauern zogen. Sie trugen den Koran und lasen Sprüche daraus vor, sie hatten Musik und schwarze Fahnen oder, richtiger, zwischen je zwei Stangen ausgespannte schwarze Zeuglappen, und wenn sie so die Runde gemacht hatten, wurde die Ziege dem Ali geopfert. Diese Beschwörungsprozessionen wurden sehr populär, und das Volk glaubte an ihre Wunderkraft. Sie verkörperten den leicht zu beeinflussenden Menschen sozusagen die göttliche Macht, und die Priester in ihren weißen Turbanen und langen Kaftanen imponierten ihnen als die Dolmetscher und Fürsprecher der Menschen vor Allahs Thron. In Wirklichkeit trugen sie in hohem Grad zur Verbreitung der Seuche bei; manche der in diesen Prozessionen Wandelnden kamen ja direkt aus Pesthäusern und steckten die an ihrer Seite Gehenden an! Der Beschwörungszug unter Allahs Schutz war nichts anderes als ein Zug des Todes, eine Wanderung nach dem Grabe.

Allmählich hörten diese Prozessionen auf — nicht aus dem Grunde, weil sie doch nichts nützten, sondern einfach deshalb, weil es an Leuten und — Ziegen fehlte. Anstatt sich an der Prozession zu beteiligen, starben die Leute und hatten so eine gute Entschuldigung für ihr Fernbleiben; andere flüchteten aus der verpesteten Stadt, und schließlich gab es dort niemand mehr, der Lust und Geld gehabt hätte, die Opferziege zu bezahlen.

Die Zurückgebliebenen nahmen ihre Zuflucht zu einem andern Mittel. Der vornehmste Muschtehid der Stadt, Mollah Mahdi, rief das Volk zu „Roja-chaneh“, zu Gebetversammlungen auf dem Platze vor der Moichee, die seinen Namen „Mestschid Mollah Mahdi“ trägt, zusammen. Bei diesen Betstunden wurden den Anwesenden Tee und Kaktan, die von Mund zu Mund gehende Wasserpfeife, serviert; die

verblendeten, verhärteten Menschen hatten so eine neue Art gefunden, die Seuche durch Volksversammlungen zu verbreiten.

Vergeblich hatten die Engländer versucht, diesem Mollah Mahdi und der übrigen Geistlichkeiten in Nasretabad Vernunft beizubringen. Mit Hilfe der Priester wäre es möglich gewesen, die Pest in vier Wochen auszurotten. Aber sie ließen nicht mit sich reden, denn für sie war es die Hauptsache, daß sie ihre Macht und ihren Einfluß auf das Volk nicht einbüßten. Die Todesfälle wurden den Engländern soviel wie möglich verheimlicht, und die meisten Beerdigungen fanden daher bei Nacht statt. Einmal, als Macpherson und ich spazieren gingen, begegneten wir einigen Männern, die einen Sarg trugen, und ein andermal sahen wir, wie man eine Leiche in einem Tümpel stagnierenden Wassers wusch. Es kamen scheußliche Szenen vor, wenn arme Leute die Beerdigung nicht bezahlen konnten und daher die Leichen ohne weiteres auf die Straße warfen.

Die kleine Stadt verfügte nur über zwei Särge, und in diesen einfachen Läden sollten alle Toten die letzte Reise nach den Friedhöfen zurücklegen. Die Särge werden nämlich nicht mitbegraben, sie dienen nur als Bahren; am Grabe wird die Leiche hinuntergelassen und in eine Nische oder Aushöhlung hineingeschoben, um nicht durch die Erdschollen gedrückt zu werden. Die Särge, die von Männern getragen werden, sind natürlich auch noch ein Mittel zur Verbreitung der Ansteckung. Jetzt waren diese Särge sehr in Anspruch genommen und wanderten in einer Nacht oft mehreremal hin und her. Man wurde deshalb auch immer nachlässiger mit dem Beerdigen der Toten, und von mehr als einer Seite wurde uns erzählt, daß sehr viele Eingeborene sich selber ihr Grab grüben, damit es rechtzeitig bereit stehe und sie die Gewißheit hätten, anständig beerdigt zu werden und nicht nach ihrem Tode den Schakalen und Raubvögeln als Speise zu dienen. Darin liegt jedenfalls eine gewisse ansprechende Resignation. Am 15. April wurde gemeldet, daß aus zwei Häusern, in denen Sterbefälle vorgekommen, die Bewohner mit Sack und Pack ausgezogen seien, nachdem sie die Türen verschlossen und die Leichen drinnen zum

Verwesenen hätten liegen lassen. Man hielt es für selbstverständlich, daß armes Gefindel die Türen dieser Häuser erbrechen und sich dort einquartieren werde. Schon am 11. April hatten wir gehört, daß ein armer Kerl eine Leiche mehrere Straßen weit durch den Staub geschleift und sie vor den Läden der Kaufleute hingeworfen habe, damit die Ladenbesitzer sie auf ihre Kosten beerdigen lassen sollten.

Das kühle, frische Wetter, das noch immer herrschte, war der allgemeinen Ansicht nach der Pest sehr günstig. In Indien hat man beobachtet, daß die Pest während des Hochsommers abnimmt und oft sogar ganz aufhört. Man hoffte daher, daß die große Hitze auch in Seistan der Seuche ein Ende machen werde. Man glaubt, daß dies zu nicht geringem Theil darin seinen Grund habe, daß man bei kühlem Wetter daheim bleibe und sich in den kleinen, engen Räumen zusammendränge. Wenn es heiß ist, sitzen die Leute nicht so dicht beieinander und dadurch wird verhindert, daß die Ansteckung von dem einen auf den andern überspringt.



250. Meine Diener schöpfen Wasser aus dem Hilمند. (S. 330.)



251. Grenzpyramide zwischen Persien und Afghanistan. (S. 333.)



252. Zwischen Lehmücken. (S. 334.)



253. Windfurchen in der Lehmwüste. (S. 334.)

Sünfundfünfzigstes Kapitel.

Der Hilmenfluß.

Abends versammelten wir uns in aller Gemütlichkeit zu Hause, während draußen die Pest unter den unglücklichen Menschen wütete, die sich von den Europäern nicht leiten und raten ließen. Morgens spazierten wir auf dem platten Dache des Konsulats umher, von dessen Höhe aus man eine weite Aussicht über dieses trostlos einförmige und doch so merkwürdige Land hat. Die Luft ist trübe, und der Kuh-i-Chodscha ist gerade noch zu sehen. Außer den kleinen, verkümmerten Gärten in der Stadt findet sich an Grün nur ein Streifen im Osten. Das angebaute Land liegt weit südwärts an einem Netz von Veriefungskanälen, das aus dem Delta des Hilmenflusses gespeist wird; sonst ist alles grauer Ton, der mehr oder weniger durch die Erosion des Windes gefurcht ist.

Im vergangenen Jahre, 1905, war der Hilmenfluß im September sehr leicht, und man konnte seine Betten überall durchwaten. Sein großes Hauptbett, das jetzt, im April, bei Bend-i-Seistan 150 englische Ellen (etwa 137 Meter) breit sein soll, trocknete damals zum allergrößten Teil aus, und nur ein kleiner Wasserband schlängelte sich auf seinem Grunde hin. Im übrigen füllten die Flugandünen das Bett ein paar Fuß hoch.

Leider war es mir unmöglich, den Weg über den Hilmenfluß und durch das südliche Afghanistan einzuschlagen, denn die indische und die afghanische Regierung würden mir dies unter keiner Bedingung gestatten.

haben. Nicht einmal Engländer erhalten dazu Erlaubnis; der Emir ist unerbittlich. Ebenjowenig hat die persische Regierung den Engländern erlaubt, eine Telegraphenverbindung zwischen Masretabad und Rabat herzustellen, dem äußersten Punkte, den der englisch-indische Telegraph in Belutschistan erreicht. Das englische Konsulat steht also nicht in direkter telegraphischer Verbindung mit Muschki; zwischen Rabat und Masretabad werden alle Telegramme durch reitende Boten befördert. Ein direkter Weg durch das südwestliche Afghanistan würde die Entfernung nach Muschki um mehr als ein Drittel verkürzen.

Ein charakteristischer Zug des Klimas von Seistan ist der Wind, der „Bad=i=sad=u=bisf=rus“, der Wind der 120 Tage. Er beginnt gewöhnlich Mitte Mai und weht den ganzen Sommer hindurch. Es läßt sich jedoch schwer bestimmen, wann er zuerst einsetzt; man war der Ansicht, der letzte Nordsturm sei als sein Vorläufer zu betrachten. Setzt konnte man in einer oder anderthalb Wochen einen neuen Sturm von ein- oder zweitägiger Dauer erwarten, dem zehn heiße Tage folgen würden; darauf sollte ein stärkerer Sturm als der vorige kommen, und seinerseits sieben ruhigen Tagen Platz machen; dann ein dritter Sturm mit nur zwei Ruhetagen und schließlich, wenn dieser beständige Wind richtig in Gang gekommen sei, herrsche er vier Monate hindurch ununterbrochen und mache höchstens eine eintägige Pause.

Der Wind ist glühend heiß und trocken; er kommt aus Nordnordwest. Das Konsulat ist daher auch so gebaut, daß seine Mauern und Wände zwischen Osten und Westen liegen und dem Winde ausgesetzt sind, der, wenn alle Türen und Fenster offen stehen, durch das Haus wehen kann. Dieser Wind soll eine außerordentlich angreifende, niederschlagende Wirkung haben. Hauptmann Macpherson, der hier zwei Sommer verlebt hatte, glaubte, daß er einen dritten kaum würde ertragen können. Man kühlte den Wind dadurch ab, daß man die Fenster mit Holzgittern versieht, in die man Laub oder Kamelgras einschiebt, was beständig mit Wasser besiebelt wird. Auf diese Weise erzielt man in den verdunkelten Zimmern einige Abkühlung. Einmal

hatte man auf dem Windmesser 150 Fuß Geschwindigkeit in der Sekunde abgelesen; aber selbst dann, wenn die Windstärke gewöhnlich bedeutend unter dieser Zahl bleibt, ist er immer noch ein regelrechter Orkan.

Vergebens hatten Hauptmann Macpherson und seine Leute es versucht, Bäume um das Haus herum anzupflanzen, um die Hitze zu mildern und das grelle Licht zu dämpfen. Aber der Boden ist salzhaltig, und der mächtige Wind macht den Bäumen das Wachstum unmöglich. Einige verkrüppelte Bäumchen, die nicht im Schutze der Mauern standen, wuchsen in einem Winkel von 20 Grad nach der dem Winde abgekehrten Seite. Nur Rasenplätze umgaben das Haus des Konsulats.

Natürlich modelliert der Wind den angeschwemmten Boden, wo dieser trocken ist. Doch im Hilmenddelta kommen die Rinnen nie dazu, sich zu vertiefen, da sie immer schon vorher wieder überschwemmt werden. Im Lop-nor-Becken verfließen Jahrhunderte völligen Trockenliegens zwischen den verschiedenen Überschwemmungen; dort handelt es sich ja um zwei Becken, hier nur um eines. Im vorigen Jahr hatte das Hamunbecken so gut wie trocken gestanden; einige tiefere Stellen seiner Depression enthalten jedoch stets Wasser, das leicht salzhaltig wird. Im Winter 1905 auf 1906 hatte man drei Anschwellungen des Hilmend beobachtet: Mitte Dezember, Ende Januar und Mitte März; die letztere dauerte noch immer an und sollte in zwei Monaten ihr Maximum erreichen und im August ihren tiefsten Stand haben; dann folgt vom Oktober an wieder ein Steigen des Wassers. Dieses Steigen beruht auf der Schneeschmelze und den Regenfällen im Gebirge, während die beiden ersten Fluten nur durch Regen entstehen.

Das Delta des Hilmend verwandelt sich in der Hochwasserzeit in einen einzigen See, in dem gewaltige Wassermassen die Betten und Depressionen bedecken; große Schlammassen werden alljährlich herangeschwemmt und wirken naturgemäß nivellierend. Wenn das Wasser verschwunden ist, beginnt der Wind seine Aushöhlungsarbeit. Der untere Hilmend hat sich, wie man aus Goldsmids Karten schließen kann, während der letzten dreißig Jahre mehr nach Westen hin gezogen.

Von Bend-i-Seïstan aus verteilt sich das Hilmendwasser in Deltaarmen, deren einer nach Nordwesten geht; die Verzweigungen dieses Armes waren es, die wir am 9. April überschritten hatten.

Seïstan ist lange ein Zankapfel zwischen Persien und Afghanistan gewesen, vor allem wegen des wertvollen Veriefelungswassers und seiner Verteilung zwischen den beiden Staaten, ein Zwist, der in Jahreszeiten, in denen die Wassermenge gering war, sich nicht immer so leicht hat schlichten lassen. Die englische Kommission unter General Sir Frederic Goldsmid, die 1872 mit der Regelung der Verhältnisse beauftragt war, hat nur wenig genügt, da der Fluß 24 Jahre später sein Bett änderte. Es war nahe daran, zum Kriege zu kommen, als England auf Grund des Pariser Abkommens vom Jahre 1837 zum Schiedsrichter zwischen den beiden Staaten gewählt wurde. Vorsitzender und Chef dieser großen, sehr gut zusammengesetzten Kommission war Oberst Sir Henry McMahon. Ihre gründlichen, erschöpfenden Arbeiten dauerten 2 $\frac{1}{2}$ Jahre und wurden 1905 abgeschlossen. Die Kommission teilte die Wasserzufuhr zwischen den beiden Kontrahenten in einer Weise, die beide befriedigen mußte; trotzdem murrten die Perser und erklärten, daß sie nicht zufrieden seien.

Die ganze Zeit über, als die Kommission in Seïstan weilte, wurden sorgfältige Arbeiten auf verschiedenen Gebieten ausgeführt, genaue, detaillierte Karten, Präzisionsnivelllements, geodätische, astronomische und meteorologische Beobachtungen und hydrographische Messungen, insbesondere der der Wassermenge und des Wasserstandes im Hilmend und Hamun. Leider soll dieses außerordentlich wertvolle und vielseitige Material bis auf weiteres im Archiv zu Kalkutta begraben liegen und nicht veröffentlicht werden, solange die politischen Resultate der Kommission in Geltung bleiben.

Am 12. April sagte ich meinen sechs Dienern Lebewohl. Sie erhielten ihren Lohn und Geld zur Heimreise und traten mit 500 Toman in der Tasche die Heimreise an. Vom Konsulat waren besondere Schritte getan worden, um ihnen die Reise nach Bendan möglichst bequem zu machen. Von dort aus lag das ganze Land offen vor

ihnen, auch nach dem heiligen Mesched; dort würden sie nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, zumal jeder Perser ein geborener Reisender ist. Sie packten ihre Habe in Doppeltaschen und Beutel, verwahrten ihr Geld im Gürtel, durften auf ihre Bitte den schwarzen Hund als Nachtwächter mitnehmen, und nach einem letzten Bismillah, in Gottes Namen, und nach herzlichem Dank für gute Kameradschaft und einem Lebewohl meinerseits brachen sie nach dem Lande ihrer Sehnsucht, dem Lande der Sonne, nach Chorassan, auf.

Doch auch für mich flogen die Ruhetage schnell dahin; bald kam der letzte im Lager Nr. 67. Es war eine unvergeßliche Zeit gewesen, so recht gemüthlich und ungeniert, und selbst die Abwesenheit liebenswürdiger Damen bedrückte meinen Sinn so wenig wie 1895 in Pamirskij Post. Wir sprachen über die politischen Aussichten in diesem Theile der Welt, hörten den Erklärungen des Doktors über die Pest zu und fragten uns, ob das Hilmenwasser, das jetzt schon bis in die unmittelbare Nähe des Fußes unserer Hofmauer reichte, wohl eines schönen Tages den ganzen niedrig liegenden Hof überschwemmen und das Haus in eine Insel verwandeln werde.

Ich hatte die Nachricht erhalten, daß die englische Regierung mir die Durchreise durch Belutschistan gestattete, eine Vergünstigung, die mir Sir Kennel Rodd freundlicherweise von Lord Lansdowne ausgewirkt hatte. Es war indessen eine Bedingung dabei. Ich mußte in Masretabad drei Exemplare einer schriftlichen Verpflichtung unterzeichnen, weder direkt, noch indirekt irgendwelche Mittheilungen über „The Soistan-Nushki Trade Route“ und das Land, durch das sie führt, zu veröffentlichen, ohne das Geschriebene erst der indischen Regierung vorzulegen und ihre Genehmigung dazu erhalten zu haben. Wenn die indische Regierung nicht damit einverstanden sei, daß das ihr vorgelegte Manuscript gedruckt werde, sei ich verpflichtet, mich ihrem Beschlusse zu fügen.

Für Transport- und Reittiere nach Rabat an der Grenze hatte Hauptmann Macpherson gesorgt, und aus der Küche des Konsulats erhielt ich eine sehr willkommene Verstärkung meines Proviant's.

Am 18. April brach die aus sieben Dromedaren bestehende Karawane in aller Frühe auf. Nach einem letzten Frühstück mit den liebenswürdigen, gastfreien Engländern, sagte ich ihnen aufs herzlichste Lebewohl, bestieg ein hohes Dromedar und verließ Nasretabad, begleitet von vier Sewari und vier andern Männern, die paarweise mit dem Tragen des mir von Hauptmann Macpherson leihweise überlassenen Faltbootes abwechseln sollten. Zu meinem Leibdiener auf dem Wege nach Quetta wurde der junge Riza bestimmt, ein Perser aus Nasretabad, der das Glück gehabt hatte, von der Pest verschont zu bleiben. Er war ein zwanzigjähriger Jüngling, arm, zerlumpt und unglücklich, da er alle seine Angehörigen an der Pest verloren hatte; aber er sah hübsch aus, hatte hellere Haare, als man gewöhnlich bei Persern sieht, und freute sich sehr, mich begleiten zu dürfen. Er war noch nie über die Grenze von Seistan hinausgekommen, war nicht einmal in Bendan oder Rabat gewesen und glaubte, daß uns eine weite Reise bevorstehe. Die einzige Berührung, in die er mit Europäern gekommen war, hatte darin bestanden, daß man ihn vor zehn Tagen aus dem russischen Konsulat hinausgeworfen hatte, weil er dort mit einem Diener in Streit geraten war.

„Kann ich ihn mitnehmen?“ fragte ich Hauptmann Kelly, der ihn gründlich untersucht hatte.

„Ja wohl; jetzt ist er ganz gesund, aber die Pest kann sich unterwegs bei ihm entwickeln. Doch dies wird keine Gefahr haben, wenn er vor der Abreise ordentlich gewaschen und von Kopf zu Fuß neu eingekleidet wird und dann nicht mehr in die Stadt gehen darf.“

Riza unterwarf sich dieser Prozedur, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Zwei Diener des Konsulats bemächtigten sich seiner, entkleideten ihn, verbrannten jeden Faden, den er auf dem Leibe trug, um ihn vor der Versuchung zu bewahren, eines der verpesteten Kleidungsstücke beiseite zu bringen, tauchten ihn mehrmals unter, duschten ihn mit Hilfe eines Kübels, rieben ihn wie einen Hund und scheuerten ihm sogar den Kopf mit einer Bürste und grüner Seife. Dann erhielt er reine, weiße Unterkleider, gelbe Schuhe, einen schwarzen

Gehrock und einen weißen Filzhut. Als er fertig angekleidet war und mein Fernglas und die kleine Kamera an Riemen umgehängt hatte, erschien er viel feiner als sein Gebieter. Er sah aus wie ein richtiger „Herr“ und ich wie der Diener. In seinem Auftreten war er ein Gemisch von Selbstbewußtsein und — Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber er war stets willig und aufmerksam und benahm sich tadellos.

Unmittelbar außerhalb des östlichen Hoftores des Konsulats kamen wir in eine öde Gegend hinaus (Abb. 247), wo sich infolge der beständigen Veränderungen des Deltas und der durch die Anschwellungen bewirkten Rivellierung seine Windfurchen gebildet hatten. Der Boden ist salzhaltig, was man im Winde schon auf den Lippen spürt; die geringe Steppenvegetation, die man hier sieht, ist mager und verdorrt, der Horizont ist so eben wie der des Meeres, nur in der Ferne zeigt sich gelegentlich die Silhouette eines Dorfes. Ein solches ist Bundschar auf der linken Seite; es steht in schlechtem Ruf, denn von dort ging der Anfall auf das Konsulat aus; die Leute von Bundschar begaben sich nach Husseinabad, und durch sie verstärkt, wagte man es, zum Sturm zu schreiten. Nun aber war in dem Dorfe die Pest aufgetreten, und es verhielt sich jetzt wohl ruhig. Im übrigen hatten wir pestfreies Land vor uns im Osten.

Auf dem Wege begegneten uns zwei Männer, die mit Tamarisken und andern Steppenpflanzen beladene Esel vor sich hertrieben, sonst keine Seele. Große Wasserflächen bedecken das flache Land und senden ihre Verästelungen nach allen Seiten hin. Wir durchziehen einen Sanddünergürtel und überschreiten zwei Kanäle auf schlechten Brücken, die aus Reisig und Zweigen bestehen und beim Überschreiten das Wasser berühren; der eine dieser Kanäle geht nach Husseinabad und den im Süden dieser Stadt liegenden Dörfern. Das Wetter ist herrlich; es ist nicht über 22,6 Grad warm, und der frische Wind hält Stechmücken und Bremsen fern.

Wir reiten zwischen den Weizenfeldern des Dorfes Salai hin, die in dem grauen, höckerigen und unebenen Lehmboden grünen Seen

gleichen. Ein paar Weiden und Obstbäume heben sich am Horizont ab; wir sehen sie lange, ehe wir uns ihnen nähern. Hier erschien alles so friedlich und ruhig, und die Kinder des Dorfes spielten vor den Hütten.

Überschwemmte Gebiete, Felder, die immer in Mulden liegen, kleine Gürtel ein bis zwei Fuß hoher Dünen, öde Strecken, üppige Tamariskendickichte, hier und dort einige schwarze Zelte, von Schafherden umgeben: so sieht das Land aus, das ich durchziehe, bevor wieder eine Gruppe zerstreutliegender Dörfer erreicht wird. Eines dieser Dörfer, Chamak, ist zur Hälfte im Sand begraben, ein seltsames Gemisch von kleinen erbärmlichen Lehmhütten und Sanddünen. Die Dünen tauchen mitten im Dorfe zwischen den Häusern auf, und die Häuser tauchen zwischen den Dünen auf. Einige Hütten sind buchstäblich mit Sand gefüllt und zur Hälfte eingestürzt. Die umliegenden Felder sind mit hellgelben Dünen gefleckt, die gegen das frische Grün grell abstechen. Die Dünen sind halbmond- oder schildförmig, soweit die Reisigheden, die man in den Raum gesteckt hat, um das Wandern der Dünen zu verhindern, sie nicht verändert haben. Nur an der vor dem Winde geschützten Seite, im Süden und Südosten, gibt es keinen Sand.

Noch zwei Dörfer, dann reiten wir durch sehr große Weizenfelder; es duftet herrlich nach Weizen, denn in 20 Tagen ist er zur Ernte reif. Dann folgt wieder ein Sandgürtel auf ebenem Lehm Boden, und zwischen den Dünen blühen Tamarisken.

Durch ein verwirrendes Durcheinander von Dünen, Tamarisken, überschwemmten Stellen und Schilfhütten hindurch gelangen wir an den Rud-i-Seistan, einen Arm des Hilمند, und folgen eine Strecke weit seinem rechten Ufer. Die Strömung ist stark, und das dicke, trübgraue Wasser bricht sich in kurzen Wellen gegen den Wind. Der Wasserstand ist sehr hoch. Das Wasser reicht jetzt beinahe bis an den Rand der Hochwasserterrassen, und es ist frisch an dem großen Flusse, dessen Temperatur 16,1 Grad beträgt. Am linken Ufer liegt das Dorf Butsch-i-jer-i-bend, die „Burg am Anfang des Dammes“,



254. Horizontal gelagerter Lehm. (S. 334.)



255. Die „schwarze Wüste“. (S. 335.)



256. Landenge im Bett des Schela. (S. 340.)



257. Salzwasser im Schela. (S. 340.)

und am rechten Ufer sehen wir Nomaden mit ihren Schafherden ziehen. Sie sind teils Farfi, teils Belutschi und leben bald in Schilfhütten, bald in grauen „Bienenkörben“ aus Lehm, der über ein aus Tamariskenstämmen bestehendes Gestell geschmiert wird.

Das Faltboot, dessen ich nur hier bedurfte, wurde zusammenge-
gesetzt und das Gepäck in mehreren Fahrten ans andere Ufer gebracht. Schwerer war es, die Dromedare über den Fluß zu schaffen. Ein Mann nimmt ein Bündel gewöhnlicher, gut verforkter Kürbisflaschen unter einen Arm und schwimmt, von ihnen getragen, über den Fluß; den Nasenstrick des Dromedars hält er in der andern Hand. Ein zweiter Mann hängt sich hinter dem Höcker an das Tier, damit das Dromedar im Wasser nicht vornüberfällt. Durch diesen Ballast befindet das Tier sich im Gleichgewicht und kann den Kopf über Wasser halten. Einige eigensinnige Dromedare mußten jedoch mit Hilfe des Bootes hinüber bugsiert werden (Abb. 248). Die vier Reiter gingen ohne weiteres zu Pferd durch den Fluß.

In wirbelndem Wind schlugen wir das Lager Nr. 68 am Ufer auf (Abb. 249). Draußen pfiß und heulte es ganz melancholisch; die große Wassermasse rauschte frisch dahin, ein wunderbarer Gegensatz zu dem dürrn Lande, das uns erwartete. Endlich kam Riza, um mir zum erstenmal mein Abendessen zu bringen.

Die ganze Nacht herrschte wütender Nordsturm. Er wirbelte feinkörnigen Flugsand umher, der überall eindrang und in meinem Zelt eine dezimeterhohe Düne bildete. Alle Stiefel, alle Fesen und Kehrlichthäuschen, die am Abend herumgelegen hatten, hatte der Sand zugedeckt, und der Boden sah rein gesetzt und ordentlich aus. Wenn man wieder auf seinem Dromedar sitzt und der Sturm wütend weiter-
tozt, wird man mit Flugsand überschüttet und muß Augen und Lippen fest zusammenpressen.

Zwischen einer großen Uferlagune und dem Flusse geht es auf einer schmalen Landenge weiter; dann entfernen wir uns vom Rud-
Seistan und reiten zwischen Dünen und Tamarisken hin. Darauf überschreiten wir einige Hügel und Rücken aus Lehm und gelangen auf

ein Plateau, dessen Oberfläche mit feinem Grus bestreut ist. In der Ferne sieht man einzelne Dörfer und Ruinen, im Norden haben wir den grünen Vegetationsgürtel des Flusses, den auf der andern Seite ein ebensolcher Plateauausläufer wie der unsere begrenzt. Diese Bodenerhebung, die wohl einige zehn Meter über dem Flußbett liegt, ist zugleich der Ostrand des Hamunbeckens; weiter als bis hierher können sich die Überschwemmungen dieses Sees nicht erstrecken.

Nachdem wir in dem leicht wellenförmigen Gelände zwei Wege gekreuzt haben, die nach verlassenen Dörfern im Nordosten führen, gelangen wir in die Gegend, wo die letzte Kommission ihr Lager gehabt hatte. Sie erinnert an eine verlassene Stadt, in der nur kahle Lehmwände stehengeblieben sind und Schweigen und Öde herrschen. Die meisten Häuser hatten schräge Dächer, um das Regenwasser ablaufen zu lassen. Einen großen Platz nahmen Lehmtruppen ein, aus denen die Pferde Gerste fraßen. An der Stelle, wo die afghanischen Karawanenleute gelagert hatten, befanden sich noch mehrere Dromedargerippe; das Klima Seistan's raubt vielen Tieren das Leben. Man kann sich kaum einen ödern, langweiligern Platz für ein Lager denken, aber die Wahl gerade dieses Platzes hatte ihre guten Gründe. Nur hier oben war man vor Überschwemmungen, Bremsen und Stechmücken geschützt. Der Platz hieß einfach „Ordu“, das Lager.

Wir steigen nach einer mit Tamarisken und Gras bestandenen Steppe hinab und lassen das kleine Fort Kohak auf einem isolierten Lehmhügel links hinter uns zurück. Gulmir, der Anführer meiner aus sechs Sewari bestehenden Eskorte, teilt mir mit, daß die kleine Festung „Mal-i-Kadschar“, Eigentum des Schahs, sei. Neben dem Fort ist ein Belutschizelt aufgeschlagen; einige Kühe grasen dort. Hinter dem Fort zeigt sich im Osten der Hilمند, mächtig und schön wie ein See.

Wir reiten nach dem linken Ufer des gewaltigen Flusses hinunter und hatten dort kurze Rast (Abb. 250). Gulmir zeigt mir an der Uferterrasse den höchsten Wasserstand, der zur Zeit der Kommission eingetreten war; er war 45 Zentimeter höher als der jetzige. In diesem Jahr hatte der Fluß schon 12 Zentimeter höher gestanden als

jetzt, was man an der noch feuchten Wassermarke deutlich sehen konnte. Vor drei Jahren hatte er große Strecken des Uferrandes überschwemmt.

Der Fluß machte den Eindruck, als ob er bedeutend mächtiger sei als der Ufsu-darja im Lopland im Herbst. Sein Wasser rauschte in schaumgekrönten Wellen dahin, und nach Norden hin sah er wie eine Meeresbucht aus, eine Illusion, die hauptsächlich durch das unklare Wetter hervorgerufen wurde. Der Rud-i-Seïstan ist nur ein kleiner Teil des Hilmend und doch selbst ein mächtiger Fluß; er trennt sich in spitzem Winkel von dem Hauptbett des Hilmend, und zwischen beiden zeigt eine spitze Landzunge wie ein Finger in den grauen Strom hinein.

Da, wo das Wasser am niedrigsten ist, sind wohl 1000 Arbeiter aus ganz Seïstan damit beschäftigt, den großen Damm zu bauen, den Bend-i-Seïstan. Er beginnt am rechten Hilmendufer, quert das Bett bis nach der erwähnten Landzunge hin und zwingt das Wasser in den Rud-i-Seïstan hinein. Der Damm wird aus Tamarisken und Reisig hergestellt, die zu großen widerstandsfähigen Bäumen zusammengeflochten werden; die Lücken verschmiert man mit Lehm. Er ist für Seïstan eine Lebensbedingung, denn von hier aus werden die Dörfer des Landes bewässert. Jedes Jahr reißt das Hochwasser ihn weg; von dem vorjährigen Damm waren nur noch ein paar kleine Inselchen übrig, die in der Mitte des Hilmend aus dem Wasser schauten. Doch wenn die andringenden Wassermassen den Damm fortreißen, hat er sein Werk schon getan.

Sechshundfünfzigstes Kapitel.

Zwischen Persien und Afghanistan.

Ein wenig oberhalb des Punktes, an dem wir das Hilmendufer in 518 Meter Höhe verlassen, tritt die feste Lehm- und Geröllterrasse bis an den Fluß heran und erhebt sich dort etwa 5 Meter hoch; weiter landeinwärts wird sie noch höher. Hier steht die erste Grenzsäule oder vielmehr die letzte, denn sie sind von Süden nach Norden nummeriert. Ich hatte Hauptmann Macpherson versprochen, ihm einen schriftlichen Bericht über die Grenzsäulen zu erstatten, die seit ihrer Errichtung durch die Kommission nicht mehr inspiziert worden waren. Wir ritten daher von einer Säule zur andern nach Süden und hatten Afghanistan zur Linken und Persien zur Rechten.

Im allgemeinen sieht man von einer Säule aus ihre beiden nächsten Nachbarn. Sie sind auf kleinen Hügeln errichtet, zwischen denen gewöhnlich Rinnen oder Talmulden liegen. Manchmal ist die Oberfläche des Plateaus ganz eben, manchmal verliert man sich in ein Labyrinth von Lehmhügeln, Regeln und Rinnen. Wir hatten neun Säulen passiert, ehe wir das Lager Nr. 69 in einem Tale aufschlugen, wo die schwarzen Zelte von Belutschinomaden standen, deren Schafe auf einer geschützten kleinen Wiese (in 525 Meter Höhe) grasten. Hier konnte man sogar Milch erhalten, und Wasser hatten wir in vier Schläuchen aus dem Hilmend mitgenommen. Dank dem Winde war es schön; man wurde nicht im geringsten durch Insekten belästigt.



258. Beim Aufbruch von Rūh-i-Malek-Siah. (S. 344.)
Aufnahme von Muhamed Afshref Chan.



259. Vor dem Stationshaus in Rabat. (S. 345.)



260. Siaret-i-Malek-Siah-Ruh. (S. 344.)

20. April. Nachts 8,6 Grad. Der oft beinahe unsichtbare Pfad führt uns bergauf und bergab weiter, über Hügel und durch Schluchten, wo gelegentlich spärliche Vegetation eine Freistatt findet. Dann und wann kreuzen wir Wege; die letzten, die wir gestern gesehen haben, sollen alle nach Kala-i-no, der „neuen Festung“, führen; der erste, den wir heute kreuzen, geht nach Dese-bela, einem Dorfe am Hil-mend, wo es auch einen „Bender“, einen Hafen, mit Booten gibt. Meine Eskorte, lauter schwarzbärtige Belutschi, ist sehr dienst-eifrig und aufmerksam und teilt mir ungebeten mit, was sie über die Wege des Landes weiß. Um die Grenzsäule, die die Nummer 40 trägt, zieht einer von ihnen mit dem Ladestock einen Kreis. Auf meine Frage, weshalb er dies tue, antwortet er, daß zwei unserer Leute in einem der letzten Dörfer zurückgeblieben seien, um Weizenmehl zu kaufen, und daß der Kreis an der Erde ihnen den Weg angebe, den wir eingeschlagen hätten, da unsere Richtung stets von dem Vorhandensein trinkbaren Wassers auf dem Wege abhänge.

Diese Belutschi sehen in ihrer lustigen, fleidsamen Nationaltracht hübsch und malerisch aus; sie tragen leichtes Unterzeug, weite Wein-kleider, die oft so weit aufgefrempt sind, daß man die nackten Beine sieht, keine Strümpfe, einen weißen Rock mit weiten Ärmeln, eine bauschige Leibbinde und auf dem Kopfe ein Kämpchen, um welches der weiße Turban gewunden ist. Sie sind also ganz in Weiß gekleidet. Jetzt, da es merkwürdigerweise eher kalt als warm ist, tragen sie auch, wenn sie zu Fuß gehen, große weiße Filzmäntel. Ihr Gewehr führen sie an einem Riemen über der Schulter mit sich, und sie bewegen sich stets weich, leicht und grazios.

Eine endlose Reihe Schluchten in den Terrassen des Plateaus. Die einzige „Abwechslung“, die sich hier bietet, sind die Grenzsäulen! Es sind ungefähr 3 Meter hohe, abgestumpfte Pyramiden aus Ziegelsteinen und weiß abgeputzt (Abb. 251). Der Kalkverputz ist aber bei den meisten schon abgefallen und umgibt ihren Fuß wie ein weißer Ring. Sibt er noch fest, so sieht man die Säule schon aus weiter

Ferne, sonst verschlingt sie die graue Farbe des Geländes. Die Säulen waren übrigens alle in gutem Stand.

Bei den Säulen Nr. 35 und 34 passieren wir den Rud-i-kadin, ein altes Hülmendbett, dessen rechte Terrasse hoch und mächtig, dessen linke aber nur unbedeutend ist. Zwischen Nr. 33 und 32 biegen wir in rechtem Winkel vom Rah-i-mil, dem Wege der Steinmale, ab und ziehen eine sonderbar gewundene, schmale und phantastische Schlucht im Lehm Boden hinunter, deren Seiten runde Kuppen, Kegel und Pyramiden bilden, wirklichen Häusern, Türmen und Mauern vergleichbar, zwischen denen von den Seiten her noch schmalere Seitenschluchten einmünden, alles trocken und steril. Zwischen dieser Welt von Domen, Kuppen und Klöben erheben sich oft einige, die höher sind als die andern und sie um 15—20 Meter überragen, ganz wie in der Lopwüste. Manchmal glaubt man, durch eines jener charakteristischen persischen Dörfer zu ziehen, die nur aus Lehmkuppeln und Mauern bestehen; aber hier fehlen die Palmen und die schreienden Kinder. Man findet bald, daß diese Lehmhügel Reihen bilden, die sich von N 25° W nach S 25° O ziehen; sie sind also durch die Winderosion entstanden. Der Wind, der hier aus Nordnordosten weht, gräbt den Boden aus, dessen festere Teile zwischen den Rinnen stehenbleiben (Abb. 252, 253). Da wir südwestwärts ziehen, müssen wir sie alle überschreiten; doch geht dies hier viel leichter als in der Lopwüste, denn hier haben die Hügelreihen oft Lücken. Ferner gewahrt man in Durchschnitten, daß der Lehm horizontal gelagert ist (Abb. 254); wir haben es hier also mit Resten von Ablagerungen des Hamun zu tun. Oft ist die Schichtung maskiert, und die Lehmklöbe sind durch Regen umgestaltet und von den kleinen Furchen und Rinnen des Regenwassers senkrecht geriefelt; auf dem Grunde der Täler ist der Boden oft eben und hart wie Asphalt, denn hier hat das Regenwasser den heruntergespülten Schlamm abgesetzt. Es ist ein greuliches Gelände, ein buntes Durcheinander von Irrgängen, und man begreift nicht, wie der Führer sich hier zurechtfinden kann; er wird wohl alte, ihm bekannte Wegzeichen haben.

Auf dem größten Lehmklumpen, der gut 20 Meter hoch ist, stand die Säule Nr. 27. Als wir bald darauf aus dem ärgsten Gewirr heraus auf eine kleine, ebene Fläche kamen, die ein bißchen Vegetation zeigte, schlugen wir das Lager Nr. 70 in 520 Meter Höhe auf. In den engen Korridoren war es warm und stickig gewesen, nachdem der Wind aufgehört hatte, und Zecken, Stechfliegen, Moskito's, Nachtschmetterlinge und Spinnen stellten sich wieder ein.

Früh am nächsten Morgen sprengten zwei unserer Reiter auf ihren Dschambas voraus, um nachzusehen, ob eine an der Straße liegende Zisterne Wasser enthielt. Andernfalls würden wir einen Bogen nach Westen machen müssen, da wir nur noch einen Schlauch Wasser hatten. Welch ein Kontrast! Hier diese trockne Wüste und eben noch, ganz in der Nähe, der unererschöpfliche Wasserreichtum des Hilمند! Ganz wie am Top; nur eine Tagereise von den Seen und Flüssen befindet man sich in der dürrsten Wüste. Aber hier war es doch besser als in der Lopwüste, wo man nie einen Tropfen Wasser findet.

Wir setzen unsern Marsch fort und passieren die Säule Nr. 26. In ihrer Nähe sind die vom Winde ausgemeißelten Lehmklöße an der Basis 10 Meter und oben 5 Meter breit bei 5 Meter Höhe; die Zwischenräume sind 10—15 Meter breit. Nachher lösen sie sich auf meiner Route immer mehr auf; sie bleiben rechts liegen und erinnern an ein aus kleinen, gelben Schären bestehendes Inselmeer; links haben wir Schuttwüste. Diese nannten meine Leute Descht-i-siah, die schwarze Wüste, während die Lehmwüste Descht-i-sefid, die weiße Wüste, heißt. Das Terrain wird immer bequemer zu durchreiten, und der schwachgewellte Boden ist mit zentimetergroben Grus bestreut (Abb. 255).

Dscha-i-ladad, wo meine Rundschaffer mich erwarten, ein deutliches Zeichen, daß Wasser vorhanden war, war eine gesegnete Gegend, ein wahres Paradies in dieser trostlosen Wüste. Mitten in einem Dickicht üppiger Tamarisken hat man zwei runde Gruben von 4 Meter im Durchmesser gegraben; in ihnen stand noch ziemlich viel süßes Regenwasser. Aus einem natürlichen Tümpel in der Nähe tranken die Dromedare in vollen Zügen, während wir die Wassereschläuche füllten. Über

die eine Grube beugt sich eine schöne Tamariske; leider lag die herrliche Dase am Anfange meines heutigen Weges, und ich mußte sie, wenn auch ungern, bald wieder verlassen.

Die Straße zieht sich den ganzen Tag über etwa 100 Meter zur Linken der Grenzsäulen, also auf afghanischem Gebiete hin. Alle diese Säulen bestehen aus an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen und können infolgedessen nicht dauerhaft sein; aber vermutlich wird die Grenze auch einen ganz andern Verlauf nehmen, bevor Wind und Regen diese Grenzmarken ganz zerstört haben.

Wir überschritten das alte Flußbett, das von Bender-i-Kamal-Chan nach den Dörfern Kunder, Matschi, Bagerdi, Nawar und Chormeh ging, eine jetzt öde, mit Ruinen übersäte Gegend. Diesem Bett, das da, wo wir es sahen, undeutlich und stark eingeebnet ist, folgt ein zweites, das desto schärfer ausgeprägt ist und auf dessen Grunde wir eine Menge Reisig und Tamariskenzweige liegen sehen; es zieht sich von Osten nach Westen hin. Darauf kommt noch ein Bett, das größer und deutlicher erkennbar ist als seine beiden Vorgänger; es ist reich an Tamarisken, und an seinem Ufer steht ein gut erhaltener Turm aus Lehm.

Bei 25,5 Grad im Schatten um 1 Uhr mittags ist es glühend heiß, wenn man der Sonne gerade entgegenreitet, um so mehr, als es beinahe vollkommen windstill ist; Fliegen und Moskitos werden wieder sehr lästig. Newenk leidet unter seinem warmen Pelze; er kuschelt im Schatten meines Dromedars neben mir her. Der Himmel war jedoch meistens bewölkt, und im Süden, wo bereits der Donner grollte, zog sich ein Unwetter zusammen. Die Seehöhe betrug hier 551 Meter.

Im Süden und Südwesten taucht eine grellschimmernde hellgraue Linie auf: „Kigistan“, die Sandwüste. Sie liegt mitten im Sonnenschein, während wir im Schatten sind, und hinter dem Kuh-i-Malek-Siah leuchtet der Himmel so rot wie ein Sonnenuntergang. Einige Regentropfen fallen. Das Unwetter zieht von Süden herauf, wo sich das Ende eines Regenbogens zeigt, und zur Rechten unserer Route

muß es Bindfaden regnen. Gegen 5 Uhr kommt die erwartete Sturmbö aus Südwesten mit hellen Wolken und Streifen Staubes und Sandes, die am Boden hinwirbelten. Sie bringt angenehme Abkühlung. Die Luft wird dick, und die Aussicht auf die fernen Berge im Westen und über die nahe Wüste im Süden wird durch den Staubbenebel verhindert; dann kommt ein heftiger Regenschauer, der leider nur ein paar Sekunden dauert und die Steine des Bodens nur einen Augenblick glänzen läßt.

An der Grenzsäule Nr. 14, die der Wind schon arg zernagt hatte, machten wir einen Bogen nach Westen, um den Sandgürtel zu vermeiden. Im Nordwesten konnten wir das Geräusch eines Platzregens hören, vor uns zeigte sich eine glänzende Fläche, die, wie mir gesagt wurde, aus eben gefallenem Regenwasser bestand. Dorthin lenkten wir unsere Schritte und lagerten im Lager Nr. 71 in 532 Meter Höhe am Ufer eines ganz kleinen Sees, der erst vor einigen Minuten vom Himmel gefallen war. Unregelmäßig in seinen Umrissen und dabei leicht, glich er eher einem Sumpf zwischen Tamarisken in einer flachen Mulde; aber die Stelle war zu einladend, und die üppigen Dschungeln dufteten lieblich nach vollgeregnetem Nadelholz. Nach der schönen Dusche war die Luft frisch und kühl geworden, und sonderbare Dämpfe, die aus dem Wasser aufstiegen, bildeten über dem Erdboden einen Nebelschleier, aus dem die Tamarisken gespensterhaft hervortraten. Man hörte es noch drei Stunden lang donnern, aber das Unwetter zog sich nach Norden zurück.

Noch spät am Abend sitzen die Belutshi um zwei große, lodernde Feuer herum; sie sehen in ihrer weißen Kleidung und mit ihren kupferbraunen Gesichtern wie Beduinen aus. Die Dromedare heben sich als schwarze Schattenrisse von dem Feuerschein ab, während ein Tamariskendickicht scharf von den Flammen beleuchtet wird. Ein phantastisches, wirkungsvolles Bild!

Eine seltsame Nacht war die Nacht auf den 22. April! Ich war kaum eingeschlafen, als sich im Süden ein Sausen und Brausen hören ließ wie das Rauschen eines wild herabstürzenden Wasserfalls,

und zwei Minuten darauf kam eine Sturmbö, die die Zeltpflöcke aus der Erde riß und die Zeltleinwand wie ein zeretztes Segel flattern ließ. Gegen 2 Uhr erwachte ich wieder von einem Platzregen, der auf das Zelt herabschmetterte, wobei ein feiner Sprühregen zerstäubten Wassers durch die Leinwand drang. Die Temperatur sank auf 9,3 Grad; es war am Morgen kühl und eine so klare Luft, daß man die südlichen Berge am fernen Horizont in ihren braunen und roten Farbentönen ganz deutlich sah.

Wir ziehen zwischen regelmäßig gebauten, schilbförmigen Dünen, die höchstens 3 Meter hoch sind, in westnordwestlicher Richtung weiter. Die Erhöhungen der feinen Dünenkräuslung trocknen schnell und nehmen eine helle Farbe an, während die zwischen ihnen befindlichen Rillen noch naß und dunkel sind; die Dünen sehen insolgedessen gestreift aus wie Tigerfelle. Sie werden um so höher, je weiter wir vordringen; von den höchsten, die 4—5 Meter emporragen, spähen unsere Reiter nach ihren Wegmarken aus, denn hier gibt es überhaupt keinen erkennbaren Pfad. Der Grund, auf dem die Dünen aufgebaut sind, besteht aus hartem, gelbem Lehm, der an einer Stelle dicht mit Scherben roter und blauer Tonkrüge bestreut war; hier sahen wir auch die Wurzeln zweier uralten Palmen. Sarcaulstauden und Tamarisken gibt es hier in Menge, zwischen ihnen treten auch andere Steppenpflanzen auf; die Sarcoule werden bis zu 4 Meter hoch und gleichen schattigen Bäumen.

Auf der linken Seite der Route dehnt sich der hohe, zusammenhängende Sand aus; wir überschreiten einen seiner Ausläufer, dessen Dünen wohl 8 Meter hoch sind. Die Dromedare schaukeln wie Schiffe in hohem Seegang; wir biegen immer mehr nach Nordwesten ab, um in „ruhigeres Fahrwasser“ zu gelangen. Die Luft ist wieder still, die Sonne sticht, die Fliegen summen, das von dem Regen zurückgebliebene Wasser verflüchtigt sich zu schnell aufsteigenden Dämpfen, und es riecht wieder wie in einem Treibhaus, denn hier stehen die Steppenpflanzen sehr dicht, und die Tamarisken glänzen wunderschön grün. Nerven, den die Hitze quält, gräbt sich im Schatten der Tamarisken Gruben im Sande.

Katschul heißt ein harter, steriler Lehmhügel, dessen ebener Gipfel ungemein dicht mit Bruchstücken irdenen Geschirrs bestreut ist — An= denken aus uralten Zeiten. Auch die Tamarisken haben in dieser Gegend, die der Flugsand jetzt in Besitz nimmt, einst bessere Tage gesehen; in den Dünentälern liegen Massen abgestorbener Tamarisken, gefallenem Helden vergleichbar.

Nachdem wir den hohen Sand umgangen haben, den meine Leute Gerden=rig nannten, schwenken wir wieder nach Süden ab. Der Boden wird sandfrei, und zugleich hören die Sarsaule ganz auf; aber noch immer sehen wir üppige Tamarisken auf hohen, durch die Wurzeln des Strauches gehaltenen Kegeln. Den Sand erblicken wir jetzt nur dann und wann in einem gelben Ramm, der die dunkle Vegetations=linie überragt. Eine Strecke weiter sind die Tamarisken bis zu 5 Meter hoch, sie sind dicht mit Nadeln bedeckt und tief dunkelgrün und machen sich auf dem hellen Grund, auf dem sie wachsen, doppelt geltend.

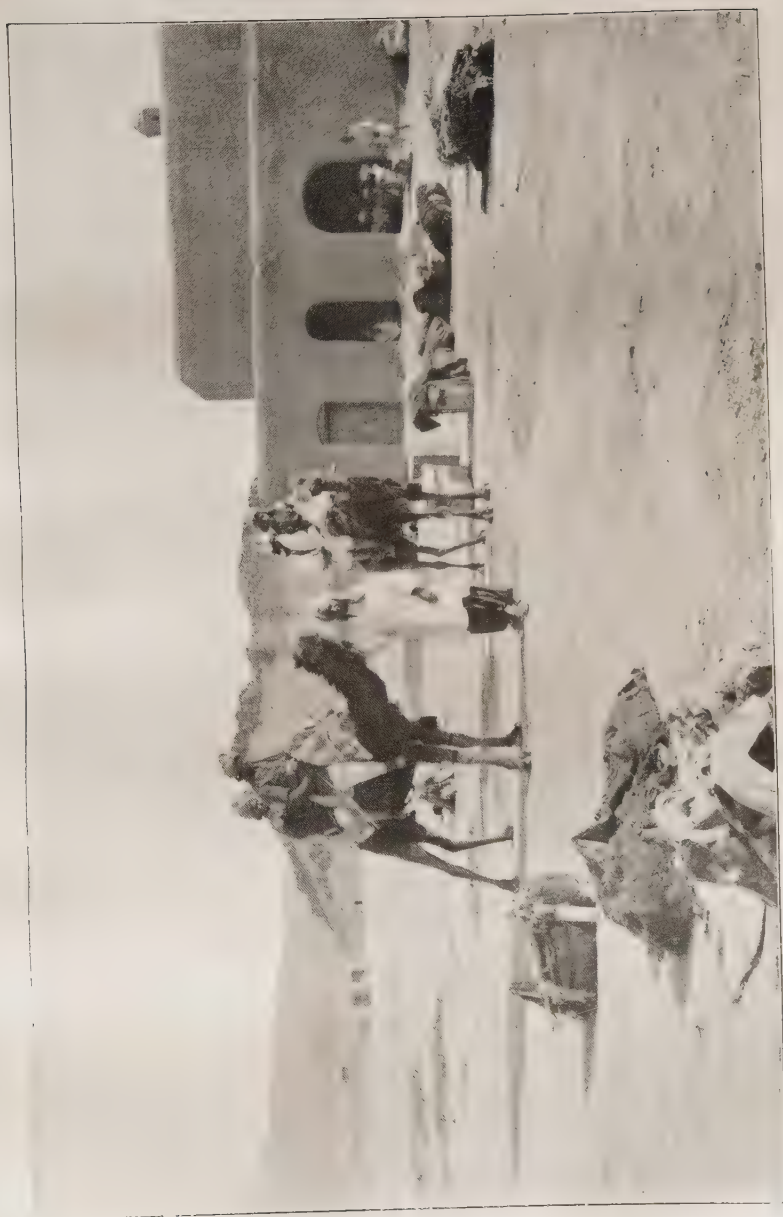
Das Wetter ist gut; freilich ist es bei 26,6 Grad um 1 Uhr recht heiß, aber es geht ein Wind aus Nordwesten, und ich sitze so, daß meine beiden Beine an der rechten Seite des Dromedars herab= hängen und ich die Sonne auf dem Rücken habe. Man sehnt sich nach der Nacht, nach Wasser und Abkühlung. Die Stunden ver= gehen auch gar zu langsam, wenn die Landschaft einförmig und der Tag heiß ist; dabei haben wir täglich 9—10 Stunden zu marschieren. Leicht wie Seifenblasen und auf Flügeln, die in der Sonne wie kleine Regenbogen schillern, schweben Eintagsfliegen lautlos und ruckweise gegen den schwachen Lufthauch an.

Auf der linken Seite lassen wir hinter uns drei aus Lehm er= baute Grabmale, die Gabristan=i=Schela heißen; auf ihrer Südseite liegt das Flußbett des Schela ganz in der Nähe. Kurz darauf ler=ten wir in die Straße ein, die Nasretabad mit dem Ruh=i=Malek=i=Siach verbindet; sie ist eigentlich bloß ein unbedeutender Fußpfad. Der Regen verwischt jedes Jahr die Straßen auf den gewaltigen Schlamm= flächen, die sich vor uns ausdehnen, nachdem der Pflanzenwuchs so ziemlich aufgehört hat.

Eine Weile später gelangen wir in 500 Meter Höhe an das alte Bett des Schela, das vom Südende des Hamun ausgeht und sich in südwestlicher Richtung nach dem großen Salzumpf God-i-Sirre im südwestlichen Afghanistan hinzieht. Wir folgen eine kleine Strecke weit seinem linken Rande. Das Bett ist hier 60—70 Meter breit, und sein Grund liegt 6—7 Meter unter der Oberfläche des Bodens. Der oberste Teil der Uferterrasse ist senkrecht, der untere sehr steil; das Bett ist infolgedessen sehr scharf markiert. In seiner tiefsten Rinne steht beinahe überall Wasser; bald sehen wir weiße Salztümpel, bald halbmondförmige, braungrüne Wasseransammlungen in den Biegungen. Nur an der Stelle, wo wir das Bett überschreiten, ist eine Landenge, die ein kleiner Kanalarml gerade in ihrer Mitte durchschneidet (Abb. 256). Hier ist der Boden tüftisch, und um ihn tragfähig zu machen, hat man ihn mit Tamariskenzweigen und Reisig belegt. An beiden Seiten dieser Landenge füllen beinahe das ganze Bett auffallend große Flächen stagnierenden Wassers, das sehr salzig, wunderschön und klar wie Kristall ist und eine Farbe hat wie der schönste Smaragd (Abb. 257).

Dieses Wasser stammt nicht aus dem Hamun, sondern aus den im Süden liegenden Bergen, die durch 2—3 Meter tiefe Rinnen ihr Regenwasser nach dem Schela hinunterjenden, wo es stehenbleibt und infolge der Berührung mit dem salzge sättigten Bette salzig wird. Wenn jedoch der Zufluß nach heftigen Regenfällen sehr reichlich ist, fließt das Wasser in dem Schelabett weiter und erreicht dann den God-i-Sirre und das Mulk-i-afgan, das „Reich der Afghanen“, wie meine Belutschi sich ausdrückten. Sie behaupteten, daß in den letzten zehn Jahren kein Hamunwasser hierhergekommen sei.

Auf dem rechten Ufer führt der Pfad eine kleine Strecke weit auf dem unteren Abhange des Terrassenfegels hin. Zur Linken hat man eine große Wasserfläche, die sich so weit der Blick reicht, nach S 25° D erstreckt. Hier benutzte Nerven die Gelegenheit zum Baden, sprang hinein, plätscherte lustig in dem salzigen Wasser und lief, als wir auf die Terrasse hinaufgekommen waren, in dem Bette weiter. Als aber die Wände des Bettes auf einmal senkrecht wurden, heulte



261. Renndromedare in Rabat. (S. 346.)



262. Einige meiner Leute im Doppelfattel. (S. 346.)



263. Im Saxauldickicht. (S. 351.)

der Hund jämmerlich, da er nicht hinaufklettern konnte; schließlich gelang es ihm doch noch, das Bett zu verlassen. Als das Wasser an ihm verdunstet war und das harte, klebrige Salz in seinem Pelz zurückblieb, schaute er recht merkwürdig aus.

Jetzt überschreiten wir einen Wüstenstreifen, der öde und eben wie die Kewir ist; er geht allmählich in Sand über, der sich hier zu über 2 Meter hohen Dünen erhebt und dessen gewöhnliche Begleiter, die Sargaule, eine Höhe von 5 Metern erreichen. Die Luft war unklar, als ob ein Nebel über dem Boden schwebte; es war heiß und drückend. Hier begegneten wir einem Dschambasreiter, der die englische Post nach Nasretabad brachte. Vor dem Dromedar lief ein Mann; er muß gute Lungen haben, wenn er mit einem Dschambas Schritt halten kann!

Offenbar befanden wir uns auf einer richtigen Straße, denn bald begegnete uns auch eine kleine, persische Karawane, die auf Eseln Korn beförderte, und eine Weile darauf trafen wir einige Männer und Frauen aus Lutef, die im Serhed, im Bergland, gewesen waren. Sie hatten einige Schafe bei sich, von denen wir ihnen eins für 2 Toman abkauften.

Nachdem die Sonne so weit herumgegangen war, daß sie in den im Westen herrschenden Nebel hineingeriet, wurde ihre Glut ein wenig gedämpft; am Abend durchzogen wir eine hübsche Landschaft mit üppigen, schönen Saxaulstauden zwischen kleinen Dünen. Es war schon spät, als wir inmitten eines Saxaulwäldchens auf einer kleinen Geröllterrasse in 581 Meter Höhe das Lager Nr. 72 aufschlugen.

Beim Lagern wird die Zeit knapp. Wir sind immer nur eben in Ordnung, wenn es dunkel wird. Heute abend hatten die Leute es besonders eilig, weil das gekaufte Schaf geschlachtet, zerlegt und zubereitet werden mußte, damit alle nach Herzenslust schmausen konnten. Als sie sich schließlich gründlich sattgeessen hatten und auch für Kewent gesorgt war, schliefen sie fest ein, und bald schnarchte alles um mich her. An jeder der vier Außenseiten meines Zeltes schläft nämlich ein Belutsch, um mich vor Dieben und Räubern zu schützen;

wir sind jetzt auf der großen Heerstraße, und sie soll nicht sicher sein. Auf dem Marsch tragen die Belutschi stets ihre geladenen Flinten, von denen sie sich nicht trennen zu können scheinen; einige von ihnen sind obendrein mit krummen Säbeln bewaffnet und sehen recht kriegerisch aus. Sie sprechen miteinander so schnell und in einem solchen Rauderwelsch, daß man kaum einen persischen Dialekt heraus hört, aber mein gewähltes, wenn auch beschränktes Hochpersisch verstehen sie sehr gut.

Der junge Riza macht mir viel Spaß. Er benimmt sich ausgezeichnet. Wenn er mir das Abendessen bringt, sieht er verschämmt und schelmisch aus, als wenn er dächte: „Der Herr ist doch recht nett, wenn er damit zufrieden ist.“ Er kann ein Huhn kochen, bis es einigermaßen mürbe ist, und er kocht ein paar Eier so lange, bis sie steinhart sind. Manchmal kann ich mir kaum das Lachen verbeißen, wenn ich Riza in seinem komischen Kostüm sehe; er ist auch nicht feiner geworden, seit er angefangen hat, die verschiedenen Kleidungsstücke in verkehrter Reihenfolge anzuziehen: erst die Hosen, dann das lange, weiße Hemd, das ihm bis zu den Knien hinabreicht, und darüber den Gehrock, der bedeutend kürzer ist. Für ihn ist es ausgemacht, daß Leute, die nicht das Hemd über den Beinkleidern tragen, sich nicht anzuziehen verstehen.

Ich zerbreche mir den Kopf darüber, woran Riza während der zehn langen Stunden, die er auf seinem Dromedar schaukelt, denken mag! An irgend etwas denkt er; denn als er mir heute abend das Essen brachte, sah man seinen Augen an, daß er geweint hatte; vielleicht grämt er sich um seine Angehörigen und Freunde, die er an der Pest verloren hat. Doch am Abend, als alle Belutschi schon schliefen, sang er, an seinem Lagerfeuer liegend, noch ein lustiges Lied. Freud und Leid wechseln in einem persischen Gemüt ebenso leicht und schnell wie das Wetter im Frühling in diesem armen, alten, abgelebten Lande.

Um 5 Uhr weckte er mich; ich war froh, aus der Mückenwolke herauszukommen, die mich während der Nacht umschwebt und geplagt

hatte. Das Minimum war auf 9,5 Grad heruntergegangen; der klare Himmel und die ruhige Luft kündeten einen warmen Tag an. Ich befinde mich auf dem Wege nach Süden, und jeder Tag führt mich einen Schritt dem Sommer näher, der diese Gegenden in einen Glutofen verwandelt. Schon vor $\frac{1}{2}$ 7 Uhr sah uns die Sonne den letzten Tagemarsch auf persischem Gebiet antreten.

Dank der klaren Luft waren die südlichen Berge viel deutlicher als gestern zu sehen; sie traten mit ihren braunen und roten Farben in den kleinsten Einzelheiten hervor. Es ist eine ziemlich niedrige Kette, auf der sich im Südsüdwesten ein Gipfel über die andern erhebt; er heißt Kuh-i-Malek-Siah oder Malek Siah Kuh, „der Berg des schwarzen Königs“; an diesem Grenzpfiler stoßen drei Reiche zusammen: Persien, Afghanistan und Belutschistan. Dieser Berg spielt also hier im Südosten dieselbe Rolle wie im Nordwesten der Ararat, wo Persien, Rußland und die Türkei aneinandergrenzen.

Im Nordwesten sieht man in der Ferne ganz schwach die Bergreihen, die auf dieser Seite das Seistanbecken begrenzen; zu ihnen gehört der Pelenk-kuh oder Pelengan-kuh, der Pantherberg. Nur im Südosten sieht das Land platt wie ein Eierkuchen aus.

Das Gelände steigt endlich nach Südwesten an. Die Vegetation nimmt wieder ab, die Schuttmenge wird größer, wir nähern uns diesem roten, morschen Gebirge und ziehen in gewundene Täler zwischen niedrigen, weichabgerundeten Hügeln hinein. Hormak ist ein kleines, nur aus zwei Hütten bestehendes Dorf, in dem sich jetzt keine lebende Seele zeigte; es tritt aber dort eine süße Quelle zutage, und man rastet gern ein Weilchen, um sich an ihrem Wasser zu laben. Dort werden auch Melonen gezogen, die infolge ihres Wasserreichtums in einem Wüstenland ein Segen und ein Labfal sind. Es steht hier ein rotbrauner Tuffandstein mit vulkanischer Asche an, sowie ein schwarzer, dichter Feldspatbasalt.

Noch zwei Täler und zwei kleine Schwellen, und wir gelangen an die „Gumrechaneh“, die Zollstation, die den Namen Kuh-i-Malek-Siah trägt und 957 Meter hoch liegt. Als wir uns diesem öden Ort

näherten, eilten mir zwei Perser entgegen und bereiteten mich darauf vor, daß wir hier fünf Tage in Quarantäne liegen müßten, weil wir aus einem Pestlande kämen. Aber der Zollamtsvorstand, der natürlich ein „Schahjadeh“, ein Prinz, ist und Muhamed Ali Mirza heißt, hatte schon von den belgischen Zollbeamten in Nasretabad entsprechende Order erhalten und erklärte, der Weg stehe mir offen.

Die übrigen Honoratioren des Ortes waren ein indischer Doktor, der Vorsteher der Telegraphenstation und der englische Vizekonsul Muhamed Mischref Chan, ein Afghane, der fließend Englisch sprach und den Eindruck eines echten Gentleman machte. Er lud mich in sein bequemes Zelt ein, wo wir eine Weile rauchten und Sodawasser und Limonade tranken; es war köstlich!

Nachdem der liebenswürdige Afghane mich auf meinem Dromedar photographiert hatte (Abb. 258 und Titelbild), sagte ich ihm und den übrigen Hüttern der Grenze Lebewohl. Nun ging es talaufwärts weiter. Auf einer kleinen Bergspitze zur Linken erhebt sich die bedeutungsvolle Grenzsäule, in deren Nähe die drei Reiche zusammenstoßen. Von dieser ersten Säule aus soll man die ganze Säulenreihe sehen können, an der wir von Bend-i-Sejtan an entlanggezogen sind, in der Theorie nämlich, d. h. wenn man recht gute Augen oder ein scharfes Fernglas hat und wenn die Luft recht klar ist. Sie stehen in einer Linie, die auf der Karte mit dem Lineal gezogen ist.

In Siaret-i-Malek-Siah-Kuh (Abb. 260) rasteten wir im Lager Nr. 73 einen Tag. Es ist ein Wallfahrtsort mit steinernen Mauern, einer mit Lappen als Opfergaben behängten Stange und einem heiligen Dervisch, der ein Lumpenbündel auf einem Besenstiel in der Hand hält. Meine Leute mußten ihm natürlich gebührendermaßen ihre Ehrerbietung bezeigen. Sie gingen umher, küßten einige aufrechtstehende Steine und die Stange und drückten ihre Stirn dagegen. Auf zwei Steine legten sie Brotfladen, die sie nachher teils selber aßen, teils dem Dervisch gaben. Dann wurde nach einer Steinplatte jenseits des Tales ein Flintenschuß abgefeuert. Das Gestein ist hier Hornblendegranit.

Der Weg erinnert etwas an eine Chaussee, da man ihn von Steinen und Schutt befreit und beides in Reihen an den Seiten aufgeworfen hat. Er geht von dem Heiligtum eine ziemlich lange Strecke schnurgerade weiter und führt nach einer kleinen, flachen Paßschwelle hinauf, auf deren Höhe wir rechtwinklig nach Südosten abschwenken, nachdem wir endlich den ärgerlichen afghanischen Keil umgangen haben. Wir waren schon bedeutend gestiegen, bis 1199 Meter, und die Luft war bei 22,1 Grad um 5 Uhr nachmittags wunderbar schön.

Ich bin in Belutschistan, in einem Lande, wo die Engländer herrschen. Ich befinde mich in dem scharfen, noch schmalen Keile des Landes, der nach Nordwesten zeigt, und ganz in meiner Nähe ist links Afghanistan, rechts Persien. In 4½ Monaten hatte ich Persien durchzogen. Nun, da ich es hinter mir hatte, schien es zusammenzuschrumpfen, und doch hatten seine Wüsten so viele anstrengende Tagemärsche erfordert! Ich hatte es noch in der ersten Stunde wiedergesehen; ist es doch ein Reich, das gegen sich selbst in Fehde liegt und zu zerfallen droht. Nur der Wettbewerb zwischen seinen mächtigen Nachbarn, England und Rußland, hält es einstweilen noch aufrecht.

Jetzt kommt uns der Wind entgegen, und die untergehende Sonne haben wir im Rücken. Ein englischer Offizier sprengt mir zu Pferd entgegen und stellt sich als Leutnant White vor. Er geleitet mich nach dem Stationshause von Rabat (Abb. 259) in 989 Meter Seehöhe, wo mich Hauptmann Dunscombe sehr liebenswürdig empfängt. Er bringt mir einen Brief und eine Sendung indischer Zigarren von Macpherson, weist mir ein prächtiges Offizierszelt an, in dem ich mich für die Nacht häuslich einrichte und ein wohlthuendes Bad nehme, und holt mich dann zu einem gemüthlichen Mittagessen in dem Bungalow von Rabat ab.

Am nächsten Morgen wurde die Schar der Diener und Geleitsreiter, die mich von Nasretabad hierher begleitet hatten, entlassen und eine neue Schar angemustert. Mr. Hughes aus dem Konsulat hatte die Sache aufs vorzüglichste besorgt. Zwölf neue Dromedare warteten

auf ihre Lasten und ihre Reiter. Ich selbst ritt ein prächtiges, hochgewachsenes Dschambas, ein ernstes, vornehmes Tier, das aber leicht zornig wurde und ein wenig bissig war. Es hat ein Nasenholz, an dem eine Schnur befestigt ist; an diesem Holz kann man es dadurch lenken, daß man rechts oder links von seinem Kopfe an der Schnur zieht. Der Sattel ist ein ziemlich großes Ungetüm mit zwei Einsenkungen, die eine vor, die andere hinter dem Höcker. Gewöhnlich trägt ein Dschambas zwei Reiter (Abb. 261, 262 und bunte Tafel), aber ich dankte für Gesellschaft, weil ich freie Ansicht haben und die vordere Sattteleinsenkung zum Unterbringen des Fernglases, des photographischen Apparats und anderer Kleinigkeiten benutzen wollte. In diesem ungewöhnlichen Sattel, der sehr tief ist und eine Rückenlehne hat, sitzt man bequem und fest. Man hat auch eine Stütze an den Steigbügeln, deren man oft bedarf, besonders dann wenn das Dromedar zusammenzuckt und ausschlägt, um die Bremsen zu verjagen; hätte ich mich nachlässig hingesezt und vor mich hingeträumt wie sonst, so wäre ich sicherlich wiederholt abgeworfen worden.

Nun aber thronte ich sicher auf meinem malerischen Träger, und nachdem ich den gastfreien Engländern meinen herzlichen Dank ausgesprochen und Lebewohl gesagt hatte, folgte ich meiner neuen Schar von Belutschji das Thal hinunter.



Belufshi auf Rennromedaren.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Ein Ausflug auf afghanisches Gebiet.

Jetzt geht es mit ganz anderer Geschwindigkeit als früher vorwärts. Wir stürmen nicht dahin; wir lassen unsere Dschambas nicht so schnell laufen, wie sie können, wir traben ganz gemächlich einher, denn ich will das Land sehen und meine Aufzeichnungen machen. Aber es ist dennoch etwas anderes als der gewöhnliche Karawanenschlenderschritt. Die Straße führt zwischen Geröllrücken und Hügeln aus rotem Konglomerat hin. Das Land wird flacher und senkt sich nach Norden, wohin alle kleinen Täler und Schluchten gehen; auf unserer rechten Seite erheben sich die gezähnten schwarzen Rämme des Gebirges. Wir reiten noch auf dem Schuttkegel dieses Gebirges und folgen seinem Fuß nach Südwesten. Die Straße ist gut gehalten; die Steine sind seitwärts in zwei Reihen aufgeschüttet, der von ihnen befreite Zwischenraum beträgt $4\frac{1}{2}$ Meter. Unendlich weit erstreckt er sich durch das öde, einförmige Belutschistan. In unserer unmittelbaren Nähe laufen die Telegraphendrähte auf ihren grauangestrichenen, eisernen Stangen hin. Man sieht diese Stangen, soweit der Blick und die Straße reicht, in gerader Linie vor sich, bis sie spitz wie eine Nadel am Horizont verschwinden. Wir legten auf dieser ersten Tagereise 24 englische Meilen zurück; aber nach Muschki war es noch sehr, sehr weit!

Zur Linken sieht man zwei Säulen auf der Grenze nach Afghanistan. Im Norden dehnt sich eine trostlose Wüste aus, die langsam nach dem Becken des Schela und des God-i-Sirre abfällt; noch weiter

nördlich strömt der Hilمند mit seinem Überflusse an süßem Wasser zwischen seinen freundlichen Ufern. Der Führer der Eskorte muß wohl an ihn gedacht haben, denn er hielt an und brachte mir den Gummischlauch mit Wasser aus Rabat. Es war mir eine große Erquickung, denn um 1 Uhr hatten wir 29,2 Grad im Schatten, und die Höhe beirug nur 759 Meter.

Auf der rechten Seite unserer Route erhebt sich ein Gebirgsstock, der Lar heißt; denselben Namen trägt ein Tal, das von dort herabkommt und von unserer Straße gekreuzt wird; es enthält ein Rinnsal mit salzigem Wasser. Weiter landeinwärts heißt das Gebirge auf derselben Seite Kuh-i-piran.

Es ist 3 Uhr, als die Leute mir sagen, daß wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hätten; wir können die nächste Station also nicht mehr vor Dunkelwerden erreichen und sehnen uns nach der Dämmerung, die uns von der Sonnenglut befreien wird. Die Sonne ist in diesen Gegenden gefährlich; man kann, ehe man sich dessen versieht, einen Sonnenstich davontragen. Die Engländer rieten mir zu größter Vorsicht, und ich habe mir gleich zu Anfang ein weißes Tuch um meinen weichen Filzhut gewunden.

Auf der Südseite des Weges soll es in einiger Entfernung eine Süßwasserquelle namens Leshker-i-ab geben; einer meiner Leute mußte dorthin reiten, um den Gummischlauch zu füllen. Durch ein Tal im Süden tritt der Rud-i-piran aus dem Gebirge heraus; er ist jetzt trocken, aber wir sehen, wie seine Arme sich deltaförmig über den flachen Schuttkegel erstrecken. Vor uns steigt das Terrain an, und der südöstliche Horizont ist ganz nahegerückt. Unendlich weit, anscheinend grenzenlos erstreckt sich Afghanistan nach Nordosten, und der Boden dacht sich nach seinen Ebenen hin ab, die wie ein wirrer, gelber Nebel am Horizont verschwimmen. Es ist eine Sinnes Täuschung, wenn man glaubt, daß der Boden, anstatt nach dieser Seite hin abzufallen, sich dorthin hebe.

Ein weißgekleideter Mann auf einem hellfarbigen Kamel taucht aus der Einöde auf. Er nähert sich uns schnell, in eiligem Paß-

gang fliegt sein Kamel über den Schuttboden hin. Ach, das ist ja der Mann, der Wasser aus der Quelle Lescher-i-ab holen sollte! Als er die Straße erreicht hat, halten wir eine Minute Rast, um uns an frischem Wasser zu laben; dann schaufeln wir auf unserer Straße weiter.

Denselben Namen, den diese gesegnete Quelle führt, hat man auch einer besonders mächtigen Erosionsrinne gegeben, die wohl 100 Meter breit und 4 Meter tief ist. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr nähern wir uns hinter Kanduk dem Fuß des Gebirges. Die Sonne versinkt in Wolken, aber durch eine Lücke hindurch spannt sie noch ihre strahlenden Brücken nach dem fernen Osten, wo sie an den von Salz weißen Ufern des God-i-Sirre den Boden berühren.

Wir reiten über hügeliges, durchschnittenes Gelände und über löffelförmige Erhebungen, die die Fortsetzung kleiner, vorgehobener Ausläufer des Gebirges bilden, über zahllose Erosionsrinnen, die alle kein Wasser, aber etwas reichere Steppenvegetation enthalten, und die Stunden vergehen recht langsam. Der Abend zieht herauf, der Wind hat abgeflaut, aber die Zahl der Stechmücken hat sich vergrößert. Wir passieren eine vorgeschobene Bergkuppe nach der andern, schwarze, braune, rote, violette oder grünlich schillernde; dann und wann unterbricht Gelb sehr wohlthuend die dunkeln Farbentöne. Hinter dem roten Berg, den wir vor uns sehen, liegt, wie der Anführer der Reiterschar sagt, Muhamed Rizas Brunnen, unser heutiges Nachtlager. Wir reiten schneller, während die Dämmerung ihre weichen Schwingen über dieses öde Land ausbreitet, das nur gewinnen kann, wenn die Nacht seine Blöße in ihren Schleier hüllt.

Drunten im Flachland sieht man in Nordosten eine weiße Wolke längs der Erde heranrollen. Sie verfolgt dieselbe Richtung wie wir; sie rollt buchstäblich wie ein Lavaström vorwärts und verschlingt das eben noch sichtbare, weißgelbe Flachland Stück für Stück. Wieder ergreift der Führer der Eskorte das Wort und teilt mir mit, daß es Sturm geben werde; ich zweifle nicht daran, da mir diese Erscheinung nur zu gut bekannt ist. Als der Sturm uns erreicht hat, nimmt die

Dunkelheit zu, und alles wird so undeutlich wie bei Regenwetter. Stechmücken, Fliegen und Bremsen verschwinden; es wird kühl und lustig, und die Kamele freuen sich über diesen plötzlichen Umschlag der Witterung ebenso sehr wie wir.

Das Abenddunkel geht in Nacht über, und die dunkleren Kuppen der Berge sind nur noch schwach zu erkennen. Jetzt geht es zwischen kleinen Hügeln bergauf und bergab, und jenseits des großen Flußbettes Mafi-tscha erreichen wir das Bungalow beim Tschu-Muhammed-Niza. Man hat auf dem Hofe ein Leuchtfeuer für uns angezündet. Während wir auf die Karawane warteten, saßen wir, plaudernd und rauchend, im Kreise um das Feuer und entwarfen das Programm zu einem kleinen Abstecher nach dem Bette des Schela, das wir morgen besuchen wollten. Da ich hier nur eine Tagereise weit von ihm entfernt war, konnte ich es mir nicht versagen, dorthin zu reiten; es bedeutete nur einen kleinen Umweg, und nach einer Nacht im Freien konnten wir in der Nähe des Bungalow von Kirtaka wieder auf die große Straße gelangen. Mehrere Europäer hatten schon diese eigenartige Depression besucht.

Endlich kamen die Meinen an; meine ganze Habe wurde in den Zimmern des Stationshauses untergebracht, und Niza mußte das Abendessen bereiten. Die zwölf Dromedare, die ich gemietet habe, kosten bis Muschki nur 20 Rupien das Stück; die indische Regierung bezahlt für ihre Transporte sogar nur 16 Rupien. Ein gutes Kamel kostet 100 Rupien; wenn der Handel unter Belutschi abgeschlossen wird, nur 85. Meine großen turkmenischen Kamele waren also mindestens doppelt so teuer, aber sie waren auch bessere, stärkere Tiere.

Mit zwei Reitern und zwei Führern, sowie drei Kamelen ritt ich am 25. April nordostwärts nach dem Flachland hinunter, das um den Schela und den God-i-Sirre herum gelegen ist. Eine ganze Weile lang kann man dem Bette des Mafi-tscha folgen und unter seiner 7 Meter hohen Erosionsterrasse in kühlem Schatten reiten. Bald aber nehmen die Wände des Bettes an Höhe ab, wir kommen auf den Schuttkegel hinaus und befinden uns, wie meine Führer sagen, auf

afghanischem Boden. Hinter mir rollt sich das Gebirge in immer deutlicher werdender Perspektive auf; vor mir erscheint das Flachland immer mehr in unserem Niveau; gelbe Streifen künftigen Sandgürtel an.

Als wir um 11 Uhr den Rand des Schuttkegels erreicht haben, sieht das Landschaftsbild ganz verändert aus. Wir befinden uns hier sehr viel tiefer; der graue Schuttkegel ist in Verkürzung bis an den Fuß des Gebirges sichtbar, und wir selber sind unten auf der Ebene, auf der das Wasser des Maki-tscha nach Regenfällen seinen Schlamm ablagert. Beim Stationshause hatten wir uns in 1074 Meter Höhe befunden, und hier zeigte das Aneroidbarometer knapp die Hälfte, 525 Meter. Der Schuttkegel fällt sehr langsam zur Einsenkung ab.

Nach vier Stunden ununterbrochenen Marsches kamen wir an wahre Sagaulschungeln; hier baten meine Leute, ein wenig rasten zu dürfen (Abb. 263, 264). Während die Kamele weidend umhergingen (Abb. 265), wurde mein Pelz an einer schattigen Stelle unter einem dichten Sagaulstrauch im Sande ausgebreitet. Ich legte mich auf ihn und machte meine Aufzeichnungen; die Fliegen summten, ein lindes Lüftchen wehte durch die grünen Zweige: mir war, als ob ich an einem Hochsommertag irgendwo auf dem Lande im Grase liege. Es säuselt und rauscht so traumhaft schön in den Sträuchern, es klagt so wehmütig und unerklärlich. Es ist so feierlich einsam in dieser Gegend, wohin sich fast nie ein Mensch verirrt. Der Himmel ist klar, und die Flügel der Fliegen funkeln im Sonnenschein wie Diamanten.

Hier hatten wir die Hälfte des Weges nach dem Leb-i-hamun, dem „Rande des Sees“, wie meine Leute sich ausdrückten, zurückgelegt. Nachdem wir uns eine halbe Stunde ausgeruht hatten, ritten wir durch Unterholz aus Sagaul weiter. Sein Grün verriet, daß die Wurzeln bis zum Grundwasser hinabreichten; aber so frisch und intensiv grün wie die Tamarisken waren diese Kinder der Steppe nicht. Der Sand wird höher; wir ritten an Dünen vorüber, die gut 6 Meter hoch waren und deren steile Leeseiten stets nach Süden abfielen. Hin und wieder reiten wir auch über mit feinem Grus bestreute Stellen.

Diese wirken wie Öl auf die Wellen; überall, wo Grus auftritt, haben sich keine Dünen gebildet. Streckenweise sind die Wanderdünen sehr hübsch und regelmäßig gebaut; ihre Form läßt auf nördliche Winde schließen.

Wir reiten in schnellem Tempo. In der vorderen Vertiefung des Sattels habe ich heute einen Führer, der jedoch manchmal, wenn das Gelände schlecht ist, zu Fuß gehen muß. Als ich bei einer solchen Gelegenheit mit beiden Beinen nach links saß, um die Sonne auf dem Rücken und den leichten Wind ins Gesicht zu haben, wurde mein Kamel auf einmal unvermutet der Sache überdrüssig. Es legte sich auf einer Düne nieder, wälzte sich seitwärts und warf mich dabei rücklings ab, so daß ich hintenüber in den Sand purzelte. Mein linker Fuß steckte aber noch im Steigbügel, der sehr eng war, und als das Kamel sich eben so plötzlich wieder erhob, hätte die Situation recht ungemütlich werden können, wenn es mir nicht noch im letzten Augenblick gelungen wäre, den Fuß loszumachen.

Wir befinden uns in einem Meer von Dünen; jegliche Spur Pflanzenwuchs hat aufgehört (Abb. 266). Vor uns zeigen sich auf einer Anhöhe einige Ruinen; wir reiten dorthin und rasten eine Weile in dem längst verlassenen Dorf Sirre. Die Mauern von sechs Häusern stehen noch, während zwei andere Häuser gänzlich zerfallen sind (Abb. 267). Wir lassen hier zwei Kamele zurück, bei denen drei Männer bleiben; ich reite mit dem Führer weiter.

Der Boden besteht hier aus hartem, gelbem Lehm, in dem die Pflugschar des Nordwinds tiefe Furchen hinterlassen hat; hier steht auch noch in Streifen und Gürteln fußhohes, sprödes, verdorrtes Schilf. Der Führer macht mich aufmerksam, daß wir über alten Seegrund reiten, und fügt hinzu, daß der ehemalige See wenigstens in seinen äußeren Teilen süß gewesen sei, was durch das Schilf bestätigt wird, das sonst hier nicht hätte wachsen können.

Noch ein einstündiger Ritt, und wir sind am rechten Ufer des Schela angelangt (Abb. 268). Seine Erosionsterrasse ist hier steil und $5\frac{1}{2}$ Meter hoch, während die linke eine flache, durch Sträucher



264. Ein schöner Saxaulstrauch. (S. 351.)



265. Weidendes Dŕhambas. (S. 351.)



266. Ein Dünenmeer. (S. 352.)



267. Zerfallenes Haus in Sirre. (S. 352.)

maskeerte Böschung bildet. Der tiefste Teil des Bettes enthält salziges Wasser auf einer Unterlage kristallisierten Salzes (Abb. 269). Der Fluß ist hier nach Ostsüdosten gerichtet, soll aber nachher erst nach Osten und dann nach Ostnordosten abbiegen und sich noch eine gute Tagereise weiter hinziehen, ehe er in den God-i-Sirre, wie die Depression genannt wird, einmündet. Dieser See soll drei oder vier Tagereisen lang und wasserlos sein; da aber sein salzhaltiger Boden, wie es heißt, wenigstens stellenweise feucht ist, soll man ziemlich tief einsinken, wenn man eine Durchquerung des alten Sees versucht. Nach außergewöhnlich starken Regenfällen und hohem Wasserstand im Hilمند soll es gelegentlich vorkommen, daß sich im God-i-Sirre vorübergehend Seen bilden; die Tümpel, die noch im Bette des Schela stehen und flußabwärts immer kleiner und spärlicher werden, soll das letzte Hochwasser vor einigen Jahren zurückgelassen haben. Der God-i-Sirre ist also der äußerste, tiefstliegende Rezipient des Hilمندsystems, wenn gleich das Wasser heutzutage selten so weit dringt. Daß dies vor nicht so langer Zeit noch geschehen war, schien aus der Behauptung meines Führers hervorzugehen, sein Vater habe die Hütten des Dorfes Sirre noch bewohnt gesehen; der Führer war 45 Jahre alt. Er erinnerte sich, daß der Schela noch vor etwa 20 Jahren sehr wasserreich gewesen war und sein Ufer sich bis in die Nachbarschaft der Ruinen von Sirre erstreckt hatte. Nach McMahon ist der God-i-Sirre ein großer See von klarem dunkelblauem Wasser, 25 englische Meilen lang und 5 Meilen breit, auf allen Seiten von einem breiten Ring dichten Salzes umgeben. (Vgl. *Geographical Journal*, IX [1897], S. 393 fg.)

Am Ufer bestimmte ich die Höhe mit dem Kochthermometer, sie betrug 494 Meter; wir waren also vom Tschu-Muhammed-Riza binnen weniger Stunden 580 Meter hinabgestiegen.

Über alten Seeboden, wo das Schilf an der Steppenvegetation eine Nachfolgerin erhalten hat, reiten wir nach Südsüdosten weiter und können bequem den vom vorherrschenden Wind aufgeschwungenen Erosionsrinnen des Alluvialbodens folgen. Bei einem Gumbes, einem Grabmal, warteten die andern. Es wird wieder dämmerig, und alle Farben-

töne trüben sich; eine neue Nacht senkt sich auf das öde Belutschistan herab. Meine Reiter spornen die Kamele zu schnellem Laufe durch die Buschsteppe an, und als die Dunkelheit undurchdringlich geworden ist, sind wir wieder mitten in einer Sandwüste. Man sieht die Dünen und ihre Form nicht, aber man fühlt sie am Gange des Kamels; unaufhörlich scheint das Tier eine Steilwand kopfüber hinabzustürzen.

Jetzt galt es nur noch, einen Platz mit Brennholz zu finden. Nachdem dies gelungen war, richteten wir unser einfaches Lager zwischen einigen Dünen ein. Ich hatte kein Zelt mitgenommen; es ist mir immer sehr angenehm, im Freien zu lagern, den Himmel als Dach und das Lagerfeuer als Beleuchtung zu haben. Doch gerade als ich mein Abendessen verzehrte, kam ein heftiger Sturm aus Nordnordwesten, und nun hieß es, sich mit dem Essen zu sputen, ehe alle Speisen mit Sand gepfeffert wurden. Am Ufer des Schela hatten wir am Nachmittag 29,9 Grad im Schatten gehabt; jetzt war die Temperatur um 9 Uhr auf 20,5 Grad gesunken, und in der Nacht ging sie auf 12,9 Grad hinunter. Nach der Tageshitze ist die Nachtkühle ein wahrer Segen. Doch in den erstickenden Flugsandwolken, die uns umwirbelten, zog man es vor, sich lieber mit dem Pelz zuzudecken, als auf ihm zu liegen, und noch ehe im Osten der Tag anbrach, waren wir zur Hälfte in Sand begraben. Es ist aber immer besser, mit Sand durchpfeffert zu werden, als sich von Mücken aufessen lassen zu müssen.

Unmittelbar hinter dem Lager geraten wir in zusammenhängende Dünen, die bis zu 10 Meter hoch sind. Daß wir uns nicht mehr in einer ganz verlassenem Gegend befanden, zeigte sich bald daran, daß wir einem alten Mann mit einem Esel begegneten und gleich darauf drei Männer mit einem Kamel überholten. Wir waren auf die Straße gekommen, die die Station Kirtaka mit Bender am Hiluend verbindet. Ein Dschambas legt diese gut 100 Kilometer lange Strecke ohne geringste Schwierigkeit an einem Tag zurück. Auf dieser Straße gibt es zwei salzige Brunnen, deren Wasser nur im Notfall zum Tränken der Tiere benutzt wird. Die drei Männer erzählten uns,

daß in Bender auch Belutschî wohnten und daß sie selbst diesen „Hafen“ am Tag vorher verlassen hätten.

Im Süden treten die Umrisse des Gebirges wieder deutlich, aber blaß hervor. Schon um 7 Uhr früh haben wir über 20 Grad Wärme; auf der linken Seite des Körpers fühlt man sich weniger behaglich als auf der rechten, die im Schatten ist und durch den Morgenwind erfrischt wird.

Ein gewundener Durchgang zwischen den Dünen bietet einen vorzüglichen Weg; er ist ein Andenken, das eine kräftige Flut aus dem Gebirge hinterlassen hat. An seinen Seiten steht ein Wald üppiger Sakaule mit grazios herabhängenden, herrlich grünenden Zweigen. Diese Kinder der Wüste entzücken in der großen Einsamkeit das Auge, und ihr Grün tut in dem ewigen, gelben Sandmeer, das sie umgibt, außerordentlich wohl. Im Schatten des dichtesten Gebüsches, das wir ausfindig machen konnten, hielten wir eine Weile Rast; die Kamele mußten ein wenig weiden, und wir gaben ihnen alles Wasser, das wir noch in den Schläuchen hatten.

Hier beginnt wieder der sanft ansteigende Geröllabhang, den wir in südsüdöstlicher Richtung quer überschreiten. Einförmig ist das Land; die Stunden vergehen sehr langsam, aber die Kamele laufen schnell und bewegen ihre langen Beine tüchtig. Ihr wiegender Gang ist jetzt weicher, da ich vor mir in der vorderen Sattelmulde einen Reiter habe; wenn ich allein auf meinem Kamel sitze, stößt es mehr.

Der dunkle Grus ist von der Sonne heiß geworden, und da die nördliche Brise über ihn hinstreicht, wird auch sie warm. Manchmal wird man von so heißen Windwellen umspült, daß sie aus einem Ofen zu kommen scheinen. Im Ostsüdosten tauchen ganz in der Ferne am Rande des Horizonts neue Gebirge auf.

Gegen 3 Uhr nachmittags überschreiten wir die Grenze zwischen Afghanistan und Belutschistan; sie ist durch eine nicht sehr große Steinspyramide bezeichnet. Bei der großen Marschgeschwindigkeit, die wir den ganzen Tag über beibehalten haben, legen wir weite Entfernungen zurück, und schließlich sehen wir denn auch den Erdhügel, an dessen

Basis die Quelle von Kirtaka in 999 Meter Höhe aus der Erde tritt. Am Rande eines ihrer Becken steht Newenk, eifrig trinkend, und der junge Riza kommt mir munter entgegen und ruft schon von weitem fein „Salam aleikum!“

Es sind ideale Behausungen, diese Bungalows an der englischen Heerstraße durch Belutschistan (Abb. 270); es sind freundliche, schattige Freistätten für müde Wüstenwanderer, die sich nach ihrem schützenden Dach ebenso sehr sehnen, wie der Bergsteiger in den Alpen nach der Schutzhütte. Alle sind nach demselben Plan gebaut; man glaubt infolgedessen, auf dem ganzen Weg immer wieder in dasselbe Haus zu kommen. Dank einem Säulengang kann die Sonne nie die Fassade erhitzen. Im rechten Winkel zur Hauptfront geht ein Gang mitten durch das Haus. An der rechten Seite des Ganges liegt ein großes Zimmer für Diener, an der linken ein solches für Sahibs. Dieses ist mit einem Tisch, zwei Stühlen, einem bequemen Liegestuhl, wie man sie auf den Dampfsern auf Deck zu benutzen pflegt, und einer Bettstelle möbliert; es hat Teppiche und Gardinen, eine Lampe, einen Leuchter mit einem kleinen Glasschirm und, für den Winter, einen offenen Kamin. Es fehlt nicht einmal das emaillierte Service und das nötige Kochgeschirr. Das Allerbeste ist jedoch das Badezimmer mit Waschoilette und Badewanne. Wenn ich abends ankomme oder morgens aufstehe, ist es stets mein erstes, ein gründliches Bad zu nehmen, denn nur dann kann man sich des sonst so seltenen Gefühles der Kühle erfreuen.

Kurz, diese Stationshäuser seien gepriesen! In ihnen ist die Luft viel kühler als in einem Zelt, und im Winter gewähren sie Schutz gegen die schneidend kalten Stürme. Das einzige, was man an ihnen tadeln könnte, ist, daß die ins Badezimmer führende Tür einen Dezimeter zu niedrig ist. Man stößt sich jedesmal den Kopf an, wenn man zum Baden geht, und natürlich denkt man nicht eher daran, den Rücken zu beugen, als in dem Augenblick, da man mit der Stirn gegen den oberen Türrahmen gefahren ist. Man muß sich auch erst nach Skorpionen und Spinnen umsehen, ehe man sich in einem Bungalow häuslich niederläßt. Leider sind in dieser Jahreszeit

nachts alle Türen und Fenster zu schließen, wenn man nicht von den Mücken aufgefressen werden will; man hat also keine Gelegenheit, erfrischende Zugluft zu genießen.

Man würde den Salzgehalt des Wassers der Kirtakaquelle gar nicht merken, wenn man es eiskalt trinken könnte; da man es aber lauwarm genießen muß, läßt sich nicht vermeiden, daß man den widerwärtig bitteren Beigeschmack spürt. Der Stationsvorsteher sagte mir, daß alle Fremden, die im Sommer aus der Quelle tranken, krank würden, daß aber der Genuß des Wassers jetzt keine bösen Folgen habe. Der Sommer mit seiner glühenden Hitze beginne erst in vier Wochen und dauere gegen vier Monate. Die Belutschi könnten das Wasser jederzeit ohne Nachteil für ihre Gesundheit trinken. Die meisten Stationen hätten aus ähnlichen Gründen Destillierapparate erhalten.

Die große, gelbe Schlammfläche, die sich im Norden am Fuß des Schuttkegels ausdehnt, heißt Naword; sie ist fast ganz vegetationslos. Nach heftigen Regengüssen werden große Schlammassen dorthin geschwemmt. Wenn der Schlamm getrocknet ist und der „Sturm der 120 Tage“ wütet, wird der Boden wieder aufgerissen. Das Wasser und die Winde streiten sich hier um die Herrschaft und arbeiten einander entgegen, und das feste Material ist ein Spielball in ihren Händen.

Auf die vernünftige Bitte der Karawanenleute änderte ich die bisherige Marschordnung dahin, daß die Karawane von nun an des Nachts marschieren durfte. Mich begleitete also nur mein Bett samt den wenigen Sachen, deren ich unterwegs bedurfte.

Am 27. April zieht sich der Weg unendlich weit ganz gerade nach Ostjüdosten. Da wir auch der Sonne gerade entgegenreiten, wird es schon am frühen Morgen recht heiß; die Uhr in der Westentasche ist so erhitzt, daß ich sie kaum anfassen kann. Um 9 Uhr nehmen wir den ersten Schluck aus dem Gummischlauch, der mit angefeuchtetem Segeltuch umhüllt ist und infolge der Verdunstung leidlich kühles Wasser enthält. Man transpiriert außerordentlich stark und muß viel trinken, um sich erfrischt zu fühlen. Ich trage einen dunkelblauen,

dünnen Anzug, und die Uhr in meiner Tasche ist viel heißer als die Tasche selbst; verdecke ich aber die Tasche von außen mit einem weißen Taschentuch, so wird die Uhr nicht heiß. Auf dieselbe Weise schützt ein indischer Helm das Gehirn. In Ermangelung eines solchen habe ich mir ein Badehandtuch um den Filzhut gewunden, und wenn ein Wind geht, nehme ich die ganze Geschichte sekundenlang ab und habe dann ein angenehmes Kältegefühl.

Der Schuttkegel ist schwach durchschnitten. In den Einjenkungen rückt der Horizont näher, auf den Bodenerhebungen scheint er in der Ferne zu verschwinden. Im Ostnordosten sieht man einen kleinen, schwarzen Felskügel aus den Sandwellen des Wüstenmeeres aufragen. Man ist ganz verdukt, als der Weg auf einmal nach Süden abbiegt, nach dem Fuß des Gebirges ansteigt und in ein Tal zwischen sterilen, verwitterten Bergen hineinführt, in dem die Hitze viel drückender ist als draußen auf der Ebene; denn dort kommt uns auch das geringste Lüftchen zugute, hier aber sind wir im Windschatten, von dunkeln, erhitzten Felswänden umgeben. Ein Postreiter kommt auf seinem Dschambas angeschaukelt, ein „Dukandar“ oder Ladenbesitzer bringt auf mehreren Kamelen Waren nach Seistan. Von einer kleinen Paßschwelle in 1085 Meter Höhe sehe ich im Sonnenbrand das Bungalow und die übrigen Gebäude von Saindek (1039 Meter Seehöhe) liegen, und wir beeilen uns, dorthin zu gelangen.

Dort gibt es eine Apotheke und einen eingeborenen Arzt, der sich erkundigt, ob zufällig einer unserer Gesellschaft die Pest mitgebracht habe. Dort gibt es auch eine Post- und Telegraphenstation und im Bungalow einen Kranladen, in dem man Reis, Kases und Zündhölzer, weiter aber nichts, kaufen kann. Eine Gesellschaft Belutschhirten hat ihre einfachen Erd- und Steinhütten in der Nähe (Abb. 271, 272 und 281). Sie besitzen Schafe und Ziegen, sind zerlumpt und arm und ähneln ihren persischen Vettern gar sehr. Ihre Herden müssen außerordentlich genügsam sein, da sie in diesem öden, kargen Lande leben können. In der Nähe von Saindek kommt Bleiglanz vor, von dem ich mehrere Stücke mitnahm.

Um 1 Uhr 30,1 Grad; es wird immer besser! Im Bungalow waren es um dieselbe Stunde 7 Grad weniger. Am Tag wird man von Fliegen, nachts von Mücken verfolgt. Spät abends wurde die Karawane marschbereit gemacht, und still, ohne Glockenklang, verschwand sie im Dunkel der Nacht. Ich war mit dem Leuchter draußen, um ihrem Abmarsch zuzuschauen. Dabei kam eine jener behaarten giftigen Spinnen mitten in unsere Gruppe hineingelaufen und erregte dort ein Gelaufe, ein Geschrei und eine Aufregung, als ob Feuer ausgebrochen sei. Schließlich gelang es einem Mann der Eskorte, das Tier totzutreten.

Am 29. April brechen wir um 7 Uhr mit drei Kamelen und Wasser für zwei Tage auf. Der Weg führt zwischen kleinen, verwitterten Bergen und Rämmen, dem Kuh-i-Saindek, dem Kuh-i-Amelaf und dem Malan-kuh. Ein kleiner Paß liegt 1121 Meter hoch. Bei dem kleinen „Tana“ oder Militärposten Amelaf, einem viereckigen Gemäuer mit Türmen an den Ecken, soll es sehr gute Weide geben, auch Wasser gibt es, das aber nicht ganz gut ist.

Stundenlang ziehen wir in einem breiten, flachen Längental zwischen zwei Rämmen hin, die immer niedriger werden, je weiter es nach Südosten geht. Es beginnt aus Süden zu wehen. Der Wind wird nach Mittag stärker und treibt gelbe Staubsäulen vor sich her, die Rauchwolken gleichen; aber dieser Wind ist so glühend heiß wie ein Backofen, er bringt uns keine Kühlung wie der herrliche Nordwind in Seistan, er kommt aus erhitzten Wüstengegenden, während der Nordwind frühlingskühlen Regionen entstammt. Um 1 Uhr zeigt das Thermometer 35,5 Grad im Schatten! Es war von dem letzten Maximum ein großer Sprung um ganze 5 Grad, aber ich merke, daß ich sehr gut noch eine Steigerung um einige Grade ertragen kann, ohne daß es mir schwarz vor den Augen wird. Das Schlimmste ist, daß wir der Sonne gerade entgegenreiten und ihrer direkten Glut ausgesetzt sind. Ich steige ab und gehe eine Strecke, aber dabei ist es noch ärger. Der Boden ist so heiß, daß man sich die Hand daran verbrennt; da ist es immer noch besser, sich ein paar Meter über ihm zu

befinden. Einige leichte Wölkchen verschleiern die Sonne und dämpfen ihre Glut; ich ziehe vor ihnen den Hut und lasse mir den Südwind durch das Haar wehen.

Wieder gelangen wir zwischen kleinen Bergen aus Porphyrit auf kuppiges Terrain. Im Norden der Straße, der wir folgen, verbindet die alte Straße Saindek mit Tschasindan; dort gelangen wir vier Tage später wieder auf die alte Straße. Diese Strecke der alten Straße ist aufgegeben worden, weil sie immer mehr verlandet und weil man auf ihr Gefahr läuft, zu verdursten, da man dort drei Tagereisen weit kein Wasser findet; erst kürzlich sind zwei Männer vor Durst umgekommen. Auf der neuen Straße, die seit vier Jahren benutzt wird, gibt es bei jeder Station Wasser, nur nicht in Burgar, unserem heutigen Ziel, das in 968 Meter Höhe liegt.

Burgar ist der Name eines Berges auf der Nordseite des Platzes, wo mein Zelt aufgeschlagen worden ist. Drinnen im Zelt war es grauenhaft heiß, und noch um 7 Uhr abends zeigte das Thermometer 31,1 Grad. Als die Karawane sich bald darauf zum Abendmarsch rüstete und mein Zelt einpackte, wurde mein Feldbett unter freiem Himmel aufgestellt, und bald erhob sich auch die nächtliche Brise, die die Mücken fernhielt. Der Mond schien klar, und die Sterne funkelten in der kühlen Wüstenluft. Leider aber legte sich der Wind schon gegen 2 Uhr wieder, und als ich am Morgen erwachte, hatten mich die blutdürstigen Insekten gründlich gebrandschagt.



268. Der Schela zwischen Steppe und niedern Sanddünen. (S. 352.)
Rechts in der Ferne der God-i-Sirre.



269. Salzwasser im Bett des Schela. (S. 353.)



270. Bungalow auf dem Weg nach Nufchki. (S. 356.)



271. Belutfchi. (S. 358.)

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Durch Belutschistan.

Wenn das Minimum in der Nacht 21,3 Grad betragen hat, kann man vom Tag nicht viel Gutes erwarten. Die Sonne ging strahlend klar auf, versteckte sich aber schon um 7 Uhr hinter Wolken — man segnet diese natürlichen Sonnenschirme und wünscht nur, daß sie so lange halten möchten, bis man das nächste Bungalow erreicht. Sie dämpfen auch die Beleuchtung; im Sonnenschein werde ich selbst mit doppelter Schneebrille durch die ungeheuer starken Reflexe vom Boden beinahe geblendet.

In Begleitung Newenks, der die Karawane während der Nacht verlassen hatte und zu mir zurückgekehrt war, brachen wir um 6 Uhr auf und ritten gerade nach Osten. Rechts haben wir einen niedrigen Kamm, links einen etwas höhern, aber das Terrain fällt nach Norden ab, und die Erosionsrinnen aus dem südlichen Gebirge durchbrechen das nördliche. Der Boden ist ein wenig kuppelt und mit grün-violetttem Grus aus Kalkstein, Tuff und schlackigem, verwittertem Porphyr bedeckt, alles Gesteine, die in einiger Entfernung anstehend vorkommen.

Wie ist dieses Land doch so trostlos einförmig! Ganze Stunden weit verändert sich sein Aussehen nicht, und ich kann ruhig auf meinem Dromedar sitzen und lesen. Was mich am meisten interessiert, ist das Wetter; im Osten regnet es auf einem kleinen Fleck, aber im Süden ist der Himmel klar geworden. Wenn wir doch die Station noch

erreichten, ehe die Wolken über uns ebenfalls verschwinden! Ich freue mich über jeden Tag, den ich auf dieser endlosen Straße nach Osten hinter mir habe. Es summt in den Telegraphendrähten neben dem Wege, politische Geheimnisse laufen durch diesen Draht hin und her.

Schon vor 9 Uhr ist es im Zenit ganz klar, und um 1 Uhr sind es 33,2 Grad im Schatten. Dann und wann fliegt eine Bremse wie ein Pfeil durch die Luft, saust einmal um das Dromedar herum und verschwindet wieder. Wir reiten an einem ziemlich hohen, isolierten, auf der Nordseite der Straße liegenden Bergstock vorüber, der *Kuh-i-belil* heißt. Links wird das Land offener, mit vereinzelt kleinen Bergen. Hier senkt sich das Gelände nach Süden; wir befinden uns also auf einer Anschwellung der Erdoberfläche, die nordwärts nach dem *God-i-Sirre* und südwärts nach dem *Hamun-i-Majschil* entwässert wird.

„Dort haben wir das Bungalow der Station *Humei*“, diese langersehnte Ankündigung des Führers läßt sich endlich hören. Kaum sind wir vor der Tür dieses in 1002 Meter Höhe gelegenen Zufluchtsortes angelangt, als ich auch schon nach dem Badezimmer eile. Das Haus war kleiner als die, welche ich bisher besucht hatte, wurde aber außerordentlich in Anspruch genommen, denn bald nach mir traf *Mr. Ogilvie* mit sechs Soldaten und einem Transport von 25 Dromedaren aus *Quetta* ein. Er war ein sehr sympathischer, liebenswürdiger junger Mann, der in seiner Eigenschaft als Großbritanniens „erster Konsul“ in *Bam* dorthin reiste, um sein neues Amt anzutreten, eine richtige Deportation, denn in *Bam* sollte er als einziger Europäer hausen.

Noch ein dritter Reisender hielt sich in *Humei* auf, der Kaufmann *Suliman Dsch*i, der auf 100 Dromedaren indische Waren nach *Seistan* beförderte. Er hatte gerade einen Brief von *Achref Chan* erhalten, der ihn vor der Pest warnte und ihm mitteilte, daß die Bewohner von *Seistan* entweder tot oder geflüchtet seien. *Ogilvie* riet ihm, mit seinen Waren lieber nach *Bam* und *Kirman* zu gehen.

Am 1. Mai wurde später als gewöhnlich aufgebrochen. Wir waren noch nicht weit gelangt, als ich merkte, daß *Newent* fehlte;

als wir ihn riefen, kam einer der Leute der Station und brachte ihn; er lief aber nur eine kleine Strecke mit uns. An einem schatten spendenden Strauche kratzte er den Sand auf, legte sich in die Grube und gehorchte nicht, als wir ihn riefen. Er mußte also seinem Schicksale überlassen werden; er fühlte wohl selbst am besten, daß er noch einen so glühenden Tag nicht würde überstehen können. Am Morgen hatte ich ihn zum letztenmal mit Brot und dem Besten meines Frühstückstücks traktiert, und nun mußte mein treuer Hund, der mich von Kerim Chan an begleitet hatte, andern Schicksalen entgegengehen, dachte ich, als ich ihm noch einen Abschiedsblick zuwarf.

Der Tagemarsch führte durch ebenso ödes Land wie bisher, zwischen roten und schwarzen Bergen aus graugrünem Diabas, Kalkstein und Granit, öden Dünen, dunkeln Grus und spärlichen Steppenspflanzen hin (Abb. 273). Bei der Quelle Meschki-tscha in 938 Meter Höhe gibt es eine Windmühle, einige Palmen — ein ebenso außer gewöhnlicher wie belebender Anblick — und ein treffliches Bungalow. Die Palmen wachsen neben einem Wallfahrtsorte namens Siaret-i-Sultan, mit einer Steinmauer, zwei Grabmälern und den üblichen flatternden Lumpenwimpeln. Ubrigens hat der Ort Meschki-tscha Post und Telegraph, und ich erhielt einen freundlichen Gruß von Major Benn in Ruschki, der mir mitteilte, daß die „Tanadare“, die Stationsvorsteher, auf dem Wege Befehl erhalten hätten, mir in jeder Weise zu Diensten zu stehen. Es gibt dort auch ein Serai und einen Laden; wir konnten Schafe, Hühner, Eier, Milch und Zucker kaufen und lebten herrlich und in Freuden. In der Umgegend gibt es mehrere Quellen, die aber alle mehr oder weniger salzhaltig sind. Bei einer dieser Quellen, die beim Siaret-i-Sultan entspringt, betrug die Temperatur im Quellenmunde 22 Grad; sie bildete ein natürliches Becken, aus dem die Dromedare zu trinken pflegen. In einiger Entfernung liegt auf der Nordseite des Bungalows auch eine Quelle mit gutem, süßem Wasser, aus der wir vier Gummischläuche für meinen persönlichen Bedarf füllten; die Belutschji stört es nämlich durchaus nicht, auf den beiden folgenden Stationen salziges Wasser trinken zu

müssen, aber Reisende, die nicht an den Genuß salzhaltigen Wassers gewöhnt sind, sollen sich dadurch recht unangenehme Verdauungsstörungen zuziehen.

Wer erschien am Morgen in der Tür? Kewenk, der so unbefangen hereinspazierte, als ob nichts vorgefallen sei. Mit dem Schwanz wedelnd, schien er mir zu raten, ja im Schatten zu bleiben, bis es wieder Winter und kalt sei. Die Freude des Wiedersehens war beiderseits sehr groß, und der Hund, der während der Nacht unserer Spur gefolgt war, erhielt gleich eine ordentliche Mahlzeit und Wasser. Ich sah es als selbstverständlich an, daß er uns künftig nachts nachlaufen werde. Doch als wir am Morgen des 2. Mai aufbrachen und er im Bungalow liegen blieb, wurde es mit der Trennung Ernst; ich habe ihn nicht wieder gesehen. Ich ordnete vor meiner Abreise noch an, daß die Leute der Station ihn, falls er dort bleibe, gut behandeln und ihn mit einer Karawane nach Persien zurückschicken sollten.

Bei Meschki-tscha geht es über ein tiefes Erosionsbett, das Rud-i-roghane heißt, aus dem Damudimgebirge kommt und sich nach Süd-südosten hinzieht. Am Morgen wehte es ein wenig, und der Himmel war betäubend klar, obendrein haben wir die Sonne gerade im Gesicht. Zwischen Osten und Westen ist der Horizont so gleichmäßig gerade wie ein mit dem Lineal gezogener Strich, und so weit der Blick reicht, läuft die Straße schnurgerade nach Ost-südosten. Man hat freilich sein Bestes getan, um den Grus beiseite zu räumen, damit der Weg gangbar bleibe, aber der Boden ist hart und bedeckt sich immer von neuem mit scharfkantigem Grus, der die Fußschwielen der Dromedare stark mitnimmt. Einer unserer Leute ging barfuß, aber auch seinen gegerbten Fußsohlen war der Boden doch zu reibeisenähnlich, und er zog seine Schuhe wieder an.

So bleibt die Landschaft eine Stunde um die andere. Auf der rechten Seite der Straße zieht sich ein schmaler Dünengürtel hin, der sich langsam von ihr entfernt. Infolge einer Luftspiegelung scheint er am Ufer eines Sees zu liegen, in dessen ruhiger Wasserfläche die

Dünen sich spiegeln — jedoch so, daß die Spiegelbilder mehrfach höher sind als die Originale.

Wieder vergehen zwei Stunden. Die Landschaft ist unbeweglich dieselbe. Die niedrige, gelbe, pyramidenförmige Spitze des Muh-i-Sultan thront auf einer roten, scharfgipfligen Kette mit sanft abfallendem Schuttkegel. Im Süden dehnt sich in immer größer werdender Entfernung die endlose Wüste mit ihren Dünen aus. Saatträhen sitzen auf den Isolatoren der Telegraphenstangen und fliegen vor uns von einer Stange zur andern. Hin und wieder stoßen wir auf den vertrockneten Kadaver eines mit zurückgebogenem Halse verendeten Dromedars — gescheiterte Wüstenschiffe!

Noch zwei Stunden; es ist 1 Uhr, und das Schleuderthermometer zeigt 36,9 Grad im Schatten! Man sieht die Luft vor sich in dieser Glut zittern. Hin und wieder ein leichtes Bachbett mit einigen verdorrten Grasbüscheln. Zweimal geht es an kleinen, dachlosen Moscheen oder Bethäusern einfachster Art vorüber. Ringsherum ein Kreis schwarzer Steine und an der Westseite ein niedriger Steinhaufen oder Altar, das ist alles; ein kleiner, mit Steinen eingegegter Pfad führt von der Straße in das Rondell hinein, wo Wanderer ihre Andacht verrichten können, ehe die Sonne untergegangen ist.

Dort hinten in der Ferne zeigt sich das Bungalow der Station Kundi (753 Meter Seehöhe): es scheint ein wenig über dem Horizont zu schweben — die Luftspiegelung macht sich wieder geltend. Noch immer tote Dromedare, die auf dem Heimweg zusammengebrochen sind; zwei Raben halten bei den verwesenden Resten Wache.

Die nächste Tagereise bringt keine Abwechslung. Die Landschaft bleibt, wie sie gestern war; der einzige Unterschied besteht darin, daß die Telegraphenstangen jetzt an der rechten Seite der Straße stehen! Im Norden haben wir niedrige Berge, im Süden fällt das Terrain außerordentlich langsam nach dem Hamun-i-Maschkil ab. Wir reiten nordostwärts; es ist völlig windstill, und wir reiten schnell, um wenigstens das Gefühl leichter Zugluft zu erzielen. Und doch ist die Luft so ruhig, daß man eine brennende Kerze in der Hand halten könnte. Un-

1 Uhr sind es in 766 Meter Höhe im Schatten 39,9 Grad; man kann sich einbilden, geradewegs in einen Ofen hineinzumarschieren, und es wird einem schwarz vor den Augen. Die große Hitze ist mit einem Schlag über uns gekommen, und wir haben von den uns noch bleibenden Reisetagen nicht viel Gutes zu erwarten. Die Frühstückskraft unterbricht die Einförmigkeit des Tages ein Weilchen. Aber eine ungetrübte Auffrischung ist auch sie nicht. Ein Mantel wird auf der Erde ausgebreitet, aber der Boden ist so glühend heiß, daß man ebensogut auf einem geheizten Kochherd sitzen könnte. Das Wasser ist schal, und sein unangenehmer Beigeschmack macht sich geltend; aber mit Hilfe der Kakes und der Marmelade bringt man es hinunter und kann nachher transpirieren.

Wir sind im Bungalow der Station Trato in 777 Meter Höhe angelangt. Ihr Brunnen ist 2,48 Meter tief; die Temperatur des Wassers beträgt 22,4 Grad. Um 7 Uhr beginnt es heftig aus Nordnordwesten zu wehen, aber noch um 9 Uhr haben wir 27,4 Grad. In der Badewanne sind es 23 Grad, aber im Bungalow kann man in dieser trocknen, drückenden Hitze ersticken, und ich ließ deshalb mein Bett ins Freie bringen und lag beinahe nackt darin, um vom Winde gekühlt zu werden. Doch der Wind war trügerisch; lange vor Mitternacht war die Luft wieder ruhig, ich wurde von den Mücken angegriffen und mußte unter die Filzdecke kriechen. Man hätte an diese Stationshäuser Treppen anbauen sollen, die zu einem flachen Dache hinaufführen, wo man im Sommer besser der Zugluft ausgesetzt sein und sich ein wenig über dem erhitzten Erdboden befinden würde.

Weshalb bereisen die Engländer diese Handelsstraße nicht mit Automobilen? In rasender, ungehemmter Geschwindigkeit würde man über die ebene Wüste hin in einigen Stunden von Ruschi nach Rabat fahren können.

Schon kurz nach Sonnenaufgang ist es glühend heiß; keine Wolken, kein Wind, aber ein leichter Dunstnebel schwebt über der Erde. An diesem südlichen Himmel klettert die Sonne so hoch, daß der Nebel die Hitze nicht zu dämpfen vermag; nur die Landschaft wird durch ihn undeutlicher, und die kleinen Gebirge in der Ferne verschwinden.

Grau, unfruchtbar und öde! Man kann sich eine so von Gott verlassene Gegend wie diese kaum denken. Nach zwei Stunden überschreiten wir einen magern Steppengürtel (Abb. 274), wo auf jedem Büschelchen grünlichgelbe Heuschrecken in dicken Trauben aufeinander sitzen und eine kleine Strecke weiter hüpfen, wenn wir sie in ihrer Ruhe stören. Bremsen verfolgen die Dromedare, und Stechfliegen plagen und kitzeln sie in der Nase, so daß sie beständig schnauben und keuchen, um diese eigensinnigen Quälgeister loszuwerden.

Ein Gürtel außerordentlich regelmäßiger Dünen kreuzt unsere Straße. Sie sind 3—4 Meter hoch, stehen etwa 100 Meter voneinander und sind nirgends zusammengewachsen. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Dünen sind völlig sandfrei; nur hier und dort ist ein Dromedar skelett in Flug sand eingebettet. Die Dünen sind halbmondförmig, aber ihre Hörner ziehen sich sehr lang nach der Lee-seite hin, und ihre ganze Lage läßt den Einfluß des Nordnordwestwindes erkennen. Die Dünen gesellschaft ist also auf der Wanderung nach Südsüdosten begriffen. Wahrscheinlich bilden sie sich in einiger Entfernung von hier irgendwo im Norden, und weiter südwärts werden sie sich irgendwo auflösen und verschwinden. Aber gerade in der Gegend, wo sie die Heerstraße kreuzen und zufällig alle Bedingungen ihrer Entstehung vorhanden sind, werden sie vom Winde modelliert. Es sind vorübergehende Bildungen; sie ziehen wie Märchenschiffe über das Meer der Wüste hin. Wenn es ruhig ist, liegen sie still und regungslos wie Holzklöbe; wenn es heftig weht, umwirbelt sie ihr eigener Sand, und sie setzen dann ihren Zug nach Südsüdosten fort.

Eine der größten Dünen lag jetzt gerade mitten auf der Straße und versperrte den Weg; in folgedessen zweigte sich dort ein Pfad von der Straße ab, der links um die Windseite der Düne herumführte. Der Pfad war so ausgetreten, daß man sah, daß die Düne sich schon seit langer Zeit nicht in erwähnenswertem Maße weiterbewegt hatte. Zwanzig Meter seitwärts von diesem Pfade war noch ein zweiter, älterer Pfad, der deutlich erkennen ließ, daß die Düne um eben diese Meterzahl vorgerückt war. Es bedarf nur der Stürme eines einzigen

Sommers, um diesen Sandhaufen wieder von der Straße hinunterzubringen.

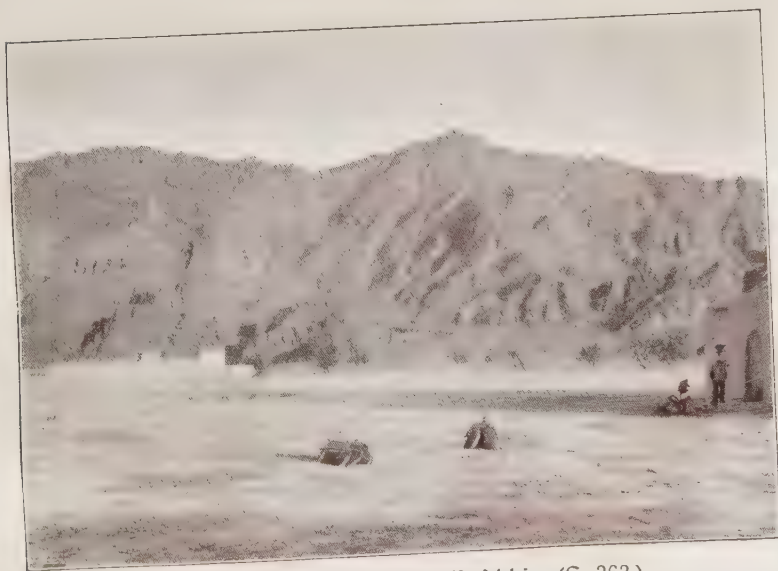
Eine andere Düne kreuzte die Telegraphenlinie gerade zwischen zwei Stangen. Der höchste Teil ihres rundgebogenen Kammes würde den Draht berührt haben, wenn man nicht mitten auf dem Kamm einen provisorischen Galgen errichtet hätte, um den Draht zu heben.

Wir zogen durch drei Dünenstreifen. Sie scheinen insofern von der Gestalt des Bodens unabhängig zu sein, als sie, ohne nennenswerten Sandverlust zu erleiden, 2 Meter tiefe Erosionsrinnen kreuzten. Es weht ein wenig, und hin und wieder segelt eine dichte Trombe gelben Sandes lautlos wie ein Gespenst nach Ostnordosten. Eine solche Trombe stand einen Augenblick mitten auf dem Kamm einer Düne still, drehte sich dort wie ein Kreisel um sich selbst und zog wie eine Saugpumpe den Sand aus der scharfen Kammlinie heraus. Es sah genau so aus, als ob aus der Düne Rauch aufsteige, und in der glühenden Hitze konnte man beinahe erwarten, Flammen herauszuschlagen zu sehen. Ein anderer Zyklon wirbelte mit solcher Heftigkeit gerade über uns hinweg, daß die Dromedare zu laufen begannen, um seiner Umarmung zu entinnen; man mußte die Knie sehr fest anstemmen, um nicht vom Dromedar hinabgeweht zu werden.

Beinahe unheimlich still, hell und heiß umgibt die Wüste auf allen Seiten das kleine Bungalow Tscha-Indan, das in 933 Meter Höhe liegt. Man konnte auf dieser Station nur Milch erhalten, aber man zürnt ihr wegen ihrer Armseligkeit nicht, wenn man an ihr vorzügliches Wasser denkt, das beste, das ich seit dem Hilmeid getrunken habe. Der Brunnen ist etwas tiefer als 9 Meter, und das Wasser hatte eine Temperatur von 23,1 Grad. Auch andere Brunnen gibt es in der Nähe. Man trinkt große Mengen, man transpiriert ungeheuer, man nimmt den ganzen Tag ein kostenloses Dampfbad, und die Poren werden nur zu sehr offen gehalten, es tropft förmlich aus ihnen. Das erste Bad nach der Ankunft ist der schönste Augenblick des ganzen Tages; daß man diesen Genuß haben kann, ist beinahe die stundenlange Qual wert. Hierauf sitze ich im Lehnstuhl,



272. Belutjchirten. (S. 358.)



273. Auf dem Weg nach Nufchki. (S. 363.)



274. Ein magerer Steppengürtel. (S. 367.)



275. Nomadenzelt. (S. 372.)

und um 7 Uhr gehe ich hinaus, um die Karawane, die Riza stets begleitet, abmarschieren zu sehen.

Aus schwedischen Zeitungen habe ich mir einen Stanleyhut gemacht, der mehr praktisch als hübsch ist. Ich habe Zeitungsblätter in lange Bahnen gefaltet, sie spiralförmig gerollt und, eine Schicht über der andern, zu einem Bienenkorb zusammengenäht.

Stundenlang kann ich den großen Käfern zusehen, die draußen auf dem Hofe Kugeln aus Dromedarmist nach den Aufbewahrungsstellen rollen, die diese ausdauernden kleinen Arbeiter in dem harten Lehm Boden ausgekratzt haben. Sie gehen rückwärts und rollen die Kugeln mit den Hinterbeinen; bei kleinen Unebenheiten des Bodens gleiten die Kugeln wieder zurück, aber die Käfer machen sich sofort von neuem an die Arbeit und versuchen es immer wieder, die Kugeln über die höckerige Stelle hinüberzurollen, bis es ihnen gelingt. Sie lehren mich Geduld; einmal werde auch ich aus dieser Wüste herauskommen. Es gibt im südwestlichen Afghanistan eine Gegend, die „Höllenvüste“ heißt. Der Name würde für Nordbelutschistan ebenso gut passen.

Im Osten von Tschafindan führt ein großes Schwemmbett nach dem Hamun-i-Maschkil hinab. Es kommt aus der Gebirgsgegend Melkarnu, die im Norden unserer Straße liegt, und ruft ein wenig Vegetation hervor, die aus Tamarisken und Steppengras besteht. An der Ostseite des Bettes tritt wieder Kiesboden auf, auf dem wir auf eine ganze Völkerwanderung hellgrüner Heuschrecken stießen, die in dichtgedrängten Scharen quer über den Weg wanderten oder vielmehr hüpfen. Wir begegneten noch zwei solchen Wanderzügen. Ein unaufhörliches Säusen geht über den Boden hin, wenn wir quer durch diese lebenden Ströme schreiten, in denen verschiedene Wanderer zu Brei zertreten werden.

Jenseits einer größern Mulde mit Tamarisken, deren Wurzeln zum reichlich vorhandenen Grundwasser hinabreichen, zeigt sich bei einer kleinen Gebirgsschwelle die Oase Maligat-i-barut, wo zwei ziemlich tiefe Süßwasserbrunnen in den Kiesboden eingesenkt sind. Das Erstaunlichste und Anziehendste dieses Ortes ist sein aus fünfzig oder

sechzig Palmen bestehender Hain, dessen zum Teil ziemlich hohe, schlanke und schöne Bäume in die gelbe, brennendheiße Wüstenei eine entzückende Abwechslung bringen. Sie trugen wenig Früchte und sahen schlecht gepflegt aus; Menschen weilten jetzt hier nicht, aber auf den Blättern wimmelte es von Heuschrecken, und eine Schlange entwischte in ein Loch unter einer Wurzel.

Wir gelangen in ein Tal zwischen schwarzen, verwitterten Hügeln aus Quarzit. Die Steine des Bodens sind so erhitzt, daß man sie nicht in der Hand halten kann. Als wir um 1 Uhr eine Weile rasten, kann man sich nicht direkt auf die Erde setzen — man springt unglaublich schnell wieder auf; auch durch einen Mantel hindurch fühlt man die Gluthitze. Seltsam, daß die Dromedare es aushalten, die diesen Boden beständig mit ihren Fußschwielen berühren! Es sind 41,1 Grad im Schatten! Aber die Gummischläuche sind eine segensreiche Erfindung; durch die starke Verdunstung, der sie ausgesetzt sind, wird das Wasser auf 22,1 Grad abgekühlt.

Jenseits eines kleinen Bergvorsprungs tritt das Bungalow der Station Merni (929 Meter Seehöhe) hervor, das auf allen Seiten von sandigem Boden mit „Pisch“, einer Zwergpalmenart, umgeben ist. Die Station hat eine schöne Lage im Tal, aber die nackten Felswände strahlen erhöhte Wärme aus, und Schlangen und Skorpione gibt es in Hülle und Fülle.

Hier ist eine Telegraphenstation, deren Vorsteher meinem Riza bei der Bereitung eines hindostanischen Gerichts aus Schafffleisch half; auch ein „Dessadar“, ein Chef der reitenden Post, wohnt in dem Ort, der eine eigene Poststation hat, deren Postmeister meine Briefe befördern wollte. Die Herren waren Mohammedaner aus dem Pendschab, liebenswürdige, angenehme Menschen. Die Familie des Dessadar wohnte in einem schwarzen Zelt aus Ziegenhaar. Nur er ist ein Patane oder Afghane; die Belutschi heißen hier Brahui.

Mehrere Brunnen gaben süßes Wasser, und auch in den Bergen ringsumher soll es Quellen geben, an denen sich Nomaden aufhalten; an einigen Stellen habe man auch Kanate nach persischem Muster

gegraben. Man erzählte mir, daß es hier manchmal im Winter sehr kalt sei; es sei tatsächlich vorgekommen, daß Leute, die der durchreisende Wind überfallen habe, unterwegs erfroren seien. Die Jahreszeit vom November bis zum März heißt hier „Bahar“, weil dann das Gras grün ist; Bahar ist der persische Name des Frühlings.

Am 6. Mai ritten wir durch kuperes Land, zwischen kleinen Gebirgen und Hügeln, durch Schluchten und Kiesbetten, um welche herum sehr häufig Tamarisken standen, die oft so groß wie Bäume waren. Die Wärme stieg auf 38,5 Grad, und ein starker, aber trockner, heißer, erstickender Wind wehte aus Süden. In dem Bungalow von Sotag (871 Meter Höhe) befand sich nur ein Mann mit einem Burschen als Stationswächter; die Brunnen waren salzhaltig und das Gastzimmer während der Nacht voller Mücken.

Der Weg nach Tschakul (966 Meter) führte teils durch kuperes Gelände, wo üppige Tamarisken durch ihr frisches Grün sehr auffielen, teils über offenes wüstes Land, über harten Boden mit schwarzem Grus.

In der Nacht auf den 8. Mai sank die Temperatur auf 19,2 Grad, und als ich bald nach 4 Uhr geweckt wurde, war es ordentlich kühl. Die Mücken hatten mich nachts regelrecht belagert, und ich hatte nichts dagegen, ins Freie zu kommen, wo ich sie mir mit Hilfe einer indischen Zigarre fernhalten konnte. Mustafa Chan, der Anführer meiner Leibwache (Abb. 276) und mein Faktotum, erinnerte mich daran, daß der Weg nach Dalbendin lang sei (30 Kilometer) und daß wir rechtzeitig aufbrechen müßten. Ich hätte mich jedoch durchaus nicht so zu beeilen brauchen, denn als ich ins Freie trat, stellte es sich heraus, daß meine Dromedare durchgebrannt waren; es waren schon Leute auf die Suche nach ihnen ausgeschiedt, aber bisher noch nicht zurückgekehrt. Nun verschwand auch Mustafa, und ich setzte mich einstweilen in einen Lehnstuhl, der auf der Veranda stand, las und freute mich der frischen Luft. Die Gegend ist sehr still, nur die Mistkäfer sind bei der Arbeit, und die Heuschrecken zirpen auf allen Seiten.

Erst um 9 Uhr kamen die Leute wieder; sie hatten die Dromedare 10 Kilometer von hier gefunden. Doch als eines der beiden, die

mein leichtes Gepäck trugen, beladen werden sollte, hatte das Tier es sich in den Kopf gesetzt, darauf nicht einzugehen. Nachdem die Leute vergeblich versucht hatten, es wieder einzufangen, machten wir uns mit zwei Dromedaren auf den Weg und ließen einen Mann bei dem erbohten Tiere zurück.

Riesshügel und vegetationsreiche Täler folgen einander wie bisher. In einem der letztern gab es so viele Heuschrecken, daß man sie mit den Händen abwehren mußte, damit sie einem nicht ins Gesicht sprangen. Es ist ruhig und still, manchmal kommt aber von irgend-einer Seite her ein Windstoß. Zur Rechten des Weges verläuft ein großes Längental mit einem nicht unbedeutenden Dünengürtel. Hier und dort sehen wir Nomaden (Abb. 275, 277, 278) mit Dromedaren, Ziegen und Schafen; die Ziegen verstecken sich während der heißesten Stunden des Tages unter den schattigen Zweigen üppiger Tamarisken.

Nachdem wir eine Weile zwischen Hügeln bergauf und bergab geritten sind, gelangen wir wieder auf eine Ebene, die sich vor uns unermesslich weit nach Osten erstreckt. Das Bungalow in Dalbendin, das 888 Meter hoch liegt, war das beste aller bisher gesehenen; es war sauber, geräumig und gut imstande.

Der nächste Tagemarsch führt nach Karabuk (875 Meter), und am 10. Mai reiten wir nach Jadgar-tscha, ebenfalls in 875 Meter Höhe — die Höhenunterschiede sind auf diesem Wege ganz unbedeutend. Rechts ist wieder ein Gürtel ziemlich hohen Sandes, südlich von ihm aber gibt es anbaufähigen Boden, Weizenfelder und am Fuße des Gebirges auch Dörfer mit Obstbäumen. Der Weg läuft in Zickzackbiegungen, um alle vorspringenden Ausläufer der Sandberge zu umgehen. Die Hitze ist nicht so schlimm; es sind nur 35,6 Grad nach einem Minimum von 16 Grad in der Nacht. Kaum aber ist die Sonne aufgegangen, so regen sich auch schon die Käfer und die Heuschrecken; vor drei Jahren hatten die letztern die ganze Weizenernte vernichtet.

Das Bungalow der Station Jadgar-tscha liegt in einer kleinen, flachen Mulde mit ganz ebenem Schlamm Boden; durch diesen Schlamm

ist der 7,⁶⁵ Meter tiefe Brunnen gebohrt. Das Wasser ist trübe, aber ganz süß und hatte eine Temperatur von 23,² Grad. Der Ort bot einen sehr belebten Anblick dar, denn die Nomaden waren gerade angekommen, um ihre Herden zu tränken. Es waren wohl 500 Dromedare, ein paar hundert Schafe und eine ganze Anzahl Esel. Die Nomaden waren bärtige, kupferbraune Männer; sie hatten sich weiße Binden turbanartig um den Kopf gewunden und trugen im übrigen nur ein einziges Kleidungsstück, ein Paar weiße Hosen. Mit Hilfe einer auf zwei Pfosten ruhenden Rolle wurde das Wasser in Lederschläuchen aus dem Brunnen heraufgewunden und in ein flaches Lehmbecken gegossen. Wenn dieses einigermaßen voll ist, dürfen die Dromedare dorthin und drängen sich um einen Platz, damit sie mit ihren langen Hälsen auch nach dem Wasser hinabreichen können. Dieser Anblick war viel zu malerisch, um nicht auf einem kinematographischen Film verewigt zu werden.

Nur noch vier Tage bis Ruschli! Die Nacht ist herrlich gewesen, ich schlafe jetzt immer im Freien. Aber noch immer scheint uns während der ersten Marschstunden die Sonne gerade ins Gesicht, und schon sehr bald, nachdem sie aufgegangen ist, brennt sie wie Feuer. Am 11. Mai ist die Temperatur wieder auf 40,⁴ Grad gestiegen. Nach einem ersten Hügelgürtel sind wir draußen auf ebener, grünender Steppe, wo der Weg sich, so weit das Auge reicht, schnurgerade nach Osten erstreckt. Die nördlichen Berge treten mit ihren kahlen, höckerigen Abhängen deutlich hervor (Abb. 279), und ganz in der Nähe wachsen auf der Südseite des Weges große Tamarisken, zwischen denen sich Nomaden mit ihren Herden aufhalten; man sieht sie zwar nicht, aber man hört die Dromedarweibchen nach ihren Jungen brüllen.

Heute ist es heißer als je, und das einzige schwache Zuglöstchen, das man spürt, wird durch den schnellen Ritt verursacht. Milliarden feiner Teilchen, die durch die aufsteigenden heißen Luftströmungen vom Boden emporgehoben werden, verunreinigen die Luft. Nicht das winzigste Wölkchen gleitet am Himmel dahin, um der Sonne auch nur einen Augenblick ihre Kraft zu rauben. Man schwigt entsetzlich und

sehnt den Abend und die Nacht herbei; dann liegt man eine Stunde wach und fühlt den schwachen Windhauch nach und nach in dem Maße frischer werden, wie die Nacht fortschreitet. Dann denkt man mit Begehagen an die Ausstrahlung der Hitze des Tages in den nächtlichen Luftraum und genießt die Abkühlung wie einen Becher eiskalten Schaumweins. Am Tage weilen meine Gedanken oft bei den kristallklaren Flüssen in den Tälern des Himalaja und bei den Gletscherenden, von denen das Schmelzwasser tropft und plätschert.

Nach sechsstündigem Ritt treffen wir den ersten Schatten längs der Straße, den zwei Tamarisken spenden (Abb. 280); hier wird haltgemacht, um zu frühstücken, wie gewöhnlich Wasser und Kafee. Ich will mit meiner kleinen Veraskopfkamera ein paar Aufnahmen machen, lasse sie aber beinahe fallen; sie ist glühend heiß, und ich muß sie mit meinem Taschentuch umwinden. So wenig erfrischend ist dieses Ausruhen im Schatten, daß man sich bald wieder auf den Rücken des Dromedars hinaufseht, wo man sich wenigstens 2 Meter über dem Boden befindet. Auf sturmverkündende Tromben und auf das Säusen gelber Winde wartet man vergeblich.

Auch heute krochen die Heuschrecken zu Milliarden auf der Erde umher. In den Sanddünen sah man ihre Spuren wie feine, nach einem verwickelten Muster geklöppelte Spitzen, in den Tamarisken saßen sie in dichten Klumpen, und man glaubte zu sehen, wie die Pflanzen unter ihrem unersättlichen Appetit dahinschwanden und verkümmerten. Man haßt diese Quälgeister der Pflanzenwelt ebenso aufrichtig, wie man die Käfer liebt, die bei Tag in einem fort arbeiten und die man bei Nacht im Mondenschein wie Orgelton durch die Luft brausen hört.

Noch um 9 Uhr abends waren es 32,9 Grad, und in dem Bungalow und dem Badezimmer der Station Padeß (876 Meter hoch) befanden sich schon Gäste — ganze Schwärme jener dreiften Heuschrecken.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Am Ziele der Reise.

Dichte Wolken bedeckten während der Nacht den Himmel und hinderten die Ausstrahlung; schwüle Hitze lag daher noch über dem Erdboden. Aber der Morgen am 12. Mai war wieder klar, und mit einem gewissen Angstgefühl sieht man dem 29 englischen Meilen betragenden Tagemarsch in der Sonne entgegen. Im Süden ist das Gebirge jetzt ganz nahegerückt. Von Dalbendin an macht das Land durchaus nicht den Eindruck einer Wüste, sondern eher den einer Steppe, deren Gras in dem breiten, offenen Längental wunderbar grün glänzt. Hier weiden zahlreiche Dromedare und viele Schafe, und es ziehen sich sogar tiefe Bewässerungskanäle hin, ein ungewöhnlicher Anblick.

Hier traten die Heuschrecken in wahren Wolken auf; schnarrend und tausend flogen sie über die Straße, ließen sich auf den Dromedaren und ihren Reitern nieder und zwangen uns, einen Augenblick zu halten. Alidjcho ist der Name einer Süßwasserquelle, die in einer Talmulde unterhalb des Weges entspringt und einen Bach mit fast stillstehendem Wasser bildet. Tausende gelber Heuschrecken waren gerade dabei, über dieses Hindernis hinüberzuschwimmen; sie hätten ebensogut hinüberhüpfen können, aber vermutlich fanden sie an dem Bad Gefallen.

Vegetationsloses Land mit Salzfelsen, kleine Hügel und Berge, dann wieder Steppe. Beim Passieren von Rutschik-iz-tjcha, wo ein kleines

Bungalow erbaut ist, weiß ich, daß ich 13 englische Meilen hinter mir habe und noch 16 zurücklegen muß. Keiner, der nicht dazu gezwungen ist, bleibt hier; die Gegend steht wegen ihres Mückenreichtums in schlechtem Ruf. Wir reiten daher zwischen Tamarisken zur Linken und schwarzen Gebirgskulissen zur Rechten weiter.

Im Bungalow der Station Mal (897 Meter hoch) erhielt ich während der Nacht von den Mücken einen Abschiedskuß. Um mich vor ihnen zu schützen, hatte ich mir ein weiches Tuch um den Kopf gebunden, dabei aber Nase und Mund unverhüllt lassen müssen, um in der Hitze atmen zu können; gerade auf die Lippen hatten die Mücken ihre Tätigkeit konzentriert. Doch was lag daran! Ich war seelenfroh, als ich am Sonntag, 13. Mai, erwachte, denn dies war mein letzter Tag auf dem endlosen Wege durch Belutschistan!

Durch eine schöne, ansprechende Gegend führte die Straße an malerischen Bergen (Panorama V, Abb. 4, s. S. 76) und stattlichen Tamarisken vorüber; der einzige betrübende Anblick sind die Weizenfelder mit ihren verkümmerten, dünnen Ähren und den vielen abgenagten Halmen, das Werk der Heuschrecken. Während die Eingeborenen mit Weib und Kind halbnackt damit beschäftigt sind, zu retten, was sich noch retten läßt, sitzen die hassenswerten Insekten zirpend und knarrend im Kornfeld, knappern an dem Getreide und verzehren das Brot der Armen. Ihre Lebenslust erfüllt die Luft mit eintönigem Säusen; es ist ein Glück, daß sie nur in gewissen Jahren in solcher Menge auftreten. Sie zu bekriegen, ist aussichtslos. Überall hört man sie unter den gelben, abgenagten Halmen rascheln, und ganze lange Felder liegen da, als ob die Sense durch das Korn gegangen sei. Nur dann und wann sieht man eine kleine Eke eines Weizenfeldes, die noch von der Verheerung verschont geblieben ist.

Hütten und Zelte sind nicht zu sehen, aber man hört Esel schreien und Hunde bellen. Die Telegraphenlinie begleitet uns mit ihren achtzehn Stangen auf jede englische Meile auch heute getreulich. Im Schatten einer Tamariske verzehre ich mein letztes Frühstück im Freien, die gewöhnliche einfache Bewirtung mit lauwarmem Wasser und Kaffee;



276. Mustafa Chan und meine Belutschleibwache. (S. 371.)



277. 278. Nomadenlager. (S. 372.)

es wehte aus Westen, und die Hitze war auf 41,4 Grad gestiegen, die höchste Gradzahl, die ich auf dieser Reise abgelesen habe.

Das Dorf Amed-wal (979 Meter) besteht aus Hütten, die aus Reisig, Zweigen, Strohmatte und Lehm hergestellt sind; sämtliche Einwohner waren mit fieberhaftem Eifer beim Einern des Weizens tätig, um den Heuschrecken zuvorzukommen, obgleich einige Felder noch ganz grün standen. Sie mähten das Getreide mit kleinen Sicheln ab, luden es in Bündeln auf Ochs und brachten es schleunigst in Sicherheit. Es war rührend anzusehen, wie auch die ganz kleinen Kinder fleißig bei der Arbeit halfen und das kostbare Brot zu retten versuchten.

In Amed-wal verweilten wir mehrere Stunden; ich nahm ein Bad in dem Zelte, ruhte ein wenig, aß zu Abend und bestieg, als es schon spät war, wieder mein hohes Dromedar. Nun begaben wir uns nach Nordosten hin in die Nacht hinein. Funkelnde Sterne versuchten vergeblich, die Dunkelheit zu zerteilen. Mir war dieser nächtliche Ritt ein hoher Genuß; mit jeder Viertelstunde wurde die Luft kühler, und die Nacht zog Schritt für Schritt über die Erde hin. Ich saß träumend und meinen Gedanken nachhängend auf meinem Dromedar; heute ist der 13. Mai, auf den Tag genau ein halbes Jahr, seit ich Trapezund verlassen habe. Das türkische Armenien, Persien, Seistan und Belutschistan liegen hinter mir, nun trennen mich nur noch Indien und Kaschmir von Tibet.

Wir überschreiten mehrere wasserführende Kanäle; ich sehe nicht viel von ihnen, aber ich höre schon von weitem an der quakenden Serenade der Frösche, daß wir uns ihnen nähern. Die tanzen den Mücken bleiben mir heute erspart, aber mein Gesicht und meine Hände sind geschwollen und brennen wie Feuer. Die Nacht ist still; aus der Ferne hört man Hunde bellen und Pferde wiehern.

Mein Reittier bleibt stehen. Mustafa Chan sagt, wir seien angelangt. Wir sind in Muschi! Aber alles ist dunkel und still. Wir laden unsere Tiere ab, und nach einer Viertelstunde lege ich mich im Wartesaal des Bahnhofs schlafen.

Am folgenden Morgen sagte ich meinen redlichen Belutsch, die mir treu und gut gedient hatten, Lebewohl, setzte Riza in ein Abteil und nahm selbst in einem feinern Platz. Wie seltsam berührt es, wieder die Dampfpfeife der Lokomotive zu hören, nachdem ein halbes Jahr in der Einsamkeit unermesslicher Wüsten vergangen ist!

Mustafa Chan und die andern stehen auf dem Bahnsteig und sehen uns an der ersten Kurve verschwinden. Die Steigung beginnt sofort, und die Lokomotive muß sich sehr anstrengen, um den Zug bergauf zu schleppen; ich habe immer das Gefühl, daß er jeden Augenblick zurückrollen kann. Dies liegt indessen nicht an der Steigung, sondern nur an den Heuschrecken; sie werden auf den Schienen zer-malmt, und diese sind davon wie mit Fett überstrichen. Die gefährliche Landplage hatte sich bis nach Reschingi erstreckt, und überall sah man die Leute auf den Feldern arbeiten, um das Getreide zu retten.

Auf der Station Reschingi hatte sich Major Benn mit seiner lebenswürdigen Gemahlin eingefunden, um mich zu begrüßen und mit einem herrlichen Frühstückskorb zu überraschen. Der Zug mußte eine Weile halten, so daß wir ein bißchen miteinander plaudern konnten. Aber ich sah aus, daß ich mich schämte; mein Kostüm war nicht für Damengesellschaft berechnet. Es war nur ein Glück, daß mein Stanleyhut aus Zeitungspapier am Abend vorher in den Flammen des Lagerfeuers verbrannt worden war.

Dann arbeitet sich der Zug in unzähligen Windungen zwischen den Bergen immer höher hinauf. Wir steigen bedeutend, und die Temperatur wird wie auf dem nächtlichen Ritte von Stunde zu Stunde niedriger.

Noch nie hat mir eine Eisenbahnfahrt so großes Vergnügen bereitet. Ich bin allein im Abteil, rauche, lese und esse Mrs. Benns freundlich gespendetes Frühstück. Wie herrlich ist es, nach all der Sonnenglut jener langen Tage wieder einmal ganz und gar im vollen Schatten zu sitzen! Draußen badet sich das Land in Licht und Wärme. Sa, scheine nur, du grausame Sonne, hier belästigst du mich durchaus nicht!

Galangur, Kurdagab, Scheichwasil, welch hochtönende Namen tragen doch diese öden, kleinen Haltestellen des äußersten Fühlhorns, das das große indische Eisenbahnnetz nach Osten hin streckt! Hinter der zuletzt genannten Station schlängelt sich der Zug zwischen fahlen, von der Sonne versengten Felswänden hinauf.

Draußen ertönen Trommelwirbel. Ein Hochzeitszug schreitet vorbei, die Frauen in roten Kleidern und mit schlichtem Schmuck, die Männer in Weiß mit weißen Binden um die spitzen Mützen. Die meisten gehen zu Fuß, aber auch zehn Dromedare tragen Hochzeitsgäste. Alles ist überflutet von der glühenden Sonne; dunkel liegen die Schatten neben den schreiend bunten Farben, und ringsumher umrahmen die heiße Einöde und die durchglühten Berge das Bild. Der Hochzeitszug gleitet wie ein Traum vorbei; kaum habe ich das Bild meinem Gedächtnis einprägen können, so ist es auch schon fortgehuscht, und die Trommelwirbel ersterben in der Ferne.

Bei Kanah begegnen wir einem Zug, bei Mastung entzücken dicht aufeinander folgende blühende Gärten und grüne Felder das Auge. Eine gelbgekleidete Frau geht, ein Liedchen summend, unter dem schattigen Laubgewölbe eines Parks spazieren. Der Himmel ist bewölkt, die Luft schön und kühl. Um 5 Uhr treffe ich in Quetta ein, wo mich Hauptmann M. L. Jacob empfängt, der angewiesen worden ist, sich meiner anzunehmen.

Quetta liegt 1680 Meter über dem Meere, daher war es hier frisch. In Ruschi hatten wir uns in 930 Meter Höhe befunden, wir waren also während der Fahrt ganz bedeutend gestiegen. In Quetta gibt es übrigens alles, was das Leben bieten kann: großartige Gärten und Parke, prachtvolle, elegante Häuser und breite, schöne Straßen, auf denen man, der großen Entfernungen halber, stets reitet oder im „Tam-tam“ fährt. Die Stadt hat eine aus 5—6000 Mann bestehende Garnison, darunter zwei Regimenter englischer Truppen, zwei Batterien und auch schwere Artillerie. Auch hier gibt es lebenswürdige, nette Menschen, englische Offiziere und ihre Gemahlinnen, die nicht wissen, was sie einem Fremden, der nur einen flüchtigen Besuch in

ihrem Kreise macht, alles Gutes erweisen sollen. Dort gibt es Kaufläden, die sich auch in der Regentstreet in London nicht zu schämen brauchen und in denen jeder Fremde große Einkäufe macht — in Quetta gibt es einfach alles, und Pflirsiche, Trauben und Pflaumen werden dort schon im Juni reif. Im Winter aber ist es dort rauh, und dann ist es nicht leicht, die hohen, lustigen Zimmer warm zu halten.

Ich verlebte in Quetta mit den dortigen Offizieren fünf herrliche Tage. Der politische Agent Mr. Tucker und die Majore Archer, Tottenham und Robby sorgten für mich in jeder Weise, und in General Smith Dorriens Hause verlebte ich köstliche Stunden.

Am 20. Mai verabschiedete ich mich von allen und zuletzt auch von Riza, dem ehrlichen Jungen, der von der Sonne gebräunt, frisch und gesund aussah und bei dem sich keine Spur von Pest entwickelt hatte. Betrübt stand er auf dem Bahnsteig und sah mir traurig nach, als der Zug um 4 Uhr aus der Station Quetta fortrollte. Ich hatte dafür gesorgt, daß er bequem und sicher durch Belutschistan in seine Heimat zurückkehren konnte. Du lieber Himmel, dachte ich, jetzt ist der Arme wirklich zu bedauern, daß er den endlosen Weg noch einmal im Sonnenbrand zurücklegen soll; es ist jetzt viel heißer, und dann hat er obendrein Seistan, das verpestete Land, als Reiseziel!

Die Fahrt durch die Täler und Tunnels in die Indusebene hinunter ist außerordentlich malerisch. Obgleich der Abend und die Nacht herannahen, wird es mit jeder Stunde heißer. In Kolpur, wo ich um 6 Uhr eintraf, sind es 25,8 Grad, in Mach, eine knappe Stunde später, sind es schon 34 Grad, und in Peschi, um 8 Uhr, sogar 37 Grad!

Es ist wie am Morgen in Belutschistan, wo die Wärme nach Sonnenaufgang zunimmt. In Jacobabad befinde ich mich schon in der indischen Tiefebene, in der heißesten Gegend von ganz Indien. Hier sind die Abtheilfenster mit einer praktischen Ventilation versehen; sie sind mit einem Wurzelfasergeflecht überspannt, das automatisch mit Wasser übergossen wird und durch das ein Ventilator Zugluft in den Abteil hineintreibt.



279. Landschaft in Belutſchiſtan. (S. 373.)



280. Lager im Schatten der Tamarisken. (S. 374.)



281. Belutschknabe. (S. 358.)

Zeichnung des Verfassers.

Mitten in der Nacht rollte der Zug über den mächtigen Indus, Alexanders Fluß, und seine trüben Fluten zur Linken, die endlosen Ebenen des Pendschabs im Osten führt die Bahn nach Nordosten. Es ist erstickend heiß im Abteil; der indische Sommer zittert draußen auf den Ebenen wie überhitzter Dampf. Bald sehe ich als Hintergrunddekoration das Gebirge, bald lausche ich dem Rauschen frischer Bäche. Kühnende Winde flüstern in den Himalajazedern Simlas, und noch höher droben, jenseits der ewigen Schneeberge, liegt das Land der Wildesel und der wilden Yake.



Register.

- Abambar**, Wasserbehälter I, 336.
Abbasabad, das östliche II, 1. 143; das westliche s. Kerim Chan.
Abbas Kuli Bek, Kosak Hedins I, 159. 206.
Abbott, Keith II, 165. 191. 193.
Abdul Hamid I, 56. 57. 58. 73.
Abhar-rud, Fluß I, 144.
Ab-i-kewir, See II, 98—100. 101. 106. 239.
Agha Muhammed, Karawanenführer I, 342. 344. 345. 352. 367.
Aghri-bagh (Ararat) I, 63. 72. 74.
Ararat (Ararat) I, 73.
Arasfil, Dorf I, 31.
Ar-bagh-ghan, Station I, 49.
Arimowitsch, Bizefonjul I, 1. 76.
Ar-safal, Ältester I, 131.
Ar-bagh, Bergkette I, 66. 68. 69. 72.
Aragös, Vulkan I, 82.
Armen, Dorf I, 277. 278. 280. 281; II, 256.
Alexander der Große I, 26. 71; II, 154; Heerzug durch Südbelutschistan II, 200—224.
Argei, Dampfer I, 17. 19. 20.
Ar, Kalif I, 72.
Arabad, Dorf I, 139; II, 46.
Ar Chanoff, General I, 99.
Arghur, Dorf I, 68.
Ar Muhammed Mirza, Kronprinz von Persien I, 121—125.
Ar Murat, Führer Hedins I, 334. 338. 346.
Armed-wal, Dorf II, 377.
Anarchisten, armenische I, 35.
Anarek, Dorf I, 269.
Antilope I, 187. 213. 256; II, 34. 140.
Arpachier, Graf I, 152. 163.
Araba, Lastwagen I, 45.
Arabatshi, Kutscher I, 35.
Ararat I, 72. 73. 75. 78. 80. 81. 92. 118; Ersteigung I, 74; Gestein I, 74; der große I, 73. 74; der kleine I, 73. 74. 76; Namen I, 73. 74; Schneegrenze I, 74. 75; Vulkan I, 74.
 — Eisenbahnstation I, 92.
Aras (Araxes), Fluß I, 54. 59. 64. 73. 82. 92. 105; Bildung aus zwei Flüssen I, 62; Fähre I, 107; Brücke I, 62. 83. 109; Überschwemmungen I, 110.
Arbaja, Dorf I, 37.
Ardsin, alte Stadt I, 53.
Arandebi, Dorf I, 111.
Armenier I, 44. 53. 57. 81. 102; Feindschaft gegen Tataren I, 95—97; Grundbesitzer I, 56; Handelsleute und Bucherer I, 102; Haß gegen Türken I, 73; für Rußland I, 99. 100; Übersiedlung nach Persien I, 107; Verfolgung durch Türken I, 56.
Arrianus II, 204. 206. 207. 220.
Arjas I, 60.
Arusun I, 400. 401; Kulturpflanzen I, 401.
Arerbeidschan, Provinz I, 41. 66. 108. 118; II, 201; Fuhrwesenmonopol I, 108; Geschichte I, 118; Handel I, 108.

- Utopatene I, 118.
 Automobile I, 109; in Belutschistan II, 366.
 Avers, Frau und Herr I, 139.
 Awul Kasim, Diener Hedins I, 158. 188. 207.
 Baababwüste II, 73. 87. 89. 105.
 Baade, Dorf I, 35.
 Baba Hamet I, 197.
 Babylon I, 70. 71.
 Badgir, Windfänge I, 321.
 Bad-i-chorassan, Wind I, 335.
 Badum-i-talch, Mandelbaum I, 331. 404.
 Bagdad I, 71.
 Bagdadbahn I, 72; russische I, 78.
 Baiburt, Stadt I, 42. 44.
 Bajaset, Stadt I, 2. 17. 55. 75. 76. 77. 81; Bedeutung für Rußland I, 78; Bewohner I, 77; Einnahme und Verteidigung durch die Russen I, 78. 79.
 Baku, Stadt I, 2. 99; II, 226. 242.
 Balachaneh I, 111.
 Basalt I, 381. 388; II, 343.
 Basra I, 70. 72.
 Batman, Gewicht I, 108.
 Batum, Stadt I, 1. 2. 3. 18. 25; Aufhebung des Freihafens I, 77; Eisenbahnstation I, 11; Gouverneur I, 9. 10; Streif I, 2. 3. 4. 5. 6. 7. 18. 19; Zölle I, 109.
 Baumwolle I, 109.
 Baumwollsaat (Pämbäbāneh) I, 161.
 Belgier in Persien I, 120.
 Bellow II, 247.
 Belutschi II, 355. 357; Hirten II, 358; Räuber II, 33. 126; Soldaten II, 333.
 Bendan, Dorf II, 272. 354.
 Bend-i-Seistan II, 321. 324. 331.
 Bereng II, 231.
 Bethaus, mohammedanisches II, 365.
 Bewässerung I, 169. 176. 182. 184. 282. 300. 301; II, 246.
 Diaban, Wüste I, 191; II, 194.
 Biddulph II, 177. 182.
 Biretschik I, 69.
 Birs Nimrud I, 71.
 Bitlis I, 54. 57. 78.
 Blanford II, 201. 232. 233. 234. 235. 237. 238. 251.
 Bleiglanz II, 358.
 Boghas, Hohlweg I, 63.
 Brahui (Belutschen) II, 370.
 Brotbäckerei I, 189. 346.
 Brückner II, 225. 226. 227. 228. 235. 244.
 Büffelfarren I, 38.
 Buhje II, 155. 156. 192.
 Bungalow II, 356. 366.
 Bunge, A. von II, 157. 197.
 Burcha, kaukasischer Radmantel I, 27.
 Burgar, Station II, 360.
 Burton II, 174. 175. 176.
 Chamse, Provinz I, 142.
 Chanikoff II, 156. 158. 166. 169. 192. 225. 226.
 Chardin II, 249.
 Charput I, 57.
 Chatchapaid, das Holzkreuz I, 55.
 Chobdcha, Geistlicher I, 44.
 Choi I, 2. 17. 108.
 Cholera II, 313.
 Chorassan II, 201.
 Christenverfolgung I, 56.
 Chur, Dase und Dorf II, 3—9; Bauten II, 3; Kulturpflanzen II, 4; Palmenhaine II, 4.
 Churremdere, Dorf I, 145.
 Curzon, Lord II, 85. 154. 167. 168. 170. 191. 195. 197. 236. 246. 258. 264. 265.
 Cyrus II, 205. 216.
 Dajar, Dorf I, 65.
 Dalbendin, Station II, 372.
 Dar-es-Salam (Bagdad) I, 71.
 Darja II, 196.
 Darja-i-nemef II, 176. 177. 182. 185. 193. 199.
 Dattelfäse II, 65. 66. 75.

Degermen-bere, Dorf I, 28.
 Delti-baba, Dorf I, 63.
 Demawend I, 149. 166. 174. 180. 181.
 182. 200. 210.
 Demirtsch-i-fuji, Dorf I, 37.
 Derediz, Station I, 111; Talmündung
 I, 110.
 Derwisch, heiliger II, 344.
 Descht II, 187. 194.
 Descht-i-kewir II, 194.
 Descht-i-lut II, 194. 240. 258.
 Descht-i-sefid II, 335.
 Descht-i-siah II, 335.
 Dhoebt, Zollbeamter I, 107. 108.
 Diabas I, 275; II, 363.
 Diabasporphyr II, 145.
 Diadin, Dorf I, 73.
 Diarbekr I, 57.
 Div-band (Demawend) I, 166.
 Doasde-Zmam, Berg I, 184. 191. 193.
 194.
 Drosfen II, 204. 212. 217. 218.
 Dschadsch-rud I, 169. 179. 185.
 Dschaffaru, Dorf II, 33.
 Dschamadiniskij Post I, 105.
 Dschambasdromedar II, 140. 152. 346.
 354.
 Dschandak, Dorf I, 238. 284. 313. 317.
 321; II, 174. 236; Bauten I, 321.
 322; Bedeutung I, 318; Kulturpflan-
 zen I, 317.
 Dschas-morian II, 189. 190. 191. 194.
 258.
 Dschemalabad, Dorf I, 137.
 Dschewisik, Dorf I, 31.
 Dschulfa, Stadt I, 93. 102. 105. 109;
 armenische Kolonie bei Isfahan I,
 107; Lageveränderung I, 109; per-
 sische Stadt I, 107. 110; russische
 Stadt I, 105.
 Dünen I, 175. 176. 279. 281. 282. 292.
 294. 295. 308; II, 17. 18. 19. 121. 143.
 256. 328. 338. 352. 354. 367. 368;
 Entstehung II, 262.
 Dung als Brennmaterial I, 59. 65.
 Dutreuil de Rhins I, 52.

Ed-Der I, 70.
 Edrisi II, 159.
 Eisenbahn nach Dschulfa I, 109; nach
 Nachitschewan I, 91; von Tiflis nach
 Erivan I, 77.
 Elburs I, 146. 148. 149. 166. 174. 180.
 181. 200; II, 255.
 Emerakom, Dorf I, 62.
 Enkel, Oberst I, 94—100. 101. 102.
 England, in Persien I, 150; Stellung
 in Indien I, 100; Vertrag mit Ruß-
 land über Persien I, 125.
 Erdbeben I, 119.
 Erivan I, 2. 3. 17. 77. 99.
 Ermen (Armenier) I, 49.
 Erzerum, Stadt und Provinz I, 2. 17.
 24. 25. 46. 51. 52. 53; Bauten I,
 52. 58. 59; Bewohner I, 53; Ge-
 schichte I, 53; Handel I, 55. 56; Klima
 I, 39. 54. 59; Konsuln I, 52; wichtige
 Lage I, 54; Name I, 53; Pferdezücht
 I, 61; Wali I, 52.
 Erzingan, Stadt I, 39.
 Etschmiadzin, Kloster I, 84. 85.
 Euphrat (Fratschu) I, 49. 50. 54. 72. 73;
 Flüsse I, 70; Größe I, 69. 70; Lauf I,
 69. 70; Quelle I, 68; Quellflüsse I,
 69; Vereinigung mit Tigris I, 70;
 Wassermenge I, 70; östlicher I, 64;
 westlicher I, 53. 54. 55. 59, Sage I,
 54. 55.

Fahanuntsch, Dorf II, 81. 82.
 Farsach, Wegmaß I, 176.
 Feldspathbasalt II, 343.
 Ferid Pascha, Großwesir I, 17. 28.
 Fes I, 30. 31. 67.
 Fest zu Ehren Hussains II, 56—59. 63.
 64. 67—74.
 Feth Ali Schah I, 123. 131.
 Feuerstein I, 388.
 Fidai, armenische Meuchelmörder I, 95.
 Firuzabad I, 164.
 Fließende Erde I, 365; II, 244.
 Floyer II, 190. 264.
 Foureaux II, 262. 263.

- Frazer II, 195.
 Frat-su (Euphrat) I, 49.
 Friede von Turkman-tschai I, 131.
 Friedhof (Guristan) I, 60. 141.
 Fuchs II, 140.

 Gadschin, Dorf I, 129. 130.
 Galindo II, 167. 168. 169. 210. 258.
 Gastteiger Khan II, 166. 259.
 Gasthaus, türkisches I, 43.
 Gazelle I, 265. 302. 401; II, 34. 104. 108. 110. 140.
 Gebirge der tausend Täler (Kuh-i-hesare) I, 309.
 Gefrosen II, 204. 205. 206. 207. 214.
 Generalfreife I, 2. 3. 4. 5. 6. 7. 10. 14. 15. 18. 19.
 Geographen, arabische II, 158. 197. 202. 249.
 Gernsür, warmes Land I, 404.
 Ges, Tamariske II, 43.
 Gestein I, 74. 75. 105. 215. 221. 223. 228. 240. 265. 268. 273. 275. 285. 302. 303. 306. 327. 331. 338. 404; II, 13. 31. 42. 104. 107. 109. 111. 125. 132. 135. 137. 145. 151. 155. 270. 343. 344. 360. 361. 363. 370.
 Getränke, persische II, 65.
 Giant-dagh, Berg der Ungläubigen I, 55.
 Giftschlange II, 54.
 Gips I, 327. 388.
 God-i-Sirre II, 188. 257. 340. 347. 353.
 Goldmitd, Sir Frederic II, 85. 160. 166. 169. 178. 214. 236. 324; in Südbelutschistan II, 208—210.
 Granit II, 344. 363.
 Grant Duff, englischer Geschäftsträger I, 150. 163.
 Grauwacke I, 285.
 Gregor, Apostel der Armenier I, 84. 85.
 Grenard, Konsul I, 52.
 Grenze zwischen Farsi und Turki I, 143.
 Grenzsäulen zwischen Persien und Afghanistan II, 332. 333. 334. 336. 344.
 Hedrin, Nach Indien II
 Grünstein I, 221.
 Grusinier I, 5. 10. 11. 16. 100.
 Gudar, Engpaß I, 277.
 Gudar-i-pennu I, 404.
 Gulam Hussein, Diener Hedins I, 159. 173. 176. 182. 276. 316. 332. 333; II, 7. 14. 277.
 Gümüşchane, Dorf I, 38.
 Gur, Wildesel I, 187. 244.
 Guristan, Friedhof I, 60. 141.
 Gurusöl, See I, 129.

 Habibullah, Diener Hedins I, 159. 207. 235. 239; II, 32.
 Hadshi Agha-su, Dorf I, 129.
 Hadshi-gias, Dorf I, 131.
 Hadshi Hassan I, 281. 283.
 Hakim, Gouverneur I, 110. 113.
 Hällestinta I, 275.
 Haloxylon Ammodendron (Sarauf) I, 210.
 Halwan, Dorf II, 33. 175.
 Hamidié I, 57. 66.
 Hammal, Lastträger I, 30.
 Hammam, Bad I, 53.
 Hami-föi, Dorf I, 32. 33.
 Hamun, See II, 148. 188. 231. 240. 257. 283. 284. 330. 334; Bewohner des Ufers II, 285. 286. 290. 291. 292, Hütten II, 290. 291; Schiffahrt II, 289; Uferlinien II, 200. 282; Veränderungen des Wasserstands II, 287.
 Hamun-i-Maschfil II, 188. 189. 365. 369.
 Hann II, 215.
 Hagen I, 271. 278.
 Hassan-kale, Dorf I, 60. 61. 62.
 Haus, Brunnen I, 277. 336. 337.
 Häuser, am Hamunsee II, 290. 291; der Wüstendörfer I, 189. 300.
 Haus-i-Mi-Schah II, 148.
 Haus-i-hatam II, 145.
 Haus-i-patil II, 13.
 Haus-i-sultan, See II, 181. 182.
 Haus-i-sultan-jar II, 31.

Sedin, Ausrüstung I, 27, für die Wüste I, 160. 324. 325, für Belutschistan II, 325; Beförderungsmittel I, 26. 27. 28. 62. 102; Begleiter II, 131, durch die Wüste I, 315; Diener I, 35. 38. 46. 83. 136. 140. 158. 159. 206. 207. 218. 271; II, 269. 273. 274. 278. 279. 300. 324. 326. 342. 345. 378. 380; Empfehlungsbriefe I, 171. 172; Eskorte I, 27. 32. 52. 61. 65. 66. 80. 82. 103. 129. 130. 133. 140. 155; II, 333. 341. 342. 371; Faltboot II, 326. 329; Hunde I, 192. 309; II, 314. 325. 364, s. a. Newen und Siach-sek; Kamele I, 161. 162. 185. 193. 207. 208. 225. 266. 292. 293. 310. 323. 325. 326. 347; II, 77. 133. 142. 275. 276. 277. 278. 280. 350. 371. 372, Reitfamel I, 174. 175. 185. 196. 325. 328; II, 114. 277. 282. 346; Karawane I, 173. 176. 182. 206. 207. 324; II, 3; Kosaken I, 155. 156. 159; Kutscher I, 32. 59. 105. 112; Sager I, 198. 210. 211; gegen Pest geimpft II, 317; Pferde I, 61; Zeichnen von Volkstypen I, 190. 280. 297. 385; II, 6. 7. 35. 141. 153.

— Ausflug nach Afghanistan II, 350—355; Verbot, Afghanistan zu besuchen II, 321; in Mern I, 280—285; in Arusjun I, 400—404; in Bajaset I, 75—80; in Balburt I, 42—46; in Batum I, 2—21; Erlaubnis zur Reise durch Belutschistan II, 325; an der Grenze von Belutschistan II, 343; in Belutschistan II, 345—377; in Benden II, 272—274; in Chur II, 3—8; in Dschaffaru II, 33—35; in Dschandak I, 321—325; in Dschulfa I, 105. 106. 107. 108. 110; in der Eisenbahn I, 87. 91. 93; II, 378. 379; Besuch bei Oberst Endel I, 93—103; in Erzerum I, 51. 52. 58; in Etchmiadzin I, 84—86; in Gadschi-gias I, 131. 132; in Hamisi-köi I, 33. 34; auf dem Hamun II, 294—299; im Haremschhof II, 66; in

Hassan-kale I, 60; am Gilmend II, 330; in Indien II, 380. 381; in Kala-no I, 180. 181; über den Kapalan-kut I, 136; in Kaswin I, 146. 147; in Kerim Chan I, 185—193; am Kanbe der Kewir I, 244—313; Reise durch die Kewir I, 314—407; in Konstantinopel I, 1. 2. 17; Sager Nr. 3 I, 198; Nr. 4 I, 203. 204; Nr. 5 I, 210; Nr. 6 I, 215; Nr. 7 I, 223; Nr. 8 I, 237; Nr. 9 I, 244; Nr. 10 I, 252; Nr. 11 I, 257; Nr. 12 I, 260. 261; Nr. 13 I, 266; Nr. 14 I, 274; Nr. 15 I, 280; Nr. 16 I, 289; Nr. 17 I, 296; Nr. 18 I, 310; Nr. 19 I, 313; Nr. 20 I, 328; Nr. 21 I, 356; Nr. 22 I, 364; Nr. 23 I, 375; Nr. 24 I, 385; Nr. 25 I, 390; Nr. 26 I, 395; Nr. 27 I, 399; Nr. 28 I, 401; Nr. 29 I, 406; Nr. 30 II, 3; Nr. 31 II, 10; Nr. 32 II, 13; Nr. 33 II, 21; Nr. 34 II, 25; Nr. 35 II, 29; Nr. 36 II, 31; Nr. 37 II, 35; Nr. 38 II, 37; Nr. 39 II, 44; Nr. 40 II, 50; Nr. 41 II, 81; Nr. 42 II, 98; Nr. 43 II, 103. 104; Nr. 44 II, 108; Nr. 45 II, 110; Nr. 46 II, 112; Nr. 47 II, 120; Nr. 48 II, 122; Nr. 49 II, 123; Nr. 50 II, 126; Nr. 51 II, 133; Nr. 52 II, 134; Nr. 53 II, 136; Nr. 54 II, 137; Nr. 55 II, 140; Nr. 56 II, 144; Nr. 57 II, 145; Nr. 58 II, 147; Nr. 59 II, 150; Nr. 60 II, 152; Nr. 61 II, 270; Nr. 62 II, 271; Nr. 63 II, 273; Nr. 64 II, 282; Nr. 65 II, 285; Nr. 66 II, 298; Nr. 67 II, 325; Nr. 68 II, 329; Nr. 69 II, 332; Nr. 70 II, 335; Nr. 71 II, 337; Nr. 72 II, 341; Nr. 73 II, 344; in Marand I, 112; in Mianeh I, 134; in Nachitschewan I, 93—102; in Naibend II, 126. 131; in Nasretabad II, 301—326; in Neh II, 252—268; beim Nizam-ul-Saltaneh I, 125. 126; bei Noahs Grab I, 101. 102; in Ruschi II, 377; in Persien I, 26; II, 345; in Perwadeh II,

- 103, 104; in Poti I, 13. 14. 17; in Quetta II, 379. 380; in Rabat II, 345; in Rabat-gur II, 37. 41; Reisepläne I, 2. 26. 28. 29; verläßt russischen Boden I, 106; an Bord des Saturno I, 20. 21; beim Schah I, 153. 154; in Sendſchan I, 141. 142; Silvester 1905 I, 163; bei Subſchaj-i-Nizam I, 113—116; in Tabriz I, 117—126; in Tebbes II, 48—80; beim Gouverneur von Tebbes II, 51. 52; Garten in Tebbes II, 50. 62; empfängt den Gouverneur von Tebbes II, 60; Wege nach Teheran I, 2. 3. 16. 17; in Teheran I, 148—163; in Trapezund I, 23. 24. 25. 26. 27. 28; in Tschupunun I, 296—305; in Turut I, 381—385; verirrt I, 227—235; beim Waliad I, 121—126; in Weramin I, 167—174; auf dem Ziganaß I, 34.
- Heraklius, Kaiser I, 54. 55.
- Henschrecken II, 367. 369. 372. 374. 375. 376. 377. 378.
- Hilleh I, 70. 71.
- Hilmendfluß II, 296. 299. 301. 308. 321. 325. 330. 348. 353; Verschiebung des Deltas II, 248; Wasserstand II, 323. 324. 330. 331.
- Hiser, verlassenes Dorf II, 2.
- Hit I, 70.
- Hitsch, Buschholz I, 213.
- Holbich, Sir Thomas II, 189. 219. 220.
- Hornblendegranit II, 344.
- Houtum-Schindler, Generalkonsul I, 151. 152. 161. 196; II, 86. 181. 183. 195. 197. 236.
- Humei, Station II, 362.
- Hunde, gegen Pest immun II, 314; als Straßenreiniger I, 52.
- Huntington II, 169. 186. 199. 200. 201. 203. 229. 230. 231. 232. 235. 236. 244. 245. 263.
- Hussein, der heilige, Sohn des Kalifen Ali I, 72. 143. 144; II, 56.
- Husseinabad, Stadt II, 301. 317; Bauten II, 312; Pest II, 311.
- Hussein Ali Bek, Kosak Hedins I, 159. 206. 240. 256.
- Husseinan, Dorf I, 318.
- Hybennet Chan I, 148. 151. 160.
- Jadgar-ſſcha, Station II, 372. 373.
- Jakut II, 87. 197.
- Jangal, Wald I, 288.
- Jächthophagen II, 207. 218.
- Jdrifi II, 159.
- Jezb, Stadt II, 39. 259. 260. 264. 265.
- Jifar, Abendessen I, 31.
- Jgdir, Stadt I, 75. 82. 83.
- Jliat, Nomaden I, 142. 183.
- Jlibſcha, Dorf I, 51.
- Imam Riza, Heiliger I, 158. 179.
- Imamjadeh Sultan Hussein Riza II, 48. 62. 63.
- Imeretiner I, 11.
- Indische Wüste II, 261.
- Indus, Fluß II, 381.
- Irak-Arabi I, 76.
- Irfahan, Stadt I, 107.
- Jistakri II, 197. 202. 226. 244.
- Jtschu-su, Fluß I, 37.
- Justi II, 216. 253.
- Iwanoff, russischer Konsul I, 76. 77.
- Kadscharen, Geschichte I, 123.
- Kadscheweh, Holzförbe I, 129; II, 58.
- Kafeh, Salzumpf II, 192.
- Kailas, heiliger Berg I, 72.
- Kaimakam, Gouverneur I, 44.
- Kala-no, Dorf I, 176. 177. 179. 182.
- Kale-su, Fluß I, 60. 62.
- Kalian, Wasserpfeife I, 115.
- Kalkfinter II, 107.
- Kalkstein I, 215. 223. 240. 285. 302. 303. 306. 388. 404; II, 31. 42. 107. 125. 151. 155. 270. 361. 363.
- Kal-mura, Fluß II, 173. 176. 180. 185. 186.
- Kamele I, 367. 368; bißige II, 35; Futter I, 161; Kampf miteinander II, 146; beim Sterben I, 338; wilde I, 378. 403; II, 174.

- Kamelgras I, 187.
 Kamelhirten I, 217. 253. 254.
 Kamelkarawanen I, 40. 41. 45. 47. 50. 51. 55.
 Kanat, unterirdischer Kanal I, 176. 184. 185; II, 84. 370.
 Kaplan-kuh, Bergkette und Paß I, 133. 136. 137.
 Kara-ars, Dorf I, 53.
 Karabijik, Dorf I, 50.
 Karabulak, Dorf I, 81. 111.
 Kara Denis I, 1.
 Kara-kilisse, Dorf I, 67.
 Karangu-ischai, Fluß I, 133. 134.
 Kara-su (Euphrat) I, 50. 69.
 Kara-teppe, Dorf I, 112.
 Kara-tschemen, Dorf I, 131.
 Kara-tschö, Dorf I, 133.
 Karawanenstraße, von Trapezund nach Tabris I, 45. 46; nach Erzerum I, 77.
 Karawanenverkehr in der Kewir I, 317. 318. 345. 346. 383; II, 171.
 Karl XII. I, 24.
 Karmanien II, 204.
 Kars, Stadt I, 54.
 Karschut, Fluß I, 36.
 Kaspiisches Meer I, 135; II, 242. 243; Niveauänderungen II, 225—229.
 Kaswin, Stadt I, 146. 147.
 Katar, Abteilung einer Karawane I, 182.
 Katholikos I, 85.
 Kaufasier I, 83; Stellung zu Rußland I, 100.
 Kaufasus I, 2.
 Kawechaneh, Kaffeehaus I, 30.
 Kebab, Fleischklöße I, 115.
 Keban-maden, Bleigruben I, 69.
 Kellu, Dr. II, 304. 305. 307. 308. 309. 314. 315. 317.
 Kербela I 72. 143. 144; II, 56.
 Kербelai Madali, Führer Hedins I, 286. 316.
 Kerim Chan (Abbasabad), Dorf I, 183. 184. 406; Bevölkerung I, 190; Ketchodah I, 184. 186. 187. 188. 192. 223.
 Kerwe, Dorf I, 145.
 Ketchodah (Schulze) von Kerim Chan I, 184. 186. 187. 188. 192. 223.
 Kewir I, 217. 224. 229. 242. 243. 244. 245. 247. 248. 249. 250. 254. 255. 259. 283. 308. 320. 353. 354. 364. 365; II, 80. 97. 155. 158. 161. 163. 164. 167. 168. 169. 172. 173. 177. 192. 195. 203. 208; der Sage nach ein Binnensee I, 318; Etymologie II, 195. 196. 197. 198; klimatische Grenze I, 262; Grenzen I, 240; Höhen II, 237. 238. 239. 240; verunglückte Karawanen I, 331. 232. 333; auf den Karten II, 251; Randgebirge II, 171. 172; Reisen in der II, 154—186; Schichten II, 243; Umwandlung in Sandwüste II, 19; Wege durch die I, 258. 384; II, 5. 10. 36. 38. 39. 89. 91. 180. 249; Wirkung der Desflation II, 252. 253.
 Kiepert, G. II, 254. 255.
 Kinschal, Dolsch I, 41.
 Kiretschu, Bergstamm I, 59. 69.
 Kirman II, 84. 201.
 Kischmisch, kleine Rosinen I, 105. 109.
 Kizil-agatsch, Bai I, 62.
 Kizil-usen (Sefid-rud), Fluß I, 134. 135. 136; Brücke I, 137.
 Klima, kontinentales I, 50. 59; in Persien I, 201.
 Klimaänderungen I, 179. 319; II, 225. 255.
 Kohlenmeiler I, 286. 299.
 Kolat-dagh I, 26.
 Komnenen I, 26.
 Konstantinopel I, 2. 45.
 Kop-chaneh, Dorf I, 47.
 Kop-dagh, Paß I, 46. 48.
 Köpri-baschi, Dorf I, 37.
 Köpri-köi, Dorf I, 62. 83.
 Korna, Vereinigung von Euphrat und Tigris I, 70.
 Kosaken, persische I, 155.
 Kotel, Paßschwelle I, 277.
 Koweit I, 72.
 Kran, Münze I, 108.

Krateros, Feldherr II, 204. 216. 221. 223.
 Ktesiphon I, 71.
 Kuh-benan II, 84. 86.
 Kuh-i-bufurgi I, 259. 264. 266. 269. 270. 271. 272. 276. 277.
 Kuh-i-Chodscha II, 283. 284. 297. 300.
 Kuh-i-derbend II, 135.
 Kuh-i-dschemal II, 97. 104. 110. 122.
 Kuh-i-germah II, 133. 135.
 Kuh-i-ghafemi II, 110. 111. 112. 115. 116. 118.
 Kuh-i-gugird I, 195. 203; II, 178. 251.
 Kuh-i-gumbei II, 2.
 Kuh-i-hesar-dere, das Gebirge der tausend Täler I, 305. 309.
 Kuh-i-Spendiar II, 133.
 Kuh-i-Malek-Siah II, 336. 343.
 Kuh-i-margho II, 97. 100. 102. 104. 109. 122. 133.
 Kuh-i-murghab II, 125. 135.
 Kuh-i-nachija II, 116.
 Kuh-i-Naibend II, 102. 108. 109. 120. 123. 124. 127. 128. 131. 132. 133.
 Kuh-i-naschir I, 240. 244. 250.
 Kuh-i-Neh II, 151.
 Kuh-i-nigu I, 277.
 Kuh-i-Nuh (Ararat) I, 74.
 Kuh-i-schah II, 139. 143. 144.
 Kuh-i-schuturi II, 37. 40. 43. 44. 46. 48. 50. 100. 101. 104. 109. 122. 123. 124. 127. 128. 229. 230.
 Kuh-i-toroscho II, 100. 101. 107. 108.
 Kuh-i-tschefab II, 120. 122.
 Kullah, Sammelmünze I, 41.
 Kupfer I, 323.
 Kuraldi, Dorf I, 66.
 Kur Aras, der trockne Aras I, 84.
 Kurden I, 44. 46. 53. 56. 57. 65. 83. 111; Kleidung I, 67; Räuber I, 55. 61. 65; Viehzüchter I, 64.
 Kurdisten I, 135.
 Kurit, Dorf II, 80.
 Kurfchin, Doppeltasche I, 45.
 Kutas I, 11. 12.

Lajen I, 53.
 Lava I, 406; II, 104.
 Leb-i-kewir I, 245; II, 196. 236. 237.
 Lehmwüste II, 334. 335.
 Leichentransport I, 143. 144.
 Lenz II, 225.
 Leontieff II, 222.
 Leopard II, 34.
 Lopatin I, 14. 15. 16.
 Lora-hamun II, 188. 231. 257.
 Lößablagerungen I, 332; II, 241. 242.
 Louis Napoleon, Prinz I, 99.
 Lut II, 109. 125. 127. 130. 133. 136. 157. 158. 159. 166. 169. 171. 187. 192. 195; Etymologie II, 195. 196. 197. 198.
 MacDonald I, 86.
 Macgregor II, 160. 161. 163. 175. 260.
 McMahon, Sir Henry II, 248. 324. 353.
 Macpherson II, 281. 296. 302. 309. 322. 323. 325.
 Mahdi Chan, Gouverneur I, 141.
 Mahmanchaneh, Gasthaus I, 140.
 Matbisi II, 86. 154. 158. 159. 197. 250.
 Maki-tschä, Fluß II, 350.
 Mal, Station II, 376.
 Mälä, giftige Wanze I, 137.
 Malek-Siah-Kuh II, 343.
 Maliat, Steuer I, 134.
 Mandelbaum I, 331. 404.
 Mangal, Kohlenbecken I, 160.
 Mänsil, Poststation I, 111.
 Marand, Stadt I, 112.
 Marco Polo I, 26. 157. 178. 179. 333; II, 203. 245. 265; in der Kewir II, 154; in Persien II, 83—94.
 Martara, Dorf I, 83.
 Martsham II, 217.
 Marmor II, 107.
 Martin, Dr. I, 2.
 Massis (Ararat) I, 74.
 Masjut, Heiðstoff I, 92.
 Matarabschik, Dorf I, 31.
 Medresse, geistliche Hochschule I, 44; II, 55.

- Meidan, Marktplatz I, 43.
 Mefila, Dorf I, 33.
 Melonen I, 307; II, 343.
 Merui, Station II, 370.
 Mesched, Stadt II, 39. 313.
 Meschedi, Titel I, 182.
 Meschedi Abbas, Diener Hedins I, 158.
 173; II, 114. 273. 277.
 Meschi-tscha, Station II, 363.
 Mianeh, Stadt I, 133. 134. 135; Pro-
 dukte I, 134.
 Mianeh-bagh, Dorf I, 134.
 Mianeh-tschai, Fluß I, 133. 134. 137;
 Brücke I, 136.
 Miles II, 211. 212. 215.
 Mil-i-divun, Fluß II, 2. 5.
 Mil-i-Nadir II, 284.
 Mirjamana, Tal I, 32.
 Mirza Abdül Razul, Diener Hedins I,
 158. 182. 207. 218.
 Mission, amerikanische I, 121.
 Monteith II, 225.
 Morier II, 181. 195.
 Mornard I, 139.
 Mojschadscheri, Gegend I, 286. 288.
 Mofsenabad s. Mueffinabad.
 Müdür, Dorfschulze I, 39.
 Mueffinabad, Dorf II, 97.
 Muhamed Aschref Chan II, 344.
 Muhammera I, 70.
 Mühlsteine, Transport I, 109.
 Mulkabad I, 214. 223.
 Murad-su I, 68. 69. 72. 78; Quelle I,
 68; Wassermenge I, 68.
 Mussaffar-eddin Schah I, 123. 124. 153.
 154.
 Mustafa Chan, Hedins Eskorteführer II,
 371. 377. 378.
 Mutasferriß, Dorfschulze I, 39.
 Mutischafsluß I, 26.
 Nachitschewan I, 2. 84. 91. 95. 99;
 Bauten I, 101; Bewohner I, 102;
 Handel I, 102; Noahs Grab I, 101;
 Produkte I, 102.
 Nadir Schah I, 26; II, 217.
 Nagaisa, Peitsche I, 7.
 Naibend II, 126; Bevölkerung II, 128.
 129; Palmen II, 128.
 Nakschi, Beulenpest II, 268.
 Nakschewan (Nachitschewan) I, 101.
 Nasr-eddin Schah I, 123; II, 181.
 Nasretabad, Stadt II, 273. 301. 302.
 307; Bauten II, 312; Bevölkerung
 II, 311; englisches Konsulat II, 302.
 310. 322; Pest II, 307. 309. 311.
 Naus, Zollminister in Persien I, 107.
 120.
 Nazim Pascha, Wali von Erzerum I,
 52. 61.
 Nearchos II, 205. 217.
 Neh II, 151; Kulturpflanzen II, 152.
 Nemet, Salzgürtel I, 335.
 Nemetfar II, 134. 158. 160. 170. 171.
 199.
 Newent, der gelbe Hund I, 192. 199.
 206; II, 8. 106. 124. 144. 330. 336.
 340. 341. 361. 362. 363. 364.
 Nifbei, Dorf I, 140.
 Ninive I, 71.
 Nirissee II, 193. 194.
 Nischan, Steinmal I, 227.
 Nizam-ul-Saltaneh I, 125. 126. 130.
 133.
 Noah, Arche I, 74; Grab I, 101.
 Nobel I, 5.
 Nomaden I, 142; II, 138. 147. 150. 329.
 332. 370. 372. 373.
 Noruz, mohammedanisches Neujahr II,
 134.
 Nuschfi, Station I, 26; II, 377.
 Obrutscheff II, 261.
 Ochjenkarren I, 30. 47.
 Odorico di Pordenone II, 259. 265.
 Ordu, Lager der englischen Grenzfo-
 mission II, 330.
 Osurgeti, Station I, 16.
 Palmen II, 214; II, 4. 74.
 Pambadanah, Baumwollsaat I, 161.
 Panir, Käse I, 115.

- Pānir-i-chorma, Dattelsäse II, 65.
 Panther I, 239; II, 140.
 Pappeln I, 59.
 Parafange (Farfah) I, 176.
 Parfa, von I, 6. 9. 10. 12. 18.
 Parrot I, 74.
 Paskewitsch I, 86.
 Pejestan, Dorf I, 380.
 Persien, Ausfuhr I, 109; Bau des Landes I, 304. 305; Einfuhr I, 108; keine Eiszeit II, 233; ein Faltenland I, 135; Gebirge II, 116; Gebirgsbau I, 222. 269; Geschichte der Kadscharen I, 123; Kopfbedeckung I, 67; Namen für Wüste II, 194; Pensionen I, 120; politische Bewegung I, 154; alte Religion II, 253; Ruinen II, 200. 245; Sandwüsten II, 256; Seen II, 162. 187. 188. 194. 223. 236; Staatenbildung II, 255; Steuerwesen I, 120; Straßen I, 130; Verwaltung II, 274; Zollwesen I, 108. 120.
 Persischer Meerbusen I, 70.
 Perwadeh, Dorf II, 103. 104.
 Pest II, 148. 248. 268. 273. 303—320; Verderbungen II, 319; Impfung II, 316. 317; Mikroben II, 315; Mittel gegen Verbreitung II, 313; Professionen gegen die Pest II, 318. 319; in Seistan II, 304; Serum II, 304. 316; Verbreitung II, 305. 313; Verbreitungsmittel II, 308. 314; Volksmittel gegen II, 317.
 Pferdekarawane I, 37.
 Pferdezug in Erzerum I, 61.
 Pisch, Zwergpalme II, 370.
 Pischtas, Portal mit Spitzbogen I, 52. 112.
 Polak II, 195.
 Polikandrioti I, 25. 27.
 Porphyrt I, 221. 240. 275. 388; II, 361.
 Porphyrit I, 223. 265. 268. 273. 381; II, 132. 133. 135. 137. 270. 360.
 Potanin II, 261.
 Poti, Stadt I, 2. 11. 12. 13. 17.
 Pottinger II, 189. 215. 221.
 Puppelhy II, 242.
 Pura, Hauptstadt von Gedrosien II, 205. 207. 212. 213.
 Pusa-i-verbend, Gebirge I, 305. 306.
 Quarantäne II, 268. 273.
 Quarzit I, 221. 275. 388; II, 370.
 Quetta, Stadt II, 379. 380.
 Rabat, Station II, 345.
 Rabat-gur, Karawanferei II, 37. 38.
 Ragim Chan, Tatarenfürst I, 99. 101.
 Ramasan I, 25. 26. 33. 36. 44. 45. 46.
 Ratten als Pestverbreiter II, 314.
 Reclus II, 215. 258.
 Rescht, Stadt I, 2. 119. 135.
 Rex, Graf I, 152. 163.
 Rhagae, alte Stadt I, 161.
 Rhages, s. Rhagae.
 Richthofen, Freiherr von II, 232. 233. 234. 241.
 Rig-i-bischn, die Wüste der Geister I, 195. 216. 259. 306. 368; II, 174.
 Rig-i-Peskenberi II, 121.
 Rigistan II, 260. 336.
 Rion, Brücke I, 11. 13.
 Ripplemarks I, 302.
 Riza, Diener Hedins II, 326. 327. 342. 378. 380.
 Rize, Stadt I, 22. 23.
 Roghhan, geschmolzene Butter I, 170.
 Rud-chaneh, Flußbett I, 179.
 Rud-i-Seistan II, 328. 329. 331.
 Rußland, gegen Armenier I, 98; Bewachungssystem in Asien I, 78; in Erzerum I, 53. 54; Handel in Kleinasien I, 78; der nordpersische Handel I, 109. 110; Stellung im Kaukasus I, 100; Straßenbau in Persien I, 109; Zollpolitik I, 109. 110.
 Sadarak, Dorf I, 92.
 Sadse, Dorf I, 375.
 Sahara-Melonen I, 307.
 Sähra II, 194.

- Saindek, Dorf II, 358.
 Samtredi, Station I, 15.
 Sandstein II, 13. 107. 109. 111. 125. 151. 388.
 Saturno, Dampfer I, 19. 20. 22.
 Sawelan, Vulkan I, 118.
 Sagaul I, 210. 211. 213. 243. 279. 286. 288; II, 29. 107. 338. 341. 351. 355.
 Schah Abbas I, 107. 116. 129; Kara-
 wanjerai I, 111. 116. 129. 138.
 Schah-kuh II, 144. 148.
 Schahr-i-lut II, 168.
 Schahr-i-Beramin I, 167.
 Schachtacht, Station I, 92.
 Schakale II, 45. 51. 61. 82. 104. 140. 279. 281.
 Schakir, Rutscher Hedins I, 59. 64. 83.
 Schamgefühl II, 141.
 Schatt-el Arab I, 70.
 Schela, Fluß II, 339. 340. 347. 352. 353.
 Scherab, Wein I, 115.
 Schible-Paß I, 128.
 Schiefer I, 223; II, 125.
 Schiiten I, 72.
 Schlangen II, 54. 104.
 Schneefall I, 195—198.
 Schtockwitzsch, Oberst, Verteidiger von
 Bajaset I, 78.
 Schudsche, Dorf I, 110.
 Schuffur, Kavallerist Hedins I, 38. 46.
 Schur II, 195.
 Schur-ab, Salzfluß II, 2.
 Schwarzes Meer I, 1.
 See in der Kewir s. Ab-i-kewir.
 Sehend-kuh, Vulkan I, 118.
 Seide, Nachkomme des Propheten I,
 141. 353. 386; II, 65.
 Seijat, Stamm II, 304. 305.
 Seistan II, 200. 201. 220. 246. 274. 324; Hauptstadt II, 301; Ruinen II,
 247. 248.
 Selbstschufen I, 53.
 Seleucia I, 71.
 Sende-rud II, 249.
 Sendtschan, Gouverneur von I, 141. 142;
 Stadt I, 141.
 Sendtschan-tschai, Fluß I, 137. 140. 143. 144.
 Seng-ab (Steinwasser) I, 306. 404.
 Ser-i-tscha, Dorf II, 134. 139; Be-
 völkerung II, 140. 141.
 Sewari, Reiter I, 35.
 Siah-kuh I, 174. 181. 183. 202. 210.
 Siah-sek, der schwarze Hund I, 309. 312. 323; II, 8. 106. 325.
 Siaret-i-Malek-Siah-kuh II, 344.
 Siaret-i-Sultan, Wallfahrtsort II, 363.
 Sinek-dagh, Bergkette I, 68.
 Sirre, verlassenes Dorf II, 352. 353.
 Skorpion II, 54. 100. 104. 121.
 Sfriabin, Generalkonsul I, 52.
 Smith Guan II, 160. 212. 215. 216.
 Sokoloff II, 225.
 Sorda, Dorf I, 38.
 Sotag, Station II, 371.
 Speisefarte, persische I, 115.
 Spinne, giftige II, 140. 359.
 Strabian, Vizekonsul I, 52. 54. 57. 58. 59. 61.
 Stach, Edward II, 163. 165. 260.
 Stadt, alte, in der Wüste I, 379; II,
 136. 168. 175.
 Stahl, M. J. II, 236.
 Stein, M. A. II, 169. 263.
 Steinbock I, 401; II, 34.
 Steppe, Grenze gegen Kewir I, 256. 257. 259.
 Steppenpflanzen I, 187. 194. 201. 213.
 Stewart, Oberst II, 85. 161. 162. 163. 166.
 Stiftungen, fromme I, 337.
 St. John, Oliver, II, 154. 191. 193. 195. 197. 200. 216.
 Strabo II, 204. 207. 208. 214. 215.
 Straßen, in Kleinasien I, 30; in Per-
 sien I, 130, russische I, 105. 110. 111. 146. 148; türkische I, 35. 36. 64.
 Subschai-i-Nizam I, 113. 114. 115.
 Suezkanal, Wirkung auf Handel in Per-
 sien I, 119.
 Sultan Hussein Niza II, 48.

- Sultanieh, Stadt I, 143.
 Survey of India II, 170.
 Suttschi, Wasserträger I, 3.
 Swjätai Nikolai, Dampfer I, 1.
 Sykes, Major II, 85. 86. 87. 88. 89. 158.
 190. 196. 198. 204. 212. 233.
 Tabakbau II, 44.
 Tabriz I, 2. 3. 17. 24. 45. 55. 109.
 117. 118; Bauten I, 121; Handel I.
 119.
 Tacht-i-Nabiri II, 121. 122. 123.
 Tadscherä, Dorf I, 175.
 Tagh (Sagaul), 210.
 Tahir-bagh, Paß I, 66.
 Tak-Resra I, 71.
 Tallhä, Brunnen I, 214.
 Tamarisken I, 279. 286; II, 30. 43. 63.
 102. 103. 119. 186. 271. 327. 328.
 338. 339.
 Tandurek, Vulkan I, 77.
 Tarabusun I, 24.
 Tarantel II, 54. 104.
 Targuassoff, General I, 78. 79.
 Tasa-kent, Dorf I, 138.
 Tasch-bagh, Berg I, 64.
 Taschli-tschai, Dorf I, 68.
 Tataren I, 41. 83. 100. 101; Feind-
 schaft gegen Armenier I, 95. 97. 98.
 105; Händler I, 10.
 Taurus, armenischer I, 69. 71.
 Tebbes, Stadt und Dase I, 199. 318;
 II, 9. 36. 46. 48; Bazar II, 60;
 Bauten II, 49. 50. 52. 53; europäische
 Waren II, 60; Festung II, 62; Gon-
 verneur II, 50. 51; Hauptmoschee II,
 52. 55; Kulturpflanzen II, 53; Lage
 II, 72. 73; Palmengärten II, 74;
 Theater II, 57.
 Teheran I, 2. 3. 26. 45. 148; Bauten
 I, 149; Lage I, 149.
 Tefe, Dorf I, 39.
 Tefkieh, Theater für die Religionschau-
 spiele II, 56. 57.
 Telegraphenlinien I, 60; englische I, 104.
 134. 139; II, 322; russische I, 104.
 Telegraphenstangen, I, 134.
 Temir Basch (Karl XII.) I, 24.
 Tesek, Dung als Brennmaterial I, 59.
 Teskereh, Fahrpaß I, 126.
 Tewfik Pascha, Minister I, 17. 27.
 Tibet II, 262.
 Tiehe II, 201. 233. 234. 235. 238.
 Tiflis I, 2. 11. 12. 77.
 Tigris I, 69. 70. 71.
 Tifme-basch, Dorf I, 129.
 Timur II, 217.
 Tirebolu I, 36.
 Tomaschek II, 87. 154. 158. 159. 197.
 202. 250.
 Tonschiefer I, 240; II, 137.
 Topra-kale (Maschgerb), Festung I, 65.
 Transkaspische Bahn I, 24.
 Trapezund I, 2. 17. 23. 24. 25. 26.
 27. 45. 46; Geschichte I, 24. 25. 26;
 Handel I, 25. 55; Namen I, 24. 25;
 Verkehr I, 24. 25; Wali I, 27.
 Trato, Station II, 366.
 Tschahrdeh, Dorf II, 43. 44.
 Tschä-medschü, Brunnen II, 29.
 Tschaparchaneh, Wirtshaus mit Post-
 haltere I, 129.
 Tschä-sindan, Station II, 368.
 Tschä-taghi, Brunnen II, 182. 183.
 Tschellgabit, Brunnen I, 203.
 Tschengert, Lagerplatz, II, 21.
 Tschernisuboff, Oberst I, 155. 156.
 Tscheschme-i-dom, Quelle I, 261.
 Tschetwürka, Biergespann I, 104.
 Tschift-minareh I, 52.
 Tschingil, Grenzstation I, 82.
 Tschoroch, Fluß I, 43. 44. 47. 54.
 Tschor-su, Fluß I, 67.
 Tschupunun, Dorf I, 296. 300. 303;
 Bevölkerung I, 297. 298. 299.
 Tuff I, 81. 381; II, 361.
 Tuffsandstein II, 343.
 Tun-o-Rain, Provinz I, 179; II, 84.
 Türken I, 53; Paß gegen Armenier I, 73;
 Post I, 48.
 Turkman-tschai, Dorf I, 131; Friede von
 I, 86.

- Turm von Babel I, 70.
 Turut, Dorf I, 381. 382. 383; II, 242;
 Kulturpflanzen I, 383.
 Tutin, Rañ II, 288. 289. 295. 298.
 Uchansu, Station I, 87. 89. —
 Urmiasee I, 112. 117. 119.
 Utsch-kilisse (Utschmiadsin) I, 68. 85.
 Vaughan, II, 172. 174. 175. 176. 177.
 178. 180. 192. 197. 236. 257.
 Versteinerungen I, 223. 285. 303. 306;
 II, 42. 109. 236.
 Vulkane I, 74. 77. 82. 118.
 Wahrmond II, 196.
 Wald I, 34; Rückgang I, 59.
 Waliad, Kronprinz von Persien I, 121.
 Walid I, Kalif II, 219. 220.
 Walther II, 243. 251. 252. 261. 263.
 Wan I, 57. 78.
 Wanderungen der Dörfler I, 282. 283.
 Wanzen, giftige I, 134. 137.
 Waruk-bagh, Pak I, 41.
 Wedel, von I, 48. 151.
 Weidenbäume I, 66.
 Wein, in Kaukasien I, 84.
 Wells II, 193.
 Weramin, Dorf I, 167. 173; II, 245;
 Bauten I, 168. 169; Kulturpflanzen
 I, 70.
 Wilde Kamele I, 378. 403; II, 174.
 Wildesel I, 187. 212. 213. 217. 218.
 225. 242. 244. 245. 249. 303. 401;
 II, 81. 82. 104. 108. 110. 125.
 Wildgans II, 293. 297; als Pestver-
 breiter II, 308.
 Wildschaf I, 401; II, 104. 140.
 Wind der 120 Tage II, 286. 322.
 Winde I, 284. 324. 335; II, 45. 147.
 266. 323; Namen I, 179.
 Windmühlen II, 147.
 Wojeskow II, 227.
 Wolf II, 34. 140.
 Wüste, persische, Marco Polo über II,
 83—94.
 Wüsten in Turkestan II, 261.
 Yule, Henry II, 83. 86. 87. 89. 92.
 Zebuochsen II, 45.
 Zendavesta II, 253.
 Zigana, Dorf I, 35; Paß I, 34.
 Zigeuner I, 53.
 Zoroaster II, 253. 254.
 Zwergpalme II, 370.



Werke von Sven Hedin.

Transhimalaja

Entdeckungen und Abenteuer in Tibet

Mit 397 einfarb. und bunten Abbildungen nach photograph. Aufnahmen, Zeichnungen und Aquarellen des Verfassers und 10 Karten. 2. Aufl. 2 Bände. Geb. 20 //

Dieses Werk schließt sich auf das engste an „Zu Land nach Indien“ an. Der berühmte Forscher schildert darin seine neueste Durchquerung des gewaltigsten Hochlands der Erde und die Entdeckung der mächtigen Gebirgskette des Transhimalaja. Unter den Tausenden anerkennenden Urteilen der Presse sei das der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“, Basel, hier angeführt: „Wir haben es mit einem Werk von eminenter Bedeutung, mit einer historischen Tat zu tun und dazu mit einem Darsteller, der auch als Schriftsteller sich als Meister erwiesen. So etwas muß jeder gebildete Mensch, vorab auch jeder bildungsbestrebte Jüngling lesen. Das dürfen wir ruhig und freudigst unseren Söhnen als unbedingt über allen Zweifel erhabenes Bildungsmittel geben und empfehlen, wie einen neuen Kosmos von Humboldt. Wer dieses herrliche Buch über den Transhimalaja noch nicht erhalten hat, mag es sich so bald als möglich verschaffen; etwas Lesenswerteres kann man sich gegenwärtig kaum wünschen.“

Im Herzen von Asien

Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden

Mit 347 einfarb. und bunten Abbild. und 5 Karten. 2. Aufl. 2 Bände. Geb. 20 //

Sowohl durch seinen spannenden Inhalt als auch durch den Reichtum und die Schönheit der Abbildungen ist „Im Herzen von Asien“ ein Reiseverf. ersten Ranges. Großartige, ungeahnte Entdeckungen hat Hedin sowohl in dem wüsten-erfüllten Tiefland des Tarimbeckens, als auch auf seiner ersten nord-südlichen Durchwanderung des geheimnisvollen Priesterstaates Tibet gemacht. Es bedurfte aber der Ausbietung einer geradezu fabelhaften Energie, um trotz vieler Opfer an Menschen und Tieren, trotzdem mehr als einmal die Gefahr des Untergangs dem mutigen Forscher unmittelbar drohte, einen Weg fortzusetzen, den noch nie vorher eines Menschen Fuß betreten hatte.

Abenteuer in Tibet

Mit 137 Abbildungen, 8 bunten Tafeln und 4 Karten. 4. Auflage. Gebunden 8 //

Hedin gibt in diesem auf das reichste ausgestatteten Werke eine gedrängte Schilderung der in seinem zweibändigen Werke „Im Herzen von Asien“ ausführlicher dargestellten abenteuerreichen Erlebnisse seiner Reise in dem geheimnisvollen Priesterstaate Tibet. Das Werk ist für die weitesten Kreise des Volkes bestimmt.

Durch Asiens Wüsten

Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China

Mit 107 einfarb. Abbildungen, 2 bunten Tafeln und 5 Karten. 2. Aufl. Geb. 10 //

Vom Bestreben befeelt, den Schleier vom unbekannten Asien zu heben, wagte sich der mutige Forscher hinein in die unermesslichen Eis- und Steinwüsten des „Daches der Welt“ und Tibets und in die von Stürmen durchtobten Sandwüsten des innersten Asiens und drang hinauf in Höhen, in denen der Mensch kaum noch atmen kann. Wohl ging seine Karawane in der Wüste elendiglich zugrunde, und nur er selbst wurde mit zwei seiner Gefährten wie durch ein Wunder nach furchtbaren Qualen gerettet, aber er entriß der Wüste ihr streng gehütetes Geheimnis und entdeckte Jahrtausende alte Städte.



Fürst Borghese-Barzini: Peking — Paris im Automobil

Eine Wettfahrt durch Asien und Europa in 60 Tagen

Mit 168 Abbildungen und 1 Karte. 2. Auflage. Elegant gebunden 10 *M*

Über 16 000 Kilometer hat der Fürst Borghese mit seinem Begleiter in nur 60 Tagen auf dem Automobil zurückgelegt. Die unzähligen Schwierigkeiten, die abenteuerlichsten Erlebnisse in Gebieten, in denen der Europäer noch kaum gewesen war, schildert Barzini, dessen glänzende Feder bekannt ist, in spannender Weise.

Herzog der Abruzzen: Der Ruwenzori

Erforschung und erste Besteigung seiner höchsten Gipfel

Mit 186 Abbildungen, 4 Panoramen und 4 Karten. Elegant gebunden 12 *M*

Diese Hochgebirgstour in Innerafrika, mit allen Mitteln der alpinen Technik überaus erfolgreich und mit den wichtigsten Resultaten für die Wissenschaft durchgeführt, war eine Entdeckungsfahrt von ganz ungewöhnlicher Eigenart und außerordentlichen Sensationen, eine Kraftleistung, die in der ganzen gebildeten Welt berechtigtes Aufsehen erregt hat.

Die Stella Polare im Eismeer

Erste italienische Nordpolexpedition 1899 — 1900

Mit 194 Abbildungen, 2 Panoramen und 2 Karten. Eleg. geb. 10 *M*

Unter übermenschlichen Anstrengungen ist es dem jungen Fürsten aus dem italienischen Königshause gelungen, mit seiner Expedition dem Pole wesentlich näher als Ranzen zu kommen.

Ranzen: In Nacht und Eis

Die Norwegische Polarexpedition 1893 — 1896

Mit 211 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. 2 Bände. Elegant gebunden 20 *M*

Ranzens Reise ist die kühnste aller Polarfahrten. Ein dritter Band, mit 86 Abbildungen und 4 Chromotafeln (geb. 10 *M*), eine willkommene Ergänzung zu Ranzens Hauptwerk, ist verfaßt von zweien seiner Begleiter und schildert das Leben an Bord der „Fram“ nach Ranzens Abschied und die tollkühne Schlittenreise des berühmten Forschers.

Elatin Pascha: Feuer und Schwert im Sudan

Meine Kämpfe mit den Dervischen, meine Gefangenschaft und Flucht

11. Auflage. Mit 1 Porträt in Heliogravüre, 19 Abbildungen, 1 Karte und 1 Plan. Eleg. geb. 10 *M*

Der Verfasser, ein geborener Wiener, war 11 Jahre lang in der Gefangenschaft des Mahdi, bis er unter den größten Gefahren und Entbehrungen fliehen konnte. Er war der wichtigste und darum besonders sorgsam gehütete Gefangene des graniamen Despoten, den dieser am meisten fürchtete. Das Werk Elatins gehört nach dem einstimmigen Urteil der Presse zu den packendsten Erscheinungen der Afrika-Literatur.

Stanley: Im dunkelsten Afrika

Auffuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas

Mit 150 Abbildungen und 3 Karten. 2 Bände. 6. Auflage. Elegant gebunden 20 *M*

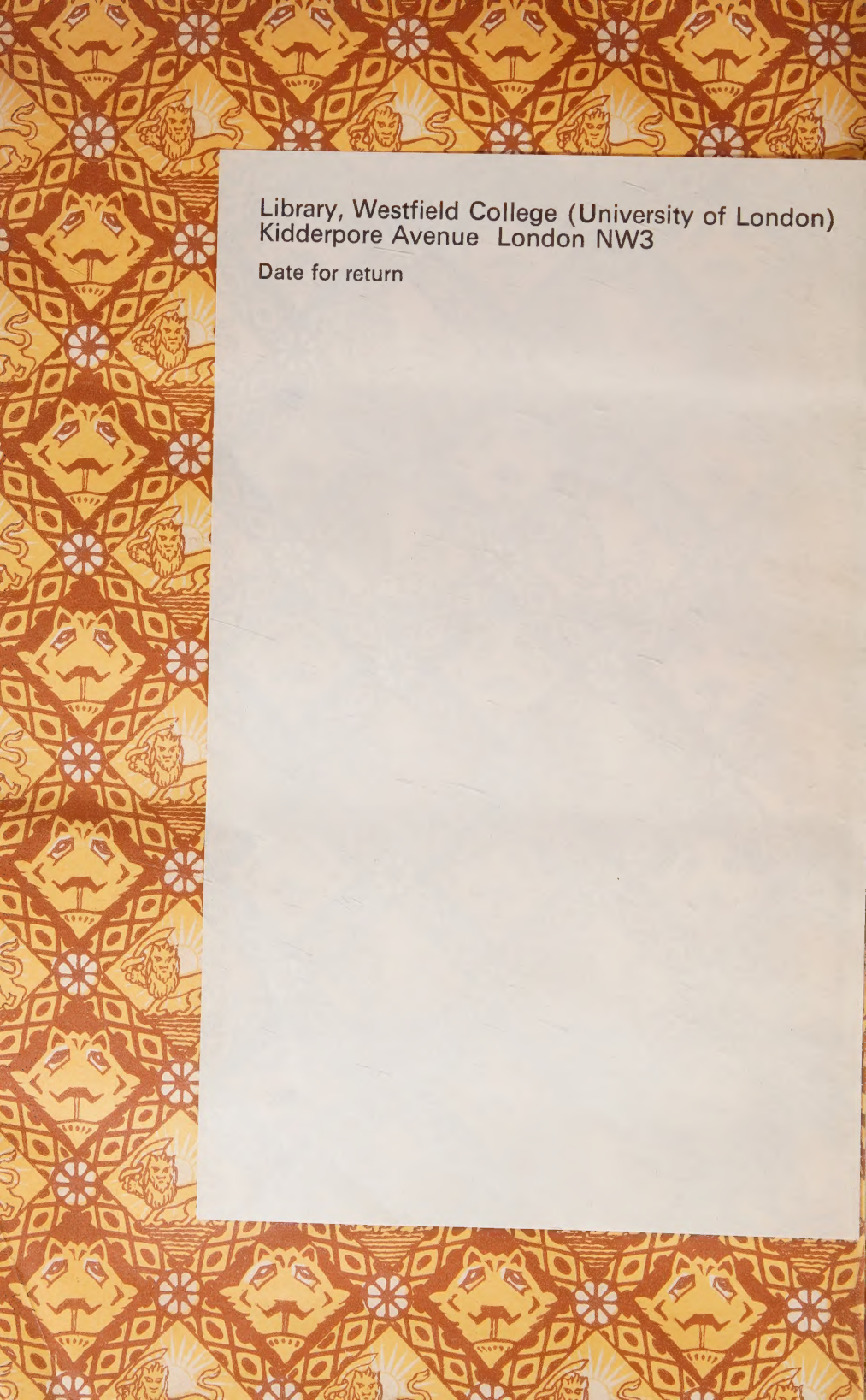
Das Werk gehört zu den wichtigsten Urkunden der Entdeckungsgeschichte des dunkeln Weltteils, von dessen Geheimnissen der Forscher den letzten Schleier gezogen hat. Der täglich sich erneuernde Lobekampf einer Handvoll unerschrockener Helden wird in der Stanley eigenen knappen u. packenden Weise geschildert.

Sverdrup: Neues Land

Vier Jahre in arktischen Gebieten

Mit 225 Text- und Holzschnitten und 9 Karten. 2 Bände. Elegant gebunden 20 *M*

Sverdrup ist es gelungen, Erfolge zu erzielen, die zu dem Bedeutendsten gehören, was in der Polarforschung erreicht worden ist. Das Werk, frisch, lebendig und humorvoll geschrieben, ist mit seiner Fülle packender Ereignisse so spannend wie ein Roman.



Library, Westfield College (University of London)
Kidderpore Avenue London NW3

Date for return

